





Heinrich Eckhard.

Meister Helvetische Gallerie grosser Männer und Thaten in der Schweiz mit 25 gemalten Kupfern von Schellenberg. Zurich. 1786. br. 40 kr. — dasselbe mit schwarzen Kupfern. br. 28 kr. (Seiler à Schaffouse, mai 1852)
— Le même ouvrage, annoncé chez le même antiquaire Seiler, color. 40 kr. (mars 1854). -
— Portraits des hommes illustres de la Suisse, gravés par H. Pfenninger avec la vie de chacun. Zurich 179-. C. — 4 fr. (Schobinger, St Gall, sept. 1855). -
Le même ouvrage, sans les portraits. br. 1 fr. 70 ct. (ibid)

1533 Pfenninger (Henr.) Imagines nomine illustrium ex Helvetia virorum in aes incisae. 3 vol. s. in pet. in-8 cart. 25. -
Recueil de 92 portraits bien gravés (Franck, à Paris, avril 186-)

1296. Meister, Helveziens berühmte Männer, 3 Bde Text mit 90 Kupfern von H. Pfenninger, in 1 Bd. zus. 4 Bde Zurich, 1782-86. Pfbd. 8° - fr. 15.
die Kupfr. sind unbeschnitten u. wohlbehalten. selten.

1297. — Das 2te Aufl. besorgt von J. C. Fäsi. 2 Bde. Zurich, 1799. Pfbd. gr. 8° (Titelblatt zu Bd. 1 fehlt). Dettloff à Bâle. oct. 1877.

265 Pfenninger. H. Helveziens berühmte Männer in Bildnissen (Kupferstich) dargestellt, mit biographischen Nachrichten von L. Meister. 3 Bde. Zürich 1782-9- kl. in 8°. Cart. 15. -
Die ohnehin nicht häufigen Exemplare dieses schönen Werkes sind gewöhnlich als vollständig verzeichnet mit 86 Kupfer (1782-92) - Vorliegendes Ex. mit 92 Kupfer (1782-93), durchaus vollständig, sehr gut gehalten u. die Abzüge der Kupfer ganz frisch.

266 — Dasselbe Werk, zweite Auflage. besorgt von J. C. Fäsi. 2 Bde. mit 92 Kupfer. Zurich 1799 gr.-8°. Hfrz. 8. -

Helvetiens
Berühmte Männer
in Bildnissen dargestellt

von

Heinrich Pfenninger, Mahler,

nebst

kurzen biographischen Nachrichten

von

Leonhard Meister.

Erster Band.





Zürich und Winterthur,

In Commission bey J. C. Füßli und Heinrich Steiner und Compagnie.
1782.

Der

Helvetischen Gesellschaft

Gewiedmet.



Ulrich Zwingli. *

Zwingli erblickte das Licht der Welt den 1. Jenner 1484 zu Wildhausen im Toggenburg. Sein Vater war Amman des Ortes. Bey seinem Oheim, dem Decan zu Wesen, ward er erzogen. Frühzeitig kam er auf die Schule nach Basel; hierauf nach Bern. Am letztern Orte ward er wegen seiner vortrefflichen Singstimme von den Dominicanern ins Kloster gelockt. Seine Verwandten aber forderten ihn zurück und schickten ihn, zur Erlernung der Philosophie, nach Wien. Von Wien zog er wieder nach Basel und ward Schulhalter bey St. Martin. Zur Erholung von ernsthaftern Studien trieb er mit

* S. Bullingers handschriftliche Reformationsgeschichte, Hottingers Kirchengeschichte, Füßlins Beyträge, wie auch Myconius, Adami, Schröcks, Nüschelers Lebensbeschreibungen.



grossem Erfolge die Tonkunst. In seiner Person sah man den gefälligen Weltmann mit dem unerschütterten Helden und Märtyrer, man sah den Mann von Geschmack und Urbanität mit dem heiligen Zeloten vereinigt. Die theologische Aufklärung hatte er vornemlich Wytenbachen zu danken. Die erste Predigt hielt er im J. 1506. zu Rapperswyl, hernach in gleichem Jahr die erste Messe zu Wildhausen, in seinem Geburtsort. Hierauf kam er als Pfarrer nach Glarus. Mit seinen Pfarrgenossen zog er als Feldprediger nach Navarra und vor Marignan. Im J. 1517. kam er als Pfarrer nach Einsiedeln. Je länger je freyer athmete sein Geist im Umgang gelehrter Klosteraufseher. Von kleinfügigem, ängstlichem Formalistengeiste war er so weit entfernt, daß er sich wirklich, wegen seines offenen Wesens, bey den Feinden in Verdacht allzufreyer Galanterie gesetzt hatte. Nicht weniger machte er sich heterodoxer Lehrmeinungen wegen verdächtig, indem er es gewaget hatte, über einige Dinge mit Picus Mirandula gleiche Begriffe zu haben. Schon im J. 1517. hatte er zu Einsiedeln gegen die Vergötterung der heil. Jungfrau geprediget. Wie geläutert sein Geschmack in den schönen Wissenschaften gewesen, sehn wir aus seinen Beylagen zur Ceporinischen

Ausgabe

Ausgabe des Pindars; wenn er über die frostigen Ausleger der Profanscribenten gelacht hat, so bedaurt er, daß auch die H. Scribenten gleich frostig ausgelegt werden. — Auch die ärgsten Feinde, auch ein Faber von Constanz, auch ein Jacob Münster von Solothurn und solche heftige Verfolger konnten unserm Zwingli den Ruhm eines grossen Gelehrten keineswegs rauben; der Papst selber suchte ihn bald durch Pensionen, bald durch Versprechung hoher Beförderungen auf seine Seite zu ziehen. Die Beförderungen schlug er aus; die Pensionen gab er zurück.

So groß er indeß auch bloß als Gelehrter gewesen, eben so groß war er im thätigen, bürgerlichen Leben. Unermüdet, und anfangs nicht fruchtlos war seine Bemühung, bald den Bischoff Hugo von Constanz, bald den Cardinal Matth. Schinner in Wallis, bald den päpstlichen Legaten, Anton Burccius, gegen die Hierarchie zu empören. Erst nachdem diese geistlichen Obern die Hand von dem Reformationswerk abzogen, glaubte er sich persönlich und unmittelbar zur Unterstützung desselben berufen.



Den 11. Christm. 1518. zog ihn das Dohmstift nach Zürich. Daselbst that er den 1. Jenner 1519. im vier und dreißigsten Jahr seines Alters die erste Predigt. Sein Kanzelvortrag war populär, menschlich, patriotisch. So sehr dieser neue Predigtton den Einen zuwider war, so willkomm war er den Andern; je geldfressender der päpstliche Aberglaube geworden, desto geneigter war man zur Abschaffung desselben. Indeß ward Zwingli von dem Bischoff zu Constanz durch seinen Vikar, Joh. Fabri, wie auch von dem Chorherr Hofmann beym Dohmstift als Neuling verklagt. * Zwingli rechtfertigte sich in seinem Archeteles. ** So unzufrieden der Constanzische Bischoff über seine neue Lehre gewesen, so wohl hingegen gefiel ihm der Eifer, womit Zwingli sich gegen Bernhardin Samsons Ablaßkram empörte.

Im J. 1519. lag Zwingli gefährlich krank an der Pestseuche. Auf seinem Krankenlager beschäftigte er sich mit Verfertigung erbaulicher Lieder.

* Die eine von Hofmanns Klagschriften befindt sich gedruckt in Füßlins Beyträgen, Th. III. Absch. 2. die andre ungedruckt in Hottingers handschriftl. Thesaur. auf der Stiftsbiblioth. D, 14. f. 243.

** S. Zwinglis opp. T. I. fol. 124.

Lieder. Noch hat man in dem Zürcherischen Kirchenarchiv mehrere seiner teutschen Gedichte.

Von Zeit zu Zeit befanden sich teutsche und wälsche Bottschafter in Zürich. Mit Enthusiasmus eiferte Zwingli gegen alle auswärtigen Bündnisse; die Pensionen aber sprachen beredter als Zwingli. Aus Unwillen über seine Philippicas gegen das Reislaufen ward nun von mehrern seine Lehre für ketzerisch erkläret. Immer war er sorgfältig darauf bedacht, daß die Abschaffung des Papsttums mit dem wenigsten Tumult, daß sie nach gesetzlichen Formalitäten geschehen möchte. Auf Befehl der Zürcherischen Regierung wurden verschiedene öffentliche Religionsgespräche gehalten. In einem solchen, den 12. Heum. 1522. ward der gelehrte Mönch, Franciscus Lamberti, von Zwingli bekehret. Unvermerkt ward von der Hierarchie eine Kette nach der andern zerbrochen. Im J. 1524. verehlichte sich Zwingli mit Anna Rheinhard, Wittwe Hans Meyers von Knonau. In gleichem Jahr wurde von jeder Zunft ein Aufseher mit Maurern und Zimmerleuten von Kirche zu Kirche geschickt, um die Krucifixe und Bilder von den Altären und Wänden herunter zu nehmen; sorgfältig wurden sie in besondern Zimmern verwahrt, um sel-

 bige,



dige, bey etwaniger Veränderung der Volkes-gesinnungen, sogleich wieder herstellen zu können. Indeß geschah alles ohne geringste Empörung. Den andern Kantons hingegen war dieses Unternehmen zuwider. Für und wider erschienen verschiedene Schriften. Eben so groß war itzt der Einfluß der schriftstellerischen Feder, als sonst die Schatzkammer oder das Zeughaus der Grossen der Erde. Und die Feder war Ursache, daß sich die Schwerdter entblößten. Als sich der Reformationsgeist auch über die gemeinschaftlichen Herrschaften auszubreiten anfing, widersetzten sich die catholischen Kantons, und es entstanden unter Bundesgenossen und Brüdern blutige Fehden.

Mit dem Kraislauf der Ideen scheint es gleiche Bewandtniß wie mit dem Kraislauf des Geldes zu haben; nicht stufenweise verbreitet, nicht durchgängig und gleichförmig vertheilt, scheint schnelle Anschwellung neuer Känntnisse eben so gefährlich als z. B. für die Spanier jene neuen Schätze aus Indien waren. Eben so unsicher ist eine bürgerliche Gesellschaft, in welcher die einen Glieder zu arm am Geiste, die andern hingegen zu reich sind, als eine solche, in welcher sich allzugrosse Ungleichheit der Glücksgüter be-

findet.

findet. So sehr wir daher jene litterarischen Herkule des sechszehnten Jahrhunderts verehren, so gestehen wir, daß je ungewohnter das neu angezündete Licht war, dasselbe auch, ganz wider ihre Absicht, desto fürchterlicher blöde Augen verletzte. Plötzliche Umkehrung der Denkart erschütterte den Pöbel so sehr, daß er, auf einmal von dem Abgrund zum Himmel geschleudert, im Taumel sich selber verlor und zwischen Lichtengel und zwischen Geist des Tänarus nicht allemal zu unterscheiden im Stand war. Zugleich mit dem päpstlichen Joche schüttelten nunmehr die Wiedertaüfer jedes noch so heilige und wolthätige Band der bürgerlichen Ordnung von sich. Schon im J. 1525. ward mit diesen Schwärmern vor dem grossen Rathe eine Unterredung gehalten. Je mehr sie theils den Namen der reformirten Kirche entehrten, theils mit Geistesverirrungen zugleich Ausschweifungen des Lebens verbanden, desto mehr sah sich gegen selbige die Regierung zu strengern Maaßregeln genöthigt. Ungeachtet Zwingli immer die gelindesten Mittel empfahl, so konnte er keineswegs die Verbannung der einen, und die Hinrichtung der andern unter diesem sectirischen Haufen verhindern.



Auch von Seite der catholischen Kantons ward je länger je mehr das Schiff der reformirten Kirche bestürmet. Anstatt Schutz bey der lutherischen Kirche zu finden, entstand zwischen beyden Kirchen ein trauriges Schisma. Zur Vereinigung derselben ward im J. 1529. zu Marburg eine Unterredung gehalten. Dabey erschienen Zwingli und Luther, jeder von den gelehrtesten Secundanten begleitet. Fruchtlos hatte sich die Unterredung geendigt.

Mit dem Federkrieg, der gegen auswärtige Theologen geführt wurde, waren nunmehr in dem eydgenössischen Schoosse thätliche Kriegesunruhen verbunden. Schon hatte sich der Kanton Bern zur reformirten Lehre geneigt; allein in dem Lande Hasle, einer Bernerprovinz, neigten sich die Einwohner von neuem zum Papsttum; durch die Unterwaldner ward ihre Empörung begünstigt; einige catholische Kantons verschworen sich mit Ferdinand gegen das Reformationswerk. Hierauf weigerten sich die Züricher und Berner neben den Unterwaldnern zu Tage zu sitzen; auch vereinigten sich die Züricher voreilig mit den Glarnern zur Secularisirung der Abtey St. Gallen. Als Anton Abacker von Unterwalden schon bereit war, als Landvogt in die

die gemeinschaftliche Herrschaft Baden, und zwar mit zahlreichem, bewafneten Gefolg einzuziehen, so zogen den 5. Brachm. 1529. die Züricher bey 500. Mann stark nach Bremgarten und in das Kloster Mury. Den 8. Brachm. zogen noch 600. andre Züricher nach Rüti und Rappersweil; den 9. Brachm. ein anderes Kriegspanner von Zürich nach dem Kloster Kappel. Umsonst daß man von diesem Zug unsern Zwingli zurückhalten wollte, er schwang sich auf ein Streitroß, mit glänzender Helparte auf der Schulter, und zog auch mit. Den 26. Brachm. 1529. ward eine für die reformirten Kantons sehr günstige und ehrenvolle Aussöhnung getroffen. Durch ihre siegreichen Waffen hatten sie durchgängige Gewissensfreyheit behauptet. Von neuem wurden die cathol. Kantons über den triumphirenden Fortgang der Reformation äusserst erbittert. Nach fruchtlos wiederholten Tagleistungen, schlugen die Züricher den catholischen Nachbarn die Zufuhr des Proviants ab, und machten sich fertig zu kriegerischem Auszug. Durch auswärtige Vermittler ward für einmal der Ausbruch der Kriegesflammen gehindert.

Von allen Seiten ward unterdessen Zwingli als vermeintlicher Stifter so vieler Unruhen ver-

folgt. Den 20. Heum. 1531. trat er vor die Versammlung des Rathes und bat um Entlassung, weil doch seine Bemühungen nicht nur mit Undank bezahlt, sondern von den Pensionern gänzlich vereitelt werden. Auf Ansuchen einer oberkeitlichen Comittee entschloß er sich von neuem zur Beybehaltung seines Amtes.

Den 9. Weinm. 1531. machten die Catholischen ihr Kriegsmanifest bekannt und forderten von Zürich die Auslieferung der alten eydgenössischen Bünde. Zu Zug befand sich das catholische Hauptlager. In Zürich war man saumselig und schläferig; gegenseitiges Mißvergnügen und Mißtrauen hinderte schnelle und thätliche Vorkehr. In zerstreuten, wenig zahlreichen, muthlosen Haufen zogen die Züricher nach Kappel den Feinden entgegen. Auf Befehl des Senates ritt Zwingli als Feldprediger auch mit. Den 12. Weinm. 1531. geschah die fatale Schlacht, in welcher die Reformirten die größte Niederlage erlidten. Von den Catholischen ward das verlaßne Lager der Züricher geplündert. Viele von diesen letztern, die halb todt lagen, wurden unter abscheulichen Beschimpfungen völlig niedergehauen. Die Menschlichern unter den Siegern wurden zum Mitleiden bewogen;

wogen; sie nahmen die übriggebliebenen Züricher gefangen; setzten sie zum Feuer, indem es in dieser Nacht ungemein kalt war; pflegten sie und waren mit Heilung ihrer Wunden beschäftigt. Unter den Erschlagenen lag Zwingli. Von Steinen zu Boden geworfen, raffte er sich auf; sank wieder nieder und erhob sich von neuem. Auf den Knien schrie er: den Leib können sie töden, doch nicht die Seele! — Dann fiel er rücklings; mit gefaltenen Händen und zum Himmel gerichteten Augen fleht' er zu Gott auf. Hauptmann Fuckinger von Unterwalden stach ihm den Dolch in die Kähle, und bald hernach gab Zwingli den Geist auf. Mit ihm theilten gleiches Schicksal Geroldseck, Statthalter der Abten zu Einsiedeln; Conrad Schmid, Commenthur zu Küßnach; Johann Haller, damals Pfarrer zu Bülach; Wolfgang Joner, Abt zu Kappel und andre seiner gelehrten Freunde, die auf dem Schlachtfeld als Märtyrer für Wahrheit und Vaterland starben.

Erst Tags drauf entdeckte man den todten Zwingli, ganz kennbar, mit lebhafter Farbe. Die Einen wainten Thränen des Mitleids; die Andern fielen, ungeachtet alles Abmahnens der Kriegshaüpter, voll Wut über die Leiche. Durch

den

den Scharfrichter ward sie zu Asche verbrennet.

Sein wolthätiges, ruhmvolles Leben hatte Zwingli nicht höher gebracht als auf 47. Jahre, 9. Monate und 11. Tage. Nach seinem Hinschied wurden seine Schriften in vier Folio-Bänden gesammelt.

Joachim von Watt, Vadian genannt. *

Er ward den 29. Nov. 1484. zu St. Gallen gebohren. Sein Vater war Leonhard von Watt, ein Kaufmann und des Raths zu St. Gallen; Liebhaber und Beförderer der Künste und Wissenschaften.

Vadian legte den Grund zu den Wissenschaften in seinem Vaterland, und zwar mit so vielem Fleiß, daß er, um dem Schlaf abzubrechen, die gebundenen Werke des Virgils zum Schlaf-

kissen

* S. Bullingers handschriftliche Reformationsgeschichte.

kissen machte. In Wien setzte er seine Studien, besonders die Geographie mit unermüdetem Fleiß fort. Als ein starker feuriger Jüngling ganz sich allein überlassen, stürzte er sich oft in Lebensgefahr, indem er bey jeder Gelegenheit sogleich mit dem Degen und überhaupt zu den gefährlichsten Unternehmungen bereit war. Auf dringendes Anhalten des Vaters aber wachte ein wienerischer Handelsmann über das Betragen des Jünglings, und vermochte durch rührende Vorstellungen so viel auf ihn, daß er alle Raufereyen auf die Seiten setzte, und sich ganz der Gelehrsamkeit wiedmete. Um seinem Vater Unkosten zu ersparen nahm er in Villach in Kärnthen die Stelle eines Schulhalters an. Allein der Aufenthalt an einem so kleinen Ort schien ihm zu mühsam. Deßwegen begab er sich bald wieder auf Wien, um der Gelehrten Umgang geniessen zu können. Gar bald ward er daselbst zum Nachfolger des Angelo Costo von Bologna ernennt. Bey diesem philosophischen Lehramt erwarb er sich Beyfall; wegen seiner gelehrten Arbeiten erhielt er den 12. März 1514. von Kaiser Maximilian dem Ersten den poetischen Lorbeer. In dem folgenden Jahre hatte er die Ehre, im Namen der Wiener Universität den König von Polen Sigismunden und zwar in

Abwe-



Abwesenheit des Kaisers zu bewillkommen. Seither ward er zum Rector der hohen Schule erwählet. Einige Zeit blieb er ungewiß über die Auswahl eines Berufes; anfänglich hatte er grössere Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit; in der Folge aber wählte er die Arzneykunst. Den 9. Nov. 1518. nahm er zu Wien den Doctorgrad an. Zehen Jahre hatte er in Wien zugebracht, und von da aus verschiedene kleine Reisen nach Teutschland, nach Ungarn, und nach Italien gemacht. Endlich kehrte er, ungeachtet vieler Einladungen verschiedener Grossen zu ansehnlichen Bedienungen, nach St. Gallen zurück. Daselbst ward er mit einem Jahrgehalte zum Stadtarzt ernannt. — Im J. 1519. verheyrathete er sich mit Martha Grebel von Zürich.

Die damaligen Religionszwiste führten ihn auf theologische Studien. Durch die Schriften der Reformatoren ward er bewogen, der römisch-catholischen Kirche Abschied zu geben. Nachdem er in seiner Vaterstadt unter die Rathsglieder aufgenommen wurde, gab er sich alle Mühe für Ausbreitung der Zwinglischen Lehre. Im J. 1523. war er zu Zürich, und 1528. zu Bern bey den gehaltenen Religions-Disputationen Präsident. Durch den glücklichen Erfolg

folg seiner Bemühungen erhob er sich im J. 1526. zur Consulat-Würde — Bey jenem Tumult in dem Thurgauischen Karthaüserkloster zu Ittingen lief er Gefahr, für die gute Sache Märtyrer zu werden. Auf die unruhige Tagsatzung nach Zug hatten die St. Galler auch ihren Bürgermeister gesendet; als dieser zum Frieden redete, fuhr im gesessnen Rath der Gesandte von Lucern auf, mit wütender Stimme: „all dieß „Unwesen kommt von dem ketzerischen Zwingli; „und du, Doctor von St. Gallen, hilfst ihm, „so daß du nicht länger Sitz und Stimme in „unserer Versammlung verdienest!" — Auf der andern Seite erhob sich gegen Vadian der Gesandte von Ury und übergoß ihn mit schimpflichen Worten. Schon war Vadian auf dem Punct, das Recht anzurufen, als der Gesandte von Zug aufstand und sagte: „liebe Herren und ge„treue Eydgenossen, das will zu viel werden; „setzt euch nieder, und laßt den Herrn Doctor „ungekränkt bey seinen Rechten. Nicht also soll es „unter uns Eydgenossen zugehen" — der Bürgermeister aber begab sich zur Thüre hinaus in den Gasthof. Hierauf kam sein Schwager, Michael Studer von Zug, zu ihm, mit Nachrichten, daß etliche wilde Gesellen einen Anschlag gemacht haben, den Doctor im Gasthof zu über-

überfallen und an ihm ihre Büberey auszuüben. Eilfertig also flüchteten sich beyde, und kamen durch verschiedene Abwege nach Kappel. — Einige Monate nachher kamen seine feindselige Mitgesandte nach St. Gallen — Vadian vergaß die ihm angethane Unbillen, grüßte und bewillkommte sie freundlich, führte sie unter dem Arm durch die Stadt, und erzeigte ihnen alle mögliche Ehre. 1530. half er als Gesandter die kriegerischen Streitigkeiten zwischen Savoyen dem sogenannten Löffelbund und Genf vergleichen.

Durch Rechtschaffenheit und Klugheit hatte er sich so sehr das Zutrauen seiner Bürger eigen gemacht, daß sie ihn zum 9ten Mal mit der consulorischen Würde beehrten. — Er starb den 6. April 1551. in einem Alter von sechs und sechzig Jahren.

Die Stadtbibliotheck in St. Gallen hatte er mit kostbaren Büchern und sonderheitlich auch mit dem reichen Schatz seiner Handschriften beschenket. — Unter seinen gedruckten Schriften erwähnen wir nur folgender:

1. De

1. De Poëtica & Carminis ratione, ad Melch. Vadianum, fratrem. Viennæ Auſtriæ 1518. in 4to.

2. Pomponius Mela, cum Commentariis Joach. Vadiani. Viennæ Auſtr. 1518. in fol. It. Baſil. 1522. in fol. It. Pariſ. 1530, und 1540. It. Baſil. 1557, und 1577. in fol.

3. Georg. Collimitii & Joach. Vadiani in C. Plinii de naturali Hiſt. Lib. II. Scholia. Baſil. 1531. fol.

4. Epitome Aſiæ, Africæ & Europæ, præcipue locorum deſcriptionem continens, quorum in Actis Lucas, paſſim autem Evangeliſtæ & Apoſtoli meminere. Cum addito in fine Elencho Regionum, Urbium, Amnium, Inſularum, quorum in novo Teſtam. fit mentio. Tig. 1535. in fol. It. additis Tabulis Geographicis. Tig. 1548. in 8.

5. Widerlegung der Schwenkfeldiſchen Irrtümmer. Zürich in 8.

6. Conſilium contra peſtem. Baſil. 1546. in 4to.



7. Chronologia Abbatum Monasterii St. Galli, cum notationibus ex vetustis Membranis. S. Goldast im ersten Tom, S. 152.

8. De obscuris verborum significationibus, Goldast Tom. II. S. 82.

9. Farrago antiquitatum allemanicarum. Goldast Tom. III. S. 1.

10. De Christianismi Ætatibus. Ebend. S. 159.

11. De Conjugio Servorum apud Alemanos, Ebend. S. 193.



Hans Holbein.



Derselbe ward im J. 1498. oder (wie andre wollen,) 1495. gebohren. Grönstadt und Augspurg streiten um die Ehre, ihn in ihrem Schoosse erzeuget zu haben. Sein Vater, auch ein Mahler, hatte sich hernach in Basel niedergelassen. Von ihm erhielt der Sohn den ersten Unterricht in der Mahlerkunst. Sehr jung hatte

dieser

dieser mit ausserordentlichem Glücke das Bild des Erasmus entworfen. Im J. 1516. durchblätterte er bey nächtlicher Weile mit Oswald Müller die neuerlich herausgekommene Lobrede der Narrheit. Gleichsam von dieser Lecture begeistert, zeichnete er sogleich an dem Rande des Buches mit der Feder die launigsten Scenen, die Erasmus beschrieb. Diese Zeichnungen werden zu Basel auf dem öffentlichen Büchersaal aufbewahrt. Im J. 1676. wurden sie von Carl Patin in Kupfer gebracht, um zur Auszierung des Erasmischen Werkes zu dienen; seither haben Gueudeville und andere ihren Uebersetzungen die gleichen Figuren beyfügen lassen; sehr genau sind sie in der teutschen Uebersetzung abgedruckt, welche W. G. Becker im J. 1780. zu Basel herausgab. — Erasmus ließ sich das Buch mit Holbeins Zeichnungen vom Oswald Müller leihen, behielt es zehen Tage bey sich und durchsah es mit ausserordentlichem Vergnügen. Auf des Erasmus Empfehlung hin nahm ein durchreisender Engländer den jungen Holbein mit sich nach London. Diesem gab Erasmus einen Brief mit an den damaligen Großkanzler Thomas Morus und zugleich sein von Holbein gemahltes Portrait. Qui has reddit, schreibt Erasmus, est is, qui me pinxit, ejus commen-

 datione

datione te non gravabo, quanquam est insignis Artifex. Hic frigent artes, petit Angliam, ut corrodat aliquot Angelatos. Dieser Brief ist im J. 1526. geschrieben. — Unterwegs verweilte sich Holbein in Antwerpen; auch da gab er Proben seiner ausserordentlichen Geschicklichkeit und bekam neue Empfehlungsschreiben von P. Aegidius nach London. Ziemlich ärmlich indeß behalf er sich immer, bis er in England von Thomas Morus beherbergt wurde. Beynahe zwey Jahre blieb er bey diesem zu Chelsey verborgen, und zwar damit ihn nicht entweder der König oder einige Grossen des Reichs vor Vollendung seiner Arbeit hinweglocken möchten. Nach Vollendung derselben lud Morus den König und die Vornehmsten des Hofes zu sich; unter andern Gemählden zeigte er ihnen seine ganze Familie, auf einer grossen Tafel von Holbein gemahlt. Der Monarch verlangte den Künstler zu sehen. Holbein ward ihm sogleich dargestellt und von ihm in Dienste genommen. Zu verschiedenen Malen mußte er seither das Bild des Monarchen entwerfen, gleichwie er auch zu mehrern Malen die Königin, das königliche Haus und die ersten Hofbedienten gemahlt hat. Unter seine Meisterstücke gehört dasjenige, welches sich in dem grossen Vorzimmer zu Withe-Hall be-

findt;

findt; in diesem unvergleichbaren Gemählde wird Heinrich VIII. mit seiner Gemahlin, Johanna Seymour, und im Hintergrund Heinrich VII. mit seiner Gemahlin, Elisabeth, vorgestellt. Nebst andern kostbaren Seltenheiten ist dieses Kunstwerk in dem Feuerbrand vom J. 1697. zu Grunde gegangen. Die grosse Schildertafel von der Familie des Morus ist in die Arundelische Bildersammlung, und hernach in Doctor Meads Kunstkammer gekommen. Ein sehr vortreffliches Stück von Holbein, nämlich das Bild des Erzbischoff Warhams, befindt sich in dem Palaste zu Lambeth. — Folgende Anecdote dürfen wir nicht übergehen: Holbein sprach mit Morus von einem englischen Lord, den er vormals in Basel gekannt hatte und auf dessen Namen er sich nicht mehr bedachte. Sogleich ergriff der Künstler den Pinsel und entwarf das Portrait so genau, daß Thomas Morus sogleich den Grafen von Arundel, Sohn des Herzogs von Norfolk erkannte. — Ein andermal hatte Holbein Arbeit beym König; vor Vollendung derselben sollte sie niemand zu sehen bekommen. Mit Gewalt drang ein gewisser Graf in das Zimmer; dieß verdroß den Künstler so sehr, daß er den ungestümen Graf die Treppe hinunterwarf. Dieser beklagte sich bey dem Mo-

narchen; der Monarch wies ihn höhnisch weg, mit Verdeuten: daß er aus den geringsten Unterthanen so viel Grafen zu machen im Stand sey, als ihm beliebe; hingegen sey er nicht vermögend, einen einzigen Holbein zu schaffen. — In der Jugend war freylich unser Künstler, wegen gemeiner Erziehung und in dem Umgang mit niedrigen Leuten, wenig geschliffen und wirklich allzusehr den Ausschweifungen, besonders auch dem Trunke ergeben. Unter eine Figur, welche die Weichlichkeit vorstellte, mit der Aufschrift Epicuri de Grege Porcus, setzte zum Scherz Erasmus den Namen des Holbeins. Nach und nach wurden seine Sitten und sein Geschmack, besonders auch im Umgang eines Erasmus, Amerbachs, Morus verfeinert. — Nachdem sich unser Künstler einige Zeit in England aufgehalten hatte, kam er wieder nach Basel. Für den Erasmus hatte er noch einmal die Familie des Morus gemahlt. Sorgfältig wurde seither dieses Gemählde auf dem Rathhaus in Basel verwahret. Auf der baslerischen Bibliotheck sollen sich gegen zwanzig Holbeinische Originalgemählde befinden; unter denselben wird sonderheitlich eine Christus-Leiche geschätzet. Auf eben derselben Bibliotheck sieht man nun von diesem Künstler die Darstellung des Leidens Christi,

in

in acht Feldungen, von unschätzbarem Werthe. Welche ehedessen auf dasigem Rathhause gezeigt wurde. Die meisten seiner Kunstwerke befinden sich in England, in dem königlichen Kabinete, in dem Saal der Wundärzte, in dem Palast Pembroke u. s. w.

Nachdem Holbein seine Ehgenossin und seine Kinder in bequeme Glücksumstände gesetzt hatte, nahm er Abschied von ihnen und begab sich wieder nach London. So glänzend und glücklich daselbst sein Aufenthalt war, so zogen sich gleichwohl von Zeit zu Zeit schwarze Trauerwolken über seinem Haupte zusammen. Im J. 1535. ward sein Freund Morus auf der Blutbühne enthauptet; im Jahr 1547. verlor er durch den Tod seinen königlichen Wohlthäter, Heinrich VIII. Er selbst wurde im J. 1554. in einem Alter von sechs und funfzig Jahren, zu London von der grossen Pestseuche hinweggerafft.

So groß Holbeins Anlagen gewesen und so ungemein vieles die Natur selber an ihm gethan hatte, so sehr waren in der ersten Jugend die äussern Umstände seiner Ausbildung entgegen. An seinem Vater hatte er einen Lehrer, der sich wenig über das Mittelmässige em-



vor schwang; vorzügliche Kunstwerke hatte er keine gesehn. Den Lehrling und Lehrer drückten Mangel, und was noch peinlicher ist, Erniedrigung; in seinem Stand und an seinem Geburtsort fand er wenig Gelegenheit zur Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten: alle Hindernisse wurden von seinem kühnen Geiste besieget. Mit Dürrer, seinem Zeitgenossen, ward er der Stifter teutscher Art und Kunst. Sey Dürrer der Teutschen Michael Angelo, so ist Holbein ihr Raphael. Ueberhaupt findt man bey Holbein schöne Formen, natürliche und gutgeordnete Gedanken, edle Grazien, doch unausgebildeter als des göttlichen Urbiners; in den Gewändern und Falten übertrift er Dürrern; im Ausdruck der Leidenschaften ist er ganz Natur, ganz Herz und Geist, abwechselnd nach dem verschiedenen Caracter der Personen; im Colorit hat ihn keiner seiner Zeitgenossen in Teutschland übertroffen. Das Costume der Zeiten und Länder ist in seinen historischen Gemählden treulich beobachtet; ohne Zweifel daß ihm zur Erreichung desselben seine gelehrten Freunde, Morus und Erasmus behülflich gewesen.

Johann

Johann Oporinus. *

Im J. 1507. ward Oporin in Basel gebohren. Sein Großvater, der in Straßburg die ansehnlichsten Bedienungen bekleidete, war darauf bedacht, seinem einzigen Sohn, Johann Herbst, eine gelehrte Erziehung zu geben. Wegen des Hasses einer Stiefmutter mußte es ausser dem väterlichen Hause unter Aufsicht des Stadtschreibers geschehen. Von dem Sohn dieses leztern, einem Mahler, ward der Jüngling zum Studium der Mahlerkunst verleitet. Als er seinem Vater hievon Nachricht gab, war dieser ungemein entrüstet, in seinem Sohn, anstatt eines Gelehrten, einen Mahler zu finden; für immer ward der Jüngling aus dem väterlichen Hause verwiesen. Hierauf flüchtete er sich nach der Schweiz und überließ sich ganz seinem mahlerischen Genie. Nach dem Tod seines Vaters ward der junge Erbe aufgesucht; allein sein Meister wußte jede Nachfrage ganz zu vereiteln, aus Furcht seinen geschickten Schüler zu verlieren, wenn ihm eine reiche Erbschaft zufliessen sollte. Ganz also der väterlichen Güter, ganz aller Vor-

* S. Vitas selectas. Vratislaviæ 1711.

sorge seiner Straßburger Verwandten beraubet, ließ er sich nun in Basel nieder und verheyrathete sich mit Barbara Lupfartim. Mit dieser erzeugte er, ausser unserm Johann Oporin, noch drey Töchter; die eine von diesen letztern ist hernach Mutter des berühmten Theodor Zwingers geworden.

Je mehr die Eltern sich selber in kümmerlichen Umständen befanden, desto eifriger waren sie darauf bedacht, ihren Kindern das einzige, mögliche und zugleich das beste Erbtheil, eine günstige Erziehung, zu verschaffen.

Nachdem der junge Oporin den Grund zu den Wissenschaften in Basel gelegt hatte, begab er sich nach Straßburg; daselbst lebte er beynahe vier Jahre unter den armen Schülern sehr kümmerlich. Im Lateinischen und Griechischen genoß er den Unterricht des geschickten Gebwilers. Mit gelehrten Schätzen bereichert, kehrte er nunmehr nach Basel zurück. Aus Mangel an Unterhalt sah er sich genöthigt, nach der Abtey St. Urban im Luzernergebiete zu gehn, um daselbst der studirenden Jugend Unterweisung zu geben. Daselbst gerieth er in vertraulichen Umgang mit einem luzernischen Canonicus, Na-

mens

mens Bylotectus. Nicht lange hernach verließ dieser letztre seine fette Präbende, trat zur reformirten Religion hinüber, verheyrathete sich in Basel und starb daselbst an der Pestseuche. Des mönchischen Schulunterrichtes überdrüssig, war auch Oporin seinem gelehrten Freunde nach Basel gefolget. Um sein Brod zu erwerben, copirte er die griechischen Theologen, den Irenäus und andre, welche hernach Joh. Frobenius herausgab. Endlich heyrathete er im J. 1527. seines Freundes Bylotectus Wittwe. Als verdienstliches Werk gegen den Verstorbenen betrachtete ers, indem er zu seinem eignen Nachtheil sich dem Joch der mürrischen Alten unterzog. Im Scherze pflegte er zu sagen: er übe sich, wie Socrates, an der Seite seiner Xantippe in der philosophischen Selbstverlaügnung. Als er von dem bösen Weibe mit einem Hagel von Scheltworten bestürmt und endlich mit einem Topf unsaubern Wassers begossen worden, sagte er ruhig: dacht ichs doch, daß das Donnergewitter sich in Regen auflösen werde. Die Geduld, die er zu Hause bey seinem Weib lernte, übte er auch in der öffentlichen Schule aus, über die er gesetzt worden war. Da aber die haüfige und höchstbeschwerliche Arbeit sehr wenig Gewinnst brachte, so rieth ihm Joh. Oeco-

lampa-



lampadius, daß er sich der Arzneykunst wiedmen solle, um so viel mehr da nun eben Theophrastus Parazelsus sich in Basel befand und ihm mit pralerischem Tone versprach, daß er ihn in Zeit von einem Jahr in allen Kunstgeheimnissen einweyhen wolle. Nicht nur bey den öffentlichen Vörlesungen des Parazelsus war Oporin sehr fleissig, auch genoß er als Famulus den täglichen Umgang seines Lehrmeisters. Was dieser teutsch in die Feder dictirte, faßte der Zuhörer sogleich in lateinischer Sprach auf. Theophrast nämlich war ein schlechter Lateiner; indeß war sein Gedächtniß so glücklich, daß er ganze Stellen des Galenus auswendig daher sagen konnte. Wenn er auf seinen botanischen Spatzirgängen eine unbekannte Pflanze antraf, so pflegte er zu den Schülern zu sagen, daß diese Pflanze zu nichts tauge. — Wie brennend Oporins Lernensbegierde gewesen, beweist die Geduld, womit er seines beynahe immer trunkenen Lehrmeisters unanständiges Betragen zu dulden gewohnt war. Als dieser letztere behauptete, daß der alcalische Urin die gewisseste Anzeige des Naturels sey, in so fern man sich drey Tage lang aller Speisen und Getränke enthalte, so that dieses Oporin; nach dreytägigem Hunger und Durst überreichte er dem Theophrast in einem

Gläsgen

Gläsgen den wenigen Urin, um sein Gutachten zu hören; Theophrast höhnte ihn wegen seiner Leichtglaubigkeit aus und schmiß das Glas gegen die Thüre. — Ueberdieß pflegte Theophrast im mitternächtlichen Rausche mit vermeinten Gespenstern, und zwar mit entblößtem Dolche, zu fechten; sehr verdrüßlich mußte dieses für Oporin seyn, da er in gleichem Schlafzimmer eingeschlossen war. Plötzlich weckte zuweilen der Lehrer den Schüler und gab ihm seine Orakelsprüche mit solcher Schnelligkeit in die Feder, daß es diesem nicht anderst schiene, als ob ein Dämon selber dictire. — Zwey Jahre lang lebte Theophrastus zu Basel und hatte durch glückliche Kuren ausserordentlichen Beyfall erworben. — Wegen verschiedener Verdrießlichkeiten gieng er nunmehr ins Elsaß. Aus Hoffnung, von ihm die Verfertigung seines Laudanum zu lernen, begleitete ihn Oporin; allein dieser ward von dem Lehrmeister betrogen; also entschloß er sich, ihn zu verlassen, um so viel mehr, da er je länger je mehr Gottlosigkeiten bey Theophrasten entdeckte. Hierauf begab sich Oporin nach Basel unter das Joch seines Weibes zurück. — Eines Tages hatte er präcipitirten Mercurius zu sich genommen: nach entstandenem Hausstreit mit seiner Xantippe wollte er in der Nacht zum

Vater



Vater hineilen; allein schon war die Thüre bey seines Vaters Hause verschlossen; um demselben nicht durch Anklopfen beschwerlich zu werden, blieb er also die ganze Nacht hindurch vor der Thüre; durch die nächtliche Kälte zog er sich über den ganzen Leib, sonderheitlich im Kopf die gefährlichste Geschwulst zu, so daß die Aerzte seinetwegen alle Hoffnung verloren. Auf einmal erinnert er sich, daß er noch etwas von Theophrasts Laudanum besitze; hievon nahm er drey Pillen zu sich und gleichsam von Stund an sah er sich wieder geheilet.

Nicht lange hernach starb Oporins Ehgenossin in Luzern, wohin sie um ihrer Güter willen alljährlich hinzureisen gewohnt war. Anstatt der erwarteten Erbschaft, lidt der Wittwer grosse Verluste.

Damals gab Grynäus zu Basel Unterricht in der griechischen Sprache. Zwischen ihm und Oporin herrschte innige Freundschaft. Diesem verschaffte jener eine Lehrstelle. Kaum hatte er diese erhalten, als er sich schon wieder verehlichte. — Seinen Zuhörern erklärte Oporin Plutarchs Lebensbeschreibungen. Unter diesen Zuhörern befanden sich Lazarus Schwendi, Georg

von

von Steten und Jociscus, die ihren Lehrer sehr oft durch großmüthige Geschenke unterstützten. Um so viel mehr bedurfte er solcher Unterstützung, da seine neue Ehgenossin aüsserst verschwenderisch war und gleichen Hang zur Ueppigkeit auch ihren drey Söhnen beygebracht hatte. Oporin sah sich genöthigt, die Academie zu verlassen; auch ward er hiezu durch gewisse Streitigkeiten zwischen Grynäus und Karlstadt wegen des Schulranges verleitet. Diese Streitigkeiten waren Ursache, daß sich mehrere von der Schule entfernten. Mit Hintansetzung aller andern Geschäffte, fieng nun Oporin an, sich mit seinem Schwager, Robert Winter, ganz allein auf typographische Arbeiten einzuschränken.

Die Baslerische Regierung suchte ihn durch güldene Versprechungen zum Studium der Rechte zu ermuntern. Die Auslegung der Rechte hatte er bey Bonifaz Amerbach gehört, welcher diese Wissenschafft mit philosophischer Methode behandelte. Allein theils die Neigung zu friedlichem Leben, theils das Mißtrauen in die güldenen Versprechungen hielten unsern Oporin von weiterer Fortsetzung der juridischen Studien zurück. Indeß auch bey seinen typographischen Geschäfften sah er sich in beträchtliche Schulden

gestürzt.



gestürzt. Immer noch hoffte er auf das Erbgut eines mütterlichen Verwandten, des Dohmherrn Ludwig Ber; allein auch dieser strich ihn aus seinem Codicill aus, und zwar einzig deßwegen, weil Oporin auf einer Reise nach Frankfurt in dem Gasthof zu Mülberg die Wahrheit abgemahlt hatte, wie sie die falsche Religion im Mönchsgewande mit Füssen tritt. Zu gleicher Zeit hatte Oporins Vater die Mahlerkunst aufgegeben, um nicht mehr zur Zeichnung allerley Götzenbilder genöthigt zu werden. — So dürftig der Sohn selbst war, so gelang es ihm gleichwol, auch noch den Vater und die Schwestern zu nähren; die Mutter hatte er schon vorher verloren.

Dem Oporin hat man die schöne Ausgabe von Castalions lateinischer Bibel zu danken; auch den Castalio hatte er mit seiner zahlreichen Haushaltung lang unterhalten. Aus den verschiedenen Pressen des Oporins gieng kein Buch hervor, wovon er nicht jedesmal selbst die Correctur besorgte. Eben wegen seiner überhäuften Geschäffte sah er sich genöthigt über sein Musäum folgende Worte zu schreiben: Quisquis es, rogat te Oporinus, etiam atque etiam: ut si quid est, quod à se velis, perpaucis agas:

deinde

deinde actutum abeas: nisi tanquam Hercules defesso Atlante, veneris suppositurus humeros. Semper enim erit, quod & tu agas.

Durch den Beystand der Gelehrten und durch Gunst der Grossen wurden ihm seine Beschwerlichkeiten erleichtert. Der Kaiser Ferdinand vergönnte ihm zollfreyen Durchgang seiner Waaren bey Brisach; der pfälzische Churfürst Friedrich lockte ihn mit grossen Verheissungen nach Heidelberg; indeß schlug er aus Liebe zum Vaterland jeden auswärtigen Beruf aus.

Eines Tags gieng er, einiger Geschäfte wegen, zu dem Abt Joh. Rud. Stoer in das Kloster Murbach. Er ward nicht sogleich vorgelassen und kehrte voll Verdruß wieder nach Hause; von da aus schrieb er dem Abt einen Brief voll der bittersten Vorwürfe; man hat mich, schrieb er, als Narren behandelt; Narren sprechen die Wahrheit; erlaubt mir denn, setzte er hinzu, daß ich eure Höflinge freymüthig als stolze Dummköpfe erkläre. — Anstatt sich zu erzürnen, ließ der Abt unsern Oporin freundschaftlich einladen; auch beehrte er ihn mit dem Jahrgehalt, womit bisher Sigmund Gelenius beehret gewesen.



Unter abwechselnden Schicksalen hatte Oporin über dreissig Jahre friedlich und vergnügt mit seiner zwoten Ehgenossin, Maria Ficina, gelebt; sie starb im J. 1564. an der Pestseuche, als der Mann sich auf der Frankfurtermesse befand. Zur gleichen Stunde, als sie in Basel den Geist aufgab, wollte Oporin zu Frankfurt an seinem Bette einen Schlag bemerkt haben, worüber er seinen Schlafcameraden aufweckte und ihm sagte, daß ihm ein Unglück bevorstehe. * — Wegen überhaüfter Geschäfte, sah er sich genöthigt, sogleich wieder eine neue Lebensgehilfin zu suchen. Dieselbe fand er in der Person einer Matrone, die mit beträchtlichen Glücksgütern grosse Vorzüge sowol in Absicht auf aüssere Bildung als auch in Absicht auf Tugenden und Talente vereinigte. Dieselbe war eine Tochter des Eucharius Holzach, welche vorher mit dem Joh. Hervagius verehlicht gewesen. Diese neue Gehilfin verlor Oporin schon wieder im vierten Monat nach seiner Verheyrathung. Hierauf verehlichte er sich zum viertenmal mit der Wittwe Ulrich Iselins, einer Tochter des Bonifacius Amerbach. Dieser Ehgenossin zu gefallen, entzog er sich dem beschwerlichen, typographi-

graphi-

* S. Oporins Leben von Andreas Jociscus.

graphischen Gewerbe. Von ihr erhielt er im J. 1568. einen Sohn, Namens Emanuel, über dessen Geburt seine Freude unbeschreiblich gewesen. Allein fünf Monate hernach ward der alte Oporin, da er sonst niemals krank gewesen, von einem epidemischen Catharalfieber und Kopfschmerzen befallen, und diese Krankheit zog ihm den 6. Julius 1568. den Tod zu. — Unmittelbar vor seinem Hinscheid soll er, wie Coelius II. Curio bezeugt, hievon sehr merkwürdige Vorahnungen gehabt haben.

Wie sehr auch unter den Protestanten die Freyheit der Presse gekränkt und deßwegen Autor und Buchhändler in ihren Unternehmungen gehindert worden, hievon mag folgendes Schreiben des Oporins an D. Valentin Ampelander zum Beweis dienen. Dasselbe theilen wir zum Beschluß mit, so wie es uns aus dem handschriftlichen Thesaurus epistolaris Valentin Ampelanders und seiner Söhne mitgetheilt worden.

D. Valentino Ampelandro V. ecclesiæ Bernensis Ministro Oporinus. Bernæ XX. Febr. 1565.

S. Christianismum tuum, sive de Christi regno librum mihi inspiciendum exhibuit vidua

Hervagiana, quod in hujusmodi rebus neminem habet, cujus consilio tuto possit uti. Eum ego obiter inspexi: & quum nullum autoris nomen adjectum erat, & rerum dispositio simul ac dictio placebat, ipsum D. Musculum auctorem esse libri putabam, hortatusque sum viduam, ut Censoribus eum mitteret, dignum enim mihi videri librum editione, neque putare quicquam esse toto libro in quo offendi facile possent, nisi sub finem quod de Cœnæ negotio paucis aliquot paginis insertum est. Itaque audiemus & de illo Censorum judicium. Quod tamen in posterum moderatius fore spero post scriptas ad nostros D. Abrahami litteras, quas tamen ipsas voluissem minus acerbas atque dentatas fuisse. Profecto nobis hic non luditur de cassa nuce dum ab istis Aristarchis pendendum, aut prorsus functione nostra cessandum aut urbe cedendum est: quorum postrema duo ita nobis incommoda essent futura, ut quidvis potius quam hoc arripiendum esse nobis facile statueremus. Der Tüfel hett vns mitt dem nüwen Bapstthumb beschissen, quod libertatem Evangelii renovati doctrina primum vix partam prorsus evertit: ut in veteri Papatu jam plus libertatis sit, quam in reb. publ. evangelicæ doctrinæ restitutis.) Oro itaque te quoque mi D. Ampelander, ut

ab

ab D. Abrahamo placidiora tradas ad nos, five D. Coccium Scholæ noftræ Rectorem impetres. Placari enim Vejoues illi, non irritari volunt. Et habet quævis refpublica fua quædam, quæ vel mutari vel impugnari ab aliis, etiam meliora fentientibus, non femper æquo animo fert. Cæterum de opere tuo, five Chriftianifmo, cuperet vidua, fcire quanti facias, & an aliquid ultra miffos ad te libros, quorum catalogum in rationibus effe meriti invenit, expectes amplius. Forte enim, miffa prius à te præfatione, cum à Cenforibus adfuerit, & Dominus nobis vitam produxerit, de eo aliquando excudendo rectum confilium inibitur. Bene vale, & ignofce occupatiori, quam ut tales, quales cuperem, litteras fcribere ad doctos homines poffim. Bafileæ. Febr. 1565.

Conrad Geßner.

Geßner ward im J. 1516. zu Zürich gebohren. Ungemein gerne hatte sich sein Großvater Johann Friccius, ein Prediger, mit der Botanik beschäfftigt. Auch dem Enkel flößte dieser



gleichen Geschmack ein. Je mehr die Botanik, damals wegen der entstandnen Kirchenzwisten ein nothwendiges Uebel, den Lebenspfad der Gottsgelehrten mit Dörnen und Disteln verflocht, desto mehr Ruhe und Frieden versprach sich der junge helvetische Plinius in den stillen Lustgefilden der Naturlehre. Da seine Eltern wenig begütert und ohnehin mit zahlreicher Familie belästigt waren, so nahm ihn der züricherische Professor J. J. Ammianus zu sich ins Haus, und gab ihm drey ganze Jahre lang Unterhalt. Bey Rudolf Collin empfieng er Unterricht in der griechischen Sprache und Litteratur, in der Vernunftlehre und in der Beredsamkeit.

Geßners Vater fiel in dem gleichen Treffen zu Kappel mit Zwingli. Damals hatte der Jüngling nicht mehr als fünfzehn Jahre, zugleich lag er krank an einem Anfall von der Wassersucht, wovon er sich allmählich wieder erholte. Da ihn die Mutter nicht länger zu unterhalten im Stande war, so entschloß er sich nach Straßburg zu gehen. Daselbst dienete er als Famulus bey Wolfgang Fabritius Capito; bey diesem erhielt er Unterricht in der hebräischen Sprache; um den Unterhalt desto besser zu finden, gab er Privatlectionen. Alles dieses nebst

einem kleinen Stipendium von Zürich reichte nicht hin. Anstatt sein Gehalt zu vermehren, wollten ihm die züricherischen Chorherren auch das wenige, so ihm zuerkannt war, wieder wegnehmen, wofern er nicht nach Hause zurückkehren würde. Nothgedrungen kam er allso zurück. Daselbst erhielt er das Gehalt wieder, mit Befehl zur Fortsetzung der Studien nach Frankreich zu gehen. Sein vormaliger Freund und Beförderer J. J. Amman glaubte in ihm Anlagen zur Arzneykunst zu bemerken und empfahl ihm dieses Studium. Er reisete allso mit Joh. Frisius, den er von dieser Zeit an brüderlich liebte, nach Bourges. Da auch da sein züricherisches Gehalt zu kurz war, so nährte er sich abermals durch Privatunterweisungen. So wenig klagt er sich über dies mühselige Geschäft, daß er es vielmehr als Uebung für seinen Geist ansah. Vorzüglich wählte er zur Erklärung unter den griechischen und Lateinischen Schriftstellern diejenigen, welche von der Naturlehre handelten. In seinem achtzehnten Jahre begab er sich nach Paris, dem Mittelpunct aller litterarischen Schätze. Indeß gesteht er selber, daß dieser gelehrte Ueberfluß seinen Geist schwankend gemacht habe. Die Früchte von solchem zerstreuten Sudieren in Vergleichung mit denjenigen, welche ein ausschwei-



fendes, gleichförmig anhaltendes Studium hervorbringt, scheinen jenen Früchten sinnlicher Ausschweifung in Vergleichung mit solcher zu gleichen, welche in gesetzlicher, ehelicher Verbindung erzeugt werden, mehrentheils übel gepflegt und verworfen. Wenigen gelingt es wie Geßnern, aus dem Labyrinth mit Ariadnens Faden glücklichen und sichern Ausgang zu finden.

Zu Paris gerieth er mit Steigern in genaue Bekanntschaft. Nachdem dieser zu Bern zur Würde eines Schatzmeisters gelangt war, erhielt er von Geßnern die Zueignungsschrift zu dem Anhang seiner Geschichte der vierfüssigen Thiere, welche zu Zürich im J. 1554. bey Froschauer gedruckt ist.

Von Paris gieng er über Holland nach Straßburg. Nun ward er von dem züricherischen Schulrath wieder nach Hause gerufen. Daselbst verheyrathete er sich als er kaum zwanzig Jahre alt war. Seine Gattin überlebte ihn, ungeachtet sie von täglichen Gichtern und von allerley Geschwären unaufhörlich geplagt war. Ausser dem daß er von einer kränkelnden, verdrüßlichen Gattin vieles auszustehen hatte, sah er sich noch überdies in den Schulstaub niedergedrückt;

bey

bey allem dem war sein Schulgehalt sehr klein. Ob er gleich die meiste Zeit des Tages bey dem Donat zubringen mußte, so fand er nichts desto weniger immer noch einige Stunden zu seinen medicinischen Studien; diese verwendete er zur Verbesserung der Stadtapothecken. Solche unverdroßne Bemühungen vermochten endlich den Senat, daß er den Schuldienst aufgeben und mit Beybehaltung des bisherigen Stipendiums nach Basel gehn durfte, um daselbst seine Arzneywissenschafft zu erweitern. Da die vorzüglichsten Geheimnisse dieser Wissenschaft in den Werken der Griechen verwahrt lagen, so suchte er seine griechische Sprachkenntniß zu vergrössern. Um desto besser seinen Unterhalt und den Unterhalt seines Weibs zu gewinnen, unternahm er die verbesserte Ausgabe eines griechisch-lateinischen Wörterbuchs; dasselbe vermehrte er aus dem griechischen Wörterbuch des Phavorins. Indeß war auch sein litterarisches Leben nicht weniger als sein haüsliches mit Verdrüßlichkeiten begleitet. Ohne sein Wissen nämlich ließ der Buchhändler nur den einen Theil der geßnerischen Zusätze drucken; da derselbe bald hernach starb, so gieng der übrige Theil von Geßners Arbeit verloren. Auch ward aus Neid und Dummheit einiger Censoren, die sich gelehrt

dünkten, vieles ausgemärzt und verurtheilt, als wärs von Geßnern gewesen, da es doch dieser aus Phavorin, Hesychius, Suidas und andern entlehnt hatte. In nachherigen, wiederholten und vermehrten Ausgaben ward der Schaden vergütet.

Kaum war Geßner ein Jahr lang in Basel, so ward er von den Bernern als Lehrer der griechischen Sprache nach Lausanne berufen. Bey grösserer Musse edirte er nunmehr einige medicinische Schriften theils von ihm selber verfertigt, theils aus dem griechischen übersetzt. Nicht länger als drey Jahre blieb unser gelehrte Avanturier in Lausanne, als er schon wieder aus Antrieb des züricherischen Schulrathes seinen Lehrstul verließ. Seine unersättliche Wißbegierde zog ihn itzo nach Montpellier. Daselbst nahm er in anatomischen und botanischen Kenntnissen ungemein zu. Sonderheitlich sammelte er sich einen Schatz von Meer- und Wasserpflanzen, um derentwillen er im Jahr 1541. die Ufer des mittelländischen Meers besuchte. Bey dieser Gelegenheit gerieth er in Bekanntschaft mit Rondelet und Joubert. Sein Gefehrte auf der Rückreise war Leonhard Rauwolf, welcher wegen seinen botanischen Reisen so berühmt ist. Bey

seiner

seiner Zurückkunft in Helvetien machte Geßner einige physikalische Wallfahrten an die Ufer des Rheins und auf die benachbarten Gebirge. Wegen seiner medicinischer Verdienste ward er nunmehr zu Basel im fünf und zwanzigsten Jahr seines Alters mit dem Doctorhute beehret. Hierauf ward ihm in Zürich die Ausübung der Arzneykunst gestattet und zugleich der Lehrstul der Philosophie anvertrauet. Ununterbrochen stand er vier und zwanzig Jahre lang diesem Beruf vor. Während dieser Zeit edirte er von Jahr zu Jahr eine beynahe zahllose Menge Bücher in den verschiedensten Fachen. Bey allem dem fand er immer noch Zeit zu verschiednen litterarischen Reisen. Nachdem er die Seltenheiten der Natur auf den savoyischen Gebirgen studiert hatte, gieng er im J. 1545. nach Venedig. Daselbst borgte er aus dem Bücherschatze des kaiserlichen Gesandten Mendozza verschiedene griechische Codices, die er nach seiner Zurückkunft in Zürich, entweder zuerst, oder doch von neuem und mit seinen Anmerkungen herausgab. In demselben J. gieng er nach Augspurg, wo er beym Graf von Fugger mit dem nachherigen kaiserlichen Leibarzt Ammerfort an gleichem Tisch aß.



Bey seiner Heimkunft edirte er im J. 1545. seine Universalbibliotheck; nicht bloß ein unfruchtbares Bücherregister; sehr oft findt man darinn den Hauptinnhalt der angezeigten Werke; zuweilen Auszüge und Proben der Schreibart; auch Censuren der Kunstrichter. Da es indessen weit leichter ist, in einem solchen Werke Fehler zu finden, als ein solches zu schreiben; so darf es wenig befremden, wenn es hin und wieder Tadler gefunden.

Während daß diese Bibliotheck herauskam, arbeitete er eifrig an seiner Geschichte der Thiere, die er als ein andrer Aristot und zwar ohne Unterstützung eines Alexanders zu Stand brachte.

In der Zwischenzeit gab er bey Froschauer die theologischen Sammlungen der beeden Mönche Antonius und Maximus, die Aphorismen des Abt Maximus, die Institutiones des Theophils, und die Rede des Tatians, grossentheils aus Handschriften, und in Latein übersetzt, heraus. Bey allem dem vergaß er seiner Lieblingswissenschaft, der Arzneykunst so wenig, daß er zu gleicher Zeit ein Werkgen von den Purganzen und Brechmitteln edirte.

Im

Im J. 1549. war der letzte Band seiner Universalbibliotheck vollendet. Mit dem zwanzigsten Buch derselben, besonders der Arzneykunst gewiedmet, blieb er zurück, und war noch damit sechzehn Jahre lang als mit seiner Lieblingsarbeit beschäftigt. Ein ausserordentlicher Verlust, daß dieselbe niemals vollendet worden. Einigermassen mag diesen Verlust seine Ausgabe des Galenus und sein Fragment des Stobäus vergüten. Wenn auch in den geßnerischen Schriften hie und da die Anmuth und die Genauheit eines Klein, eines Linne oder Hallers vermißt wird, so muß man, ausser dem Unterschied des Zeitalters, besonders auch die haüslichen Unbequemlichkeiten in Betrachtung ziehn. Sehr naiv beschreibt er selber seine beschwerliche Lage. Am Willen fehlte es ihm gewiß nicht, seine Werke so vollkommen, als möglich, zu machen. Ausser den gelehrten Reisen, deren wir schon gedacht haben, machte er auch verschiedene Reisen durch Teutschland; da er aber nach Straßburg gekommen und auf dem Rhein nach dem Meer zu schiffen gesinnet war, trieben ihn die Flammen des teutschen Krieges wieder nach Hause. Auch seine kränkliche Leibesbeschaffenheit fieng an, ihn an fernern, weitlaüfigen Reisen zu hindern.



Ungefehr im J. 1552. war es, daß er unter verdecktem Namen und hernach mit Zusätzen unter eignem Namen seinen Thesaurus de remediis secretis herausgab.

Den Liebhabern der Botanik zu gefallen schrieb er zu Kybers Ausgabe des Hieronymus Tragus eine Einleitung von den botanischen Scribenten sowol unter den Griechen und Römern als unter den Arabern und den neuern Europäern. Der ungemeine Kredit dieses Werkes ermunterte den Buchhändler Richelius, daß er Geßnern Geld vorstreckte, um neue botanische Reisen in die Alpen zu machen, und die Kraüter derselben entweder selbst zu zeichnen oder zeichnen zu lassen.

Während dieser Zeit gab er auch eine Schrift heraus von den Bädern der Schweiz und in Teutschland. Ueberall verlor er keine Zeit, sich auch in der Ausübung als geschickten Arzt zu beweisen. Dadurch erwarb er sich im Vaterland das Amt eines Stadtarztes. Nunmehr ruhte er nicht, bis unter oberkeitlichem Ansehen die Aerzte der Stadt in eine Gesellschaft vereinigt wurden, die mit verbundenen Kräften die Gesundheit des Volks besorgten. Ausser einer Menge medicinischer chirurgischer

gischer Schriften gab er nun auch seinen Mithri-dates heraus die; erste Ausgabe ist, nach Teissier, vom J. 1558. Diese Schrift verbindt mit ungeheurem Sprachsatz sehr scharfsinnige Bemerkungen über die Philosophie der Sprachen. Auch zur Veredlung und Verfeinerung der teutschen Muttersprache findt man da lehrreiche Winke. „Wenn unser Idiom, sagt er, wenig zur Verfer-„tigung harmonischer Gedichte geschickt ist, so „kömmts unter anderm daher, daß wir zu viel „einsylbigte Wörter und zu viel Mitlaute an „den Endungen haben; daher entstehn allzu-„haüfige, mühsame Zwischenraüme und Klüfte „von einem Worte zum andern; auch können „weniger Cäsuren angebracht werden." Hierauf empfiehlt er, anstatt des Reims, reimlose Hendecasyllaben und Hexameter, wovon er von seiner eignen Arbeit Proben und Beyspiele anführt.

Im J. 1556. kam Geßners Aelian in Druck, auch schrieb er einige diätetische Abhandlungen und eine besondre Schrift gegen die aberglaübische Beobachtung der Kalenderzeichen beym Aderlassen. So viel seine gelehrten Bemühungen als seine Krankenbesuche stürzten ihn in ein gefährliches Fieber; dasselbe griff zugleich sein Gehirn

an



an und schwächte den ganzen Körper. Nach lang anhaltendem Nasebluten ward nach und nach seine Gesundheit wieder hergestellt. Hierauf verwandte er alle Zeit und Kräfte auf Sammlung und Zeichnung der Kraüter. Im J. 1558. edirte er sein botanisches Schreiben an Guilandinus, ferner Antonins Betrachtungen, wie auch das vierte Buch seiner Geschichte der Thiere, welches die Historie der Fische beschreibt und dem Kaiser Ferdinand zugeeignet ist.

Je mehr Geßner von den Ausländern und besonders auch von dem Kaiser selber geschätzt wurde, desto mehr stieg auch sein Ansehn bey den Mitbürgern. Um diese Zeit ward ihm die Professur der Naturlehre anvertraut und damit zugleich sein Ansehen so vermehrt, daß er einen geraümigen Saal mit fünfzehn Fenstern brauchen konnte. In diese Fenster ließ er nach gewissen Klassen die Arten und Gattungen der Fische und andrer Wasserthiere in Glas mahlen. Auch hatte er sich ein vortreffliches Naturalien-Cabinet, besonders allerley Metalle, Mineralien, Edelsteine gesammelt. Der gröste Theil dieser Seltenheiten ward ihm von gelehrten Freunden besonders von Kenntmann geschenkt.

So

So groß indeß die Anzahl seiner Freunde und Verehrer geworden, so war doch auch hier die Eifersucht eine Begleiterin des Ruhms, da nämlich Geßner hie und da von Matthiolus abgieng, so ward er von diesem mißhandelt. In seiner Schrift de Aconito suchte er sich zu vertheidigen; aus mancherley Ursachen aber blieb diese Schrift lange zurück, bis sie endlich Caspar Wolf herausgab.

Das sitzende Leben verursachte Geßnern Nierenschmerzen; durch eigne Heilmittel wußte er sich gleichwol vor der Erzeugung des Steins zu verwahren. Auch suchte er Erleichterung durch Reisen. Bevor er eine neue Reise antrat, gab er im J. 1559. Hannac Schiffahrt heraus mit critischen Anmerkungen über die Gültigkeit dieses alten Denkmals.

Im J. 1559. ward er vom Kaiser Ferdinand, der sich auf dem Reichstag zu Augspurg befand, durch die kaiserlichen Leibärzte Alexandrinus und Amersfort zu einer Unterredung mit diesem gekrönten Beförderer der Gelehrsamkeit eingeladen und von demselben sehr gnädig empfangen. — Damit das Ende dieses Jahres nicht unfruchtbar hingehn möchte, übersetzte er noch des



Xenocrates Abhandlung von den Nahrungsmitteln aus Wasserthieren; diese Schrift begleitete er mit dem Buch des Janus Dubranus von den Fischen.

Im J. 1560. legte er nach dem Beyspiel seines botanischen Freundes, Didymus Obrecht in Straßburg, einen kostbaren und weitlaüftigen botanischen Garten an. In diesem Jahr spürte er neue Schmerzen in den Hüften; auch an dem rechten Knie litt er sehr stark; er konnte weder stehen noch sitzen, und schrieb nicht ohne Mühe. Die meiste Erleichterung fand er, wenn er das Knie im Rauch und Dampf von angezündeter aqua vitæ rieb und sich seiner eigner Brechmittel bediente; dadurch erhielt er auch Linderung von einem Geschwür, das unter der Hüfte ausbrach. Nach Verminderung der Schmerzen entstand eine Schwerfälligkeit in den Gliedern. Auf den Gebrauch der Bäder zu Baden befand er sich so wohl, daß er wieder zu gehen im Stand war. Im J. 1561. bediente er sich des bündtnerischen Bades, und es gelang ihm, mit dem Bürgermeister Tscharner von Chur auf die rhätischen Gebirge zu klimmen, um daselbst Kraüter zu sammeln. Zu dieser Zeit gab er den Valerius Cordus bey Richel in Straßburg heraus.

heraus. Je mehr unser Geßner mit den Geheimnissen der Natur vertraut war, desto mehr gelangs ihm den Aberglauben des Zeitalters zu beschämen. Dieses that er unter dem verdeckten Namen des Conrad Boloresus Fridemontanus in der Geschichte und Erklärung des Blut- und Feuer-Regens, der sich in Teutschland gezeigt hatte.

Je mehr Geßner selber groß war, desto eifriger war er, auch andre zu sich zu erheben. Seinen Mitbürger, Josias Pictor Maler, Prediger zu Ellg, unterstützte er bey desselben Verfertigung eines teutschen Wörterbuchs. Dasselbe ward im J. 1561. bey Froschauer gedruckt; immer die hochteutschen Benennungen mit schweizerischen begleitet; ungemeiner Reichthum von Wörtern voll Anmuth und Stärke, welche seither verloren gegangen. In Conrad Geßners Einleitung zu diesem Werke sehen wir, wie wichtig diesem grossen Polyhistor das Studium der Sprache und besonders auch der Muttersprache gewesen. Zugleich gedenkt er eines andern Wörterbuchs von seinem ehmaligen Lehrer zu Straßburg, Peter Dasipodius. In diesem Zeitraum edirte Joh. Serranus zu Nürnberg eine Sammlung teutscher Synonymen. Um die Benennung

und Beschreibung der Thiere und Pflanzen hat Geßner grosse Verdienste. Am Ende der Einleitung zu dem malerischen Wörterbuch wünscht er, daß sich irgend ein Gelehrter zur Verfertigung einer teutschen Bibliotheck verstehn möchte. Zugleich anerbeut er dem Unternehmer seine zahlreichen Collectaneen über teutsche Schriften und Bücher, welche beyde seither verloren gegangen.

Im J. 1562. gab Geßner den Galen mit critischen Anmerkungen heraus, wie auch den Casseus mit Schneebergers, seines Mitbürgers' Anweisung zur Heilung der Pestseuche. In dem folgenden Jahr sah er sich genöthigt, mit seinem kranken Weibe wieder nach Baden zu gehen. Des Morgens trank er das Badwasser, Nachmittags bediente er sich des Bades, auch wusch er sich mit einem eingetauchten Schwamme das Haupt. Zum Zeitvertreib veranstaltete er eine Ausgabe von Xenophons Schrift de Venatione und von Ardoyns Büchern über die Giftarten. Auch schrieb er eine Epistel an den Engelländer Wilhelm Turner, um ihm von seinen bisher herausgekommnen Schriften Nachricht zu geben. Der Augspurgische Arzt Moibanus sandte Geßnern unmittelbar vor dem Hinscheid

scheid den commentirten und verbesserten Dioscorides, welchen nunmehr derselbe herausgab. Allen Gewinst von dieser Arbeit überließ Geßner Moibans Erben. Auf Verlangen edirte er auch eine neue und vermehrte Ausgabe von Cordus Werken, wie auch von Jodocus Willichius Magirica und die Schrift de Anima.

Im J. 1564. erhielt er durch Vermittlung der kaiserlichen Leibärzte den Adelsbrief, und zwar da er selbst keine Kinder hatte, für die Nachkommen seines Oheims, des Zunftmeisters Andreas Geßners. Zugleich erhielt er von dem Kaiser einige Bezoarsteine zum Geschenk, welche man damals für äusserst selten ansah. In seinem letzten Willen vermahnt er seine Verwandten, daß sie diese Ehre als Ermunterung zu allem Guten und besonders zu den Künsten und Wissenschaften betrachten. Zu diesem Ende hin legirte er 100. Gulden zu einem Fond für Studirende aus der Geßnerischen Familie, auch befahl er, daß die ganze Familie bey einem Liebesmahl sein Andenken feyre. Ungeachtet Geßners Leibesbeschwerden sich immer vermehrten, so gelangs ihm gleichwol nach wiederholter Badecur, daß er im J. 1564. einige Gebirge in dem Kanton Schweiz zu ersteigen im Stande war.



war. In diesem Jahr verlor er auch seine achtzigjährige Mutter; immer hatte er sie aufs zärtlichste gepfleget, und ungeachtet ihres hohen Alters gieng ihm ihr Verlust noch sehr nahe. Um diese Zeit kam die Pestseuche von Basel nach Zürich, von derselben wurden mehrere seiner Landsleute, unter anderm auch Theodor Bibliander hingerafft. Bey dieser Gelegenheit schrieb Geßner über die Beschaffenheit und Heilart der Pestseuche. Ungeachtet er selber unverdrossen die Kranken besuchte, blieb er doch dieses Jahr von allem Anfall der Krankheit befreyt. Indeß hielt ers für Vorahnung seines heranrückenden Todes, als ihm im Traume vorkam, er werde von einer Schlange gebissen, deren Biß er als Vorbot der Pest ansah.

Bey allem dem war er bey dem Krankenbette seines Bullingers so fleissig, daß dieser von der gefährlichsten Krankheit wieder hergestellt wurde.

So traurig als das vergangene Jahr sich geendigt hatte, so viel Freude brachte Geßnern der Anfang des J. 1565. Von Kentmann, Zwinger, Joachim Camerarius, Leonhard Rauwolf, ward er mit den grösten Naturseltenheiten, besonders mit allerley fremden Pflanzen beschenkt.

Mitten

Mitten unter weit aussehenden litterarischen Entwürfen, unter welchen ihm die Historie der Pflanzen die angelegenste war, empfand er je länger je mehr, daß sein irdisches Leben zum Ende nahe. Den neunten Christmonat dieses Jahrs ward er von einer Krankheit angegriffen; auf der linken Seite gleich über dem Herzen zeugte sich eine kleine Beule; so gefährlich der Ort war, so wenig beunruhigend schien anfangs die Krankheit, da mit derselben weder Kopfschmerzen noch Fieber, noch andere Symptome verbunden waren; auch fühlte er keine grosse Schwachheit des Körpers und mußte nie liegen. Indessen betrog er sich selbst nicht; er rief seine Freunde zu sich, und schloß sein Testament. Einiges legirte er der Gattin, anders seiner Schwester Söhnen, zur Haupterbin erklärte er seine einzige noch lebende Schwester. Damit von seinen gelehrten Schätzen nichts verloren gehe, verkaufte er alles in billigem Preise an seinen ehmaligen Schüler und nunmehrigen Freund und Collegen Caspar Wolf. Mit diesem unterhielt er sich in seiner letzten Krankheit sehr oft von seinen litterarischen Arbeiten, besonders von seiner Pflanzengeschichte, die ihm am meisten am Herzen lag. Die übrigen Stunden brachte er mit seinen Seelsorgern Heinrich Bullinger



und Jos. Sinder zu. An dem fünften Tage nach dem ersten Anfall der Krankheit glaubte er einige Besserung zu spüren, und schickte die Freunde, welche des Nachts bey ihm wachen wollten, zur Ruhe. Um eilf Uhr aber empfand er sein schnell heranrückendes Ende. Er rief seinem Weib und ließ sich in sein Museum führen, wo er bald darauf in den Armen des Weibes sanft in dem Herrn entschlief, nachdem er nicht völlig funfzig Jahr gelebt hatte. Seine Leiche ward in dem Kreuzgang zum grossen Münster neben Joh. Frisius seinem Herzensfreund beygesetzt.



Ludwig Pfyfer. *



Derselbe ward im J. 1523. zu Luzern gebohren. Im J. 1553. trat er in französische Dienste. Durch Heldenthaten, deren die französischen Jahrbücher erwähnen, ward er zu den höchsten Kriegeswürden erhoben. Carl der IX. schlug ihn zum Ritter. Der Sieg bey Dreux oder Bleauville war grossentheils unserm Pfyfer zuzuschreiben. Hierauf erhielt er das Regiment des Obrist Tammans und ward Leutenant bey

der

der Leibwache der hundert Eydgenossen. Im folgenden Jahr ward er abgedankt und bey seiner Heimkunft zum Landvogt in Willisau ernannt. Im J. 1566. ward er als eydgenössischer Gesandter an Kaiser Maximilian II. nach Regenspurg abgeordnet; bey dieser Gelegenheit ward ihm vom Kaiser sein ritterlicher Adel bestätigt. Im J. 1567. führte er dem französischen König Carl IX. sechstausend Mann eydgenössischer Hilfstruppen zu. Der junge König selbst, nebst seiner Frau Mutter und dem ganzen Hofe befanden sich in äusserster Gefahr, zu Meaux von dem Prinzen von Conde überfallen zu werden. Herzhaft und glücklich führte Pfyfer das königliche Haus mitten durch das feindliche Kriegesheer; noch vor Nacht langten sie unverletzt in Paris an. Tags darauf ward der siegreiche Obrist von dem König und von der königlichen Familie mit besondern Ehrenbezeugungen empfangen; auch sollte ihm und seiner Compagnie sogleich der Schlachtsold ausgetheilt werden: Pfyfer aber wollte diesen Sold eher nicht annehmen, bis er auch den übrigen Compagnien könnte bezahlt werden.

Im J. 1568. führte er dem jungen König abermal bey 10000. Mann zu; wichtige Dien-



ste leistete er in dem Treffen bey Jarnac, in der Belagerung von Chastelleraut, beym Entsatz von Poitiers, sonderheitlich auch in der Schlacht bey Moncontour. Im J. 1570. kehrte er in sein Vaterland zurück; einhellig ward er daselbst zum Schultheiß erwählt. — Im J. 1575. gieng er, zur Beglückwünschung Heinrichs III. als eydgenössischer Gesandter nach Frankreich. Diesem König führte er im J. 1576. sechstausend Mann zu, welche aber sogleich nach geschlossenem Frieden wieder abgedankt wurden. — Im J. 1577. beschenkte er das Collegium der Jesuiten in Luzern mit 30:00. Gulden. — Im J. 1578. gieng er als erster Gesandter nach Savoyen, im J. 1580. als solcher zu dem Bischoff von Basel, im J. 1582. zu dem französischen König, Heinrich III. — Hierauf verließ er die Partey dieses letztern; im J. 1585. errichtete er, dem Papst und der guisischen Ligue zu gefallen, ein Regiment von 24. Compagnien, grossentheils aber gieng es durch Hunger und Seuchen zu Grunde. — Nicht wenig trug im J. 1586. Pfyffer zur Errichtung des Borromäischen oder güldenen Bunds bey, wodurch sich die catholischen Kantons zur Beschützung ihrer Religion genauer verbanden. Auch half er im J. 1588. zu Mayland den Bund beschwören, welchen einige Kan-

tons

tons mit dem spanischen König Philipp II. geschlossen. Sehr eifrig war er für das Interesse sowol der spanischen Krone als der französischen Ligue bemühet. Noch im J. 1589. warb er für diese letztere zwey eydgenössische Regimenter. — Die Freyherrschaft Altishofen und den Edelsitz Wyher hatte er käuflich an sich gebracht. Ueberall war sein Einfluß so groß, daß ihm gemeiniglich der Name des Schweizerkönigs beygelegt wurde. Er starb den 16. März 1594.

Franz le Fort.

Ein Sohn Jacob le Forts zu Genf, welchen Kaiser Leopold I. mit allen seinen Nachkommen in den Reichs-Ritterstand erhob. Der junge le Fort war den 2. Januar 1656. gebohren. Im vierzehnten Jahr seines Alters begab er sich unter den eydgenössischen Truppen zuerst in französische und hernach in holländische Dienste; auch wohnte er unter dem Commando des Herzogs von Curland im J. 1674. und 1675. den Belagerungen von Grave und Dendermonde

bey.

bey. In letzterm Jahr erhielt er die Stelle eines Leutenants unter dem Regiment Werstin in russischen Diensten; über Archangel kam er nach Moscau; durch gefällige Bildung und edels Betragen, besonders auch durch seine Sprachkenntnissen gewann er die Freundschaft verschiedner Bojaren. Im J. 1677. erhielt er eine Infanterie-Compagnie; im J. 1678. heyrathete er die Tochter des Obrist Souhai. Im J. 1683. hatten die Strelitzen gegen den jungen Czaar Peter I. einen Aufstand erreget. Dieser hatte sich in das Kloster Twitsky geflüchtet; unter den Officiers, welche ihm zur Sicherheit zugegeben worden, befand sich auch le Fort. Bey dieser Gelegenheit gewann er das Wohlwollen des Monarchen so sehr, daß ihn dieser noch in gleichem Jahr zum Major und bald hernach zum Obristleutenant ernannte. Im J. 1685. ward ihm die Besorgung der Artillerie bey einem sehr wichtigen Unternehmen anvertraut. Im März 1692. ward er zum Obrist des ersten Regiments der Leibwache, im J. 1693. zum Generalissimus über alle Kriegsvölker zu Land und zu Wasser, im J. 1696. zum Vice-König von Novogrod und im J. 1697. zum ersten Staatsminister ernannt. Im gleichen Jahr befand er sich als Bevollmächtigter bey jener grossen Gesandtschaft an

verschie-

verschiedene europäische Höfe, bey welcher incognito der Czaar selber gegenwärtig gewesen. Auch führte er im J. 1696. die Belagerung von Asoph. Ungeachtet so vieler Mißgünstigen behielt er das unumschränkte Wohlwollen des grossen Monarchen bis an sein Ende, welches den 12. März 1699. erfolgte. Auf die erhaltene Nachricht von seinem Hinscheid eilte Peter der I. sogleich von Waroniz in 54. Stunden nach Moscau; mit Thränen des Danks und der Wehmuth balsamirte der erhabne Kaiser die Leiche des treuen Dieners, und ließ sie alsdann den 21. März mit ausserordentlichen Feyerlichkeiten bestatten. Bis an sein Ende blieb le Fort der reformirten Religion eifrig ergeben. Er hinterließ einen einzigen Sohn, Heinrich; denselben hatte er als eilfjährigen Knaben nach Genf geschickt, um ihn daselbst in den Wissenschaften unterweisen zu lassen; noch war er zu Genf, als er das Unglück hatte, seinen Vater zu verlieren. Im J. 1701. kehrte er nach Rußland zurück; sogleich ward er vom Kaiser zum Hauptmann der Leibwache ernannt.

Ein Neffe unsers Franz, nemlich Peter le Fort, hatte sich ebenfalls im J. 1694. in russische Dienste begeben. Gar bald ward er, durch

Vermitt-



Vermittlung des Oheims, zum Obrist eines Gardereghiments, zum Generallieutenant der russischen Armeen, zum Vice-Präsident des Kriegsrathes und endlich zum Vice-König von Astracan ernannt. Mehr als vierzig Belagerungen und Schlachten in Schweden, Polen, Persien und in der Türkey hatte er beygewohnt. Nach des Czáars Tod begehrte er seinen Abscheid; auf die rühmlichste Weise ward ihm dieser von der Kaiserin Elisabeth ertheilt. Hierauf kaufte er im Mecklenburgischen die Herrschaft Mollenhagen und Myren, woselbst er den 18. May 1754. gestorben.

In Voltairens Geschichte von Czaar Peter dem Grossen sind Nachrichten enthalten, die wir zum Beschluß im Auszuge mittheilen wollen:

Der Czaar, heißt es in dieser Geschichte, schenkte sein ganzes Zutrauen einem Fremden, jenem berühmten le Fort, aus altem, adelichem Geschlecht im Piemont, welches seit beynahe zwey Jahrhunderten sich in Genf niedergelassen und daselbst die vornehmsten Bedienungen bekleidet hatte. Den jungen le Fort wollte man in einem Kaufmannsgewölbe erziehen, allein sein

Genie

Genie wagte kühnere Schwünge; in seinem vierzehnten Jahre verließ er das väterliche Haus; vier Monate lang diente er als Kadet in der Citadelle von Marseille; von da kam er nach Holland, einige Zeit diente er daselbst als Freywilliger und ward bey einer Belagerung verwundet. Aller Orten, wohin die Hoffnung ihn führte, suchte er seither Beförderung; im Jahr 1675. gieng er mit einem teutschen Oberst, Namens Werstin, zu Schiffe; dieser hatte von Czaar Alexis, Peters Vater, den Auftrag, einige Soldaten in den Niederlanden zu werben und sie nach Archangel zu führen. Als man, nach überstandenen grossen Gefahren zur See, daselbst anlangte, so lebte Czaar Alexis nicht mehr; ganz hatte sich die Regierung verändert; Rußland war in Verwirrung; der Statthalter in Archangel ließ lange den Werstin, le Fort und den ganzen Haufen in dem äusserstten Elend, und er bedraüte sie mit Verweisung nach Siberien; ein jeder suchte sich, so gut er konnte, zu retten. In gröstem Mangel begab sich le Fort nach Moscau und empfahl sich dem dänischen Residenten von Hoorn, der ihn zum Secretair annahm; hier lernte er die russische Sprache; einige Zeit hernach fand er Mittel und Wege, sich bey Czaar Peter darstellen zu

lassen.



lassen. Der alte Ivan war nicht der Mann, der ihm recht seyn konnte; dem Peter gefiel le Fort, und sogleich erhielt dieser eine Infanterie-Compagnie. Kaum verstand er den Dienst, er war kein Gelehrter, keine einzige Kunst hatte er aus dem Grunde studiert; allein schon hatte er viel gesehn, mit dem Talent richtig zu sehen; hierinn glich er dem Czaar, daß er alles seinem eignen Genie schuldig war. Ueberdies verstand er die teutsche und holländische Sprache, welche Peter als Sprachen der beyden Nationen lernte, die ihm zu seinen Absichten behilflich seyn konnten. Alles machte ihn bey dem Czaar angenehm; dieser ward ihm ganz zugethan; die Gunst desselben erhielt le Fort anfänglich durch Theilnehmung an den Lustparteyen, und durch des Günstlings Talente ward sein Kredit befestigt. Ihm ward das gefährlichste Unternehmen anvertraut, welches von einem Czaar gewagt werden durfte; dasselbe bestand darinn, sich in Verfassung zu setzen, eines Tags die aufrührerische und barbarische Militz der Strelitzen abzuschaffen. Den Großsultan oder Padisha Osman hatte es das Leben gekostet, da er eine Reformation der Janitscharen hatte vornehmen wollen. So jung als Peter war, so wußte er bessere Kunstgriffe als Osman zu finden. Schon

hatte

hatte er ein Regiment von fünftausend Mann, auf die er zählen konnte; dasselbe hatte einen Schottländer, Gordon, zum Obristen, und beynahe ganz bestand es aus Ausländern. Freylich noch nicht lange hatte le Fort die Waffen getragen, indeß fähig zu allem, übernahm ers, ein Regiment von zwölftausend Mann aufzurichten, und es gelang ihm; unter ihm dienten fünf Obriste; nunmehr sah er sich auf einmal zum General dieses kleinen Kriegsheers erhoben, und dasselbe war nicht weniger zur Bezwingung der Strelitzen als zur Bezwingung auswärtiger Feinde bestimmt. Der gröste Theil dieses Kriegsheeres bestand aus vertriebnen Hugenoten.

Der Czaar wünschte ein Bild des Krieges, ein Lustlager zu sehen. Es ward eine Festung erbaut; ein Theil von le Forts Truppen mußte die Festung vertheidigen, ein andrer Theil mußte sie angreifen. Der Unterschied zwischen diesem Lustlager und den gewohnten Kriegsspielen bestand darinn, daß hier ein wirkliches Treffen geliefert wurde; in demselben wurden viele Soldaten verwundet und einige erschlagen. Le Fort hatte das Commando beym Angriff und erhielt eine beträchtliche Wunde. Durch solche blutige Spiele wurden die Truppen gestählt; indeß nicht



ohne lange Arbeit, auch nicht ohne langwierige Unfälle ward die Absicht erreicht. Mit diesen kriegerischen Feyerlichkeiten wußte Peter die Vorsorge für das Seewesen zu verbinden; gleichwie er auf einmal den le Fort zum Feldherrn erhoben hatte, so machte er ihn nunmehr zum Admiral, ohne daß er jemals ein Schiff regiert hatte. Indeß war er dem einen Geschäfte wie dem andern gewachsen. Nach und nach ward die Unabhänglichkeit der Boyarden abgeschafft; bisher hatten diese die baurische Militz zum Krieg angeführt; das Kriegswesen glich ganz der Feudalverfassung der Franken, der Hunnen, der Vandalen und Gothen. Nunmehr ließ le Fort durch Holländer und Venezianer lange Schiffe, und unter anderm auch zwey derselben, jedes für dreissig Kanonen erbauen; vermittelst dieser Schiffe wußte er die Tartaren in der Crimm in Ordnung zu halten.

Nach dem Sieg über die Tartaren und Türken, wollte nun Peter sein Volk einmal abgehärtet zur Arbeit, auch bekannt machen mit den Empfindungen der Ehre. Sein Kriegesheer ließ er unter Triumphbogen in Moscau einziehen. Der Marschall Scheremetto, die Feldherren Gordon und Schein, der Admiral le Fort und

die

die übrigen Generalen giengen in diesem feyerlichen Zug vor dem Czaar her; der Czaar sagte, daß er noch keinen Rang bey der Armee habe, und belehrte so durch sein Beyspiel den Adel, daß man den Rang verdienen müsse, um ihn besitzen zu können.

Eben so wie Peter bey diesem Triumph hinter den Generalen hergieng, so erschien er auch auf seinen Reisen nicht anderst als im Gefolg seiner Gesandten. Diese Gesandte waren der General le Fort, der Boyard Alexis Gollovin, General-Kriegscommissair und Gubernator über Siberien, und Wonitsin, Diack oder Staats-secretair. — Ungeachtet der Czaar öffentlich aus politischen Ursachen grossen Pracht trieb, so blieb er doch für seine eigne Person weit von eitelm Prachte entfernt. Weniger frey blieb er von der herrschenden Neigung für schwelgerische Bewirthung. In einer Königsstadt von Teutschland vergieng er sich beym Gastmahl so sehr, daß er gegen seinen Günstling le Fort den Degen entblößte; indeß bezeugte er hierüber die gleiche Bereuung, welche Alexander über den Todschlag seines Clitus bezeugte; der Czaar bat den le Fort um Verzeihung; er sagte, wie wag ichs, meine Nation zu verbessern, da ich nicht einmal mich

 selber

selber verbessere? Der General le Fort, welcher dieser Anecdote in seinen Handschriften erwähnt, lobt weit mehr den Grund von Peters Character, als daß er die Ausschweifungen seiner Hitze bedauret.

In den Niederlanden arbeitete der Czaar als ein Schiffszimmermann; wenn er die Arbeit aufschob, so geschah es, um ganz ohne Ceremonial, im Haag oder zu Utrecht den grossen Wilhelm, König in England und Statthalter in Holland zu sehn. Bey der Unterredung der beeden Monarchen war, ausser le Fort, Niemand zugegen. — —

Samuel Werenfels.

Derselbe ward den 1. März 1657. in Basel gebohren. Sein Vater hatte sich als Professor und Pfarrer grosse Hochachtung erworben; seine Mutter, Margareth Grynäus, war ebenfalls von gelehrter Abkunft; von Jugend auf ward unser Werenfels, und zwar immer mit glücklichem Erfolge, den Wissenschaften gewiedmet.

Ausser

Ausser der Beyhilfe seines Vaters, genoß er den Unterricht eines Joh. Rud. Wetsteins, eines Joh. Zwingers und Lucas Gernlers. Nachdem der Jüngling öffentlich de Jesu Christo, unigenito Dei filio, disputirt hatte, ward er im J. 1677. in das Predigamt eingeweyht. Hierauf besuchte er die Schulen und Kirchen zu Zürich, zu Bern, zu Genf und Lausanne. Bey seiner Zurückkunft war er vom Fieber äusserst entkräftet. Der Verfall seiner Gesundheit war Ursache, daß er die academischen Geschäfte den Pastoralgeschäften vorzog. Damals befand er sich mit Niclaus Gürtler und Jacob Bernoulli, seinen Altersgenossen, im vertraulichsten Umgang. In ihren täglichen Unterhaltungen übten sie sich in Auflösung allerley philosophischer und theologischer Fragen; — Uebungen, die sehr oft weit mehr als alle academischen Vorlesungen die Ausbildung des Geistes befördern.

Im J. 1684. übernahm er vicariatsweise den logischen Lehrstuhl. Zwey Jahre hernach ward er zum wirklichen Lehrer der griechischen Sprache ernennet. — Auf erhaltne Erlaubniß that er im J. 1686. eine litterarische Reise mit Friedrich Battier und Gilbert Burnet, welcher leztre nachher Bischoff von Salisbury gewor-

 den.

den. — Bey seiner Zurückkunft im J. 1687. erhielt er das rhetorische Lehramt. Seine Antrittsrede handelte de Oratore sacro. Hierauf schrieb er seine Abhandlung von den Logomachien. Im J. 1696. erhielt er die Professur der Controversen. In seinem Vortrag schränkte er sich auf die wesentlichsten Kirchenzwiste allein ein, und sie behandelte er mit Nachdruck und Würde. Seine polemischen Beschäftigungen veranlaßten ihn zu einer neuen litterarischen Reise, in der Absicht die Lehrer der römischen Kirche nicht bloß aus Schriften, sondern auch aus persönlichem Umgang kennen zu lernen. Im J. 1701. gieng er also mit seinem Bruder auf Paris. Unterwegs saümte er sich zu Neufchatel; daselbst gerieth er mit Osterwald, so wie in Genf mit Alphons Turretin in die innigste Freundschaft. In Lausanne hatte er mit Crousaz Bekanntschaft gemacht. — In Paris beobachtete er alles Merkwürdige. Daselbst genoß er den Umgang eines Malebranche, Montfaucon, Varignon und andrer Gelehrten. — Bey seiner Heimkunft ward er im J. 1702. dem academischen Senat einverleibet. Jahrs hierauf verlor er seinen Vater. Nach dessen Hinscheid erhielt er die Professur des alten Testamentes. In diesem Amt arbeitete er mit besonderer Her-

zens-

zenstheilnehmung an der Auslegung der Psalmen.

Verschiedene Academien, Franecker, Lewarden und andre suchten mit Versprechung grosser Gehalte unsern Werenfels an sich zu ziehen; allein theils seine schwächliche Gesundheit, theils die Bitten der baslerischen Academie, sonderheitlich auch die Zuneigung zu seiner Mutter hefteten ihn im Vaterland fest.

Im J. 1706. ward er zum Mitglied der englischen Gesellschaft de propaganda, und im J. 1708. zum Mitglied der königlichen Societät in Berlin erwählt. — Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reisen nach Genf, Neuburg und anderstwo. Mit neuen Leibs- und Gemüthskräften kam er zurück, und durch solche Reisen gewannen seine Zuhörer mehr als sie verloren.

Im J. 1711. verlor er durch den Tod seinen Collegen, Joh. Rud. Wetstein, den er als Vater kindlich verehrte. Durch diesen Hinscheid erhielt er die Professur des neuen Testaments. — Im J. 1717. that er seine letzte Reise. Damals war er sechzig Jahre alt. Sein Körper ward je länger je schwächer. Er ward von

der Beschwerde öffentlicher Vorlesungen befreyt, und gab nunmehr in seinem Haus Unterricht, jedoch bey offener Thüre. Wöchentlich schränkte er sich auf drey Lehrstunden allein ein; indeß fuhr er bis ans Ende fort, so oft ihn die Reihe traf, die ordentlichen academischen Streitschriften zu verfechten; auch schlug er noch im J. 1721. das Rectorat nicht aus.

Mit Hintansetzung aller Controversen, beschäftigte er sich nunmehr ganz allein mit der practischen Theologie. Weit mehr war er bemüht, die Urtheilskraft seiner Schüler als ihr Gedächtnis zu üben. In vertraulichem Umgang wußte er ihr ganzes Herz zu gewinnen und ihnen die Tugend als letzten Zweck aller Aufklärung zu empfehlen.

Beynahe kein Prediger in den reformirten, eydgenössischen Kirchen, der nicht bey unserm Werenfels in diesen oder in andern Fällen Rath gesucht habe. Mit liebenswürdiger Höflichkeit empfieng er Besuche von Einheimischen und Fremden; nicht bloß Theologen, sondern Leute von jedem Rang und Stand strebten nach seinem Umgang; die Kirche, die Academie, die Regierung selber fragten ihn um Rath, und seine

Consul-

Consultationen wurden immer für höchst brauchbar geachtet.

Er ward von einem gelinden Flußfieber befallen, welches nur durch sein hohes Alter tödlich geworden. Sanft entschlief er im 84. Jahr seines Alters, den 1. Junius 1740.

Seine sämtlichen Werke sind von Bousquet unter der Aufschrift Opuscula theologica, philosophica & philologica zu Genf und Lausanne zusammen gedruckt worden. Eine neue vermehrte Ausgabe wird im J. 1781. von Joh. Jac. Thurneysen, dem jüngern, in Basel geliefert.

Johann Bernoulli. *

Joh. Bernoulli ist den 7. August 1667. in Basel gebohren. Sehr frühzeitig schrieb er die Abhandlung über die Gährung. Bald hernach lösete er das Problem von der kleinen Kette auf, welches schon Galiläi aufzulösen versuchte. Fünf

* S. d'Alemberts Mélanges de Litterature, Tom. II. f. 14. f.

ganze Jahre beschäftigte er sich mit Untersuchung der kleinsten Dämmerung. Der Anfang und das Ende derselben, Morgens und Abends, trift in denjenigen Punct ein, wenn die Sonne sich achtzehn Grade unter dem Gesichtskreis befindt. Die Dämmerung währt also so viele Zeit, als die Sonne braucht, um sich auf achtzehn Grade über den Gesichtskreis zu erheben. In Absicht auf uns aber beschreibt die Sonne nicht immer denselben Zirkel; also braucht sie bald mehr, bald weniger Zeit, diese achtzehn Grade zu durchlaufen. Die Schwürigkeit besteht in Ausfindung desjenigen Tages im Jahr, an welchem die Sonne hiezu die wenigste Zeit bedarf. Zur Auflösung dieses Problems bediente sich Bernoulli eines sehr leichten Wegs, den er aber nicht bekannt gemacht hat. Vermuthlich war es der gleiche, dessen sich Maupertuis in seiner Astronomie der Schiffahrt bediente.

Ungefähr um gleiche Zeit war Bernoulli bemüht, die Logick durch geometrische Beyspiele zu beleuchten; für ihn war die Geometrie practische Logick.

Hierauf folgte der Versuch über die Bewegung der Muskeln. In diesem Versuch, durch

den

den er sich das Doctorat in der Arzneykunst erwarb, glänzt freylich der Geometer unter dem Anatomiker und Arzneygelehrten ungemein hervor; der Verfasser bedient sich der subtilsten Mechanik, um die Bewegung der elastischen Muskelfibern zu bestimmen.

Eine Zeit lang bereicherte er die Leipziger-Acta mit seinen mathematischen Aufsätzen. — Im J. 1697. erhob er sich zu dem Problem der Brachystochrone oder der Linie der schnellsten Bewegung. Mit metaphysischem Tiefsinn bewies der Geometer, daß, was vormals Paradox schien, unter gewissen Umständen ein Körper die krumme Linie weit schneller als eine gerade Linie durchlaufen könne. Die Auflösung dieses Problems führte ihn zur Betrachtung derjenigen krummen Linie, welche einen Lichtkörper beschreibt, dessen Lagen von abwechselnder Dichtigkeit sind. — Als Bernoulli das Problem von dem schnellsten Fall oder der schnellsten Bewegung ausschrieb, erschienen endlich vier verschiedene Auflösungen. Die eine war von Newton, ohne Namen des Verfassers; sogleich errieth Bernoulli ex ungue Leonem, die Löwenklaue, wie er selber sich ausdrückte. Die drey andern waren von Jacob Bernoulli, dem Bruder unsers



sers Johann Bernoulli, von Leibnitz und von dem Marquis von l'Hopital.

Um die ganze Stärke seines Bruders und ehmaligen Schülers auf die Probe zu setzen, schrieb Jacob Bernoulli das Problem von den isoperimetrischen Figuren aus, welches unser Johann ohne Anstand beantwortete. Der Wetteifer beyder Brüder gränzte nahe an Eifersucht, und der ältere schien einigermassen empfindlich darüber, sich von dem jüngern, seinem ehmaligen Schüler, übertroffen zu sehn. Indeß erklärte dieser letztere selber seine eigne bisherige Auflösung für unvollständig.

Im J. 1697. gab er in den Leipziger-Actis die Berechnung der exponentiellen Grössen. Unter vielen andern Schriften, die er in dieses periodische Werk einrückte, ist besonders auch die Untersuchung merkwürdig, die er über den geringsten Widerstand eines festen Körpers in einem flüssigen Raum angestellt hat. Die Auflösung dieses Problems hatte Newton gegeben, allein den Weg, auf welchem er dazu gelangt war, verborgen gehalten; eine andre Auflösung von dem Herrn Fatio von Duillier ist ziemlich verwor-

verworren. Auf eine weit leichtere und simplere Auflösung war Bernoulli gerathen.

Ganz besonders Aufsehn machte seine Abhandlung de nutritione. Da er in derselben das unaufhörliche Zunehmen und Abnehmen des Körpers, den Verlust der einen Theile und die Hinzukunft andrer Theile sehr scharfsinnig aus einander gesetzt hatte, so behaupteten seine Neider, daß diese Lehre dem Dogma von der Auferstehung höchst nachtheilig sey? Der Verfasser hatte wenig Mühe, einen solchen gehässigen Vorwurf mit helvetischer und geometrischer Freymüthigkeit von sich zu lehnen. Damals war er Professor der Meßkunst zu Gröningen. Sehr klüglich mischte sich die weltliche Regierung keineswegs in solche Controversen. Bernoullis ganze Rache, die er an seinen Verlaümdern nahm, bestand darinn, daß er in einer academischen Rede seinen guten Namen und seine Religion vertheidigte. Indeß begnügte er sich, diese Rede zu halten, ohne sie in die Sammlung seiner Werke einrücken zu lassen. Unter seinen nachgelaßnen Papieren hatte man merkwürdige Denkmale seiner reinen Religionsgrundsätze gefunden.

Weni-

Weniger wichtig war ein anderer Streit, den er sich über den Phosphor des Barometers mit einigen Gliedern der Pariser-Academie der Wissenschaften zuzog. Im J. 1675. bemerkte Pikard, daß, im Dunkeln erschüttert, sein Barometer einen Glanz von sich gab, sonderheitlich von oben. Bey andern Barometern wurde diese Erscheinung nicht bemerkt. Nach wiederholten Versuchen fieng Bernoulli an zu vermuthen, daß die Verhinderung des Glanzes von einem kleinen Haütgen auf der Oberfläche des Mercurius herkomme, wie auch von der Luft, die etwann in dem Barometer zurück blieb. Hieraus schloß er, daß der Glanz in dem Barometer nur alsdann erhalten werde, wenn der Mercurius völlig rein sey, wenn er beym Eingiessen nicht durch die Luft hindurch dringe, und wenn der Raum oben in der Röhre vollkommen gut beschaffen seyn werde. Bey näherer Untersuchung glaubte die Academie diese Bedingnisse weder alle nothwendig, noch hinreichend. Einige Jahre hernach ward Bernoulli über seine Muthmassung von Hartsoeker, obschon mit schlechten Gründen, stark angegriffen; im J. 1719. vertbädigte sich jener nicht ohne Hitze. Aus einer Abhandlung in den academischen Denkschriften vom J. 1723. scheint Bernoullis Hypothese begründet.

Im

Im J. 1705. hatte er seine vortreffliche Schrift de motu reptorio herausgegeben. In den academischen Denkschriften vom J. 1710. befindt sich von ihm eine Abhandlung über die Centralkraft, in welcher er die Auflösung eines Newtonischen Problems zu berichtigen bemüht war. Mit mehr Grund deckte er in eben diesen Denkschriften vom J. 1711. eine Irrung auf, deren sich der grosse Newton über die Ausmessung der Centralkräfte in widerstehenden Mittelpuncten schuldig gemacht hatte. In einer neuen Ausgabe der Newtonischen Werke, die damals herauskam, ward Bernoullis Berichtigung ohne weiters genutzt.

Im J. 1714. schrieb Bernoulli die neue Theorie der Bewegung der Schiffe. Diese Bewegung ist sonderheitlich auf die Gesetze des Widerstands der flüssigen Theile gegründet; diese Gesetze aber waren bisher noch wenig bekannt. Der Ritter Renau, der hierüber geschrieben hatte, entfernte sich von den ächten Grundsätzen; Bernoulli gab die wahre Theorie. Renau machte Einwendungen, und daher entstand zwischen ihm und Bernoulli ein eben so lehrreicher als freundschaftlicher Briefwechsel.

In

In dem gleichen Jahr 1714. gab Bernoulli sowol in den Pariser-Denkschriften als in den Leipziger-Actis seine Untersuchungen über den Mittelpunct der Schwingungen heraus. Diesen Mittelpunct der Schwingungen hatte Huyghens auf weitlaüftigen Nebenwegen gefunden; Jac. Bernoulli entdeckte einen natürlichern, aber beschwerlichern Weg; endlich gelang es unserm Meßkünstler, die simpelste Auflösung zu finden.

Der Streit zwischen Leibnitz und Newton über die Entdeckung des Differential-Calculs brach im J. 1715. mit grosser Heftigkeit aus. Beleidigt über den Verdacht, welchen die Engländer auf seine Bemühungen geworfen hatten, schrieb nun Leibnitz als eine Wette oder als eine Ausforderung ein neues Problem aus. * Nicht nur von Newton, sondern auch von andern englischen Meßkünstlern ward dasselbe ganz ohne Mühe aufgelööt; damit glaubten sie den Zwist wegen der Erfindung des Differential-Calculs zu Leibnitzens Nachtheil, und zum Vortheil der englischen Meßkünstler entschieden. Allein nach Leibnitzens Hinscheid im J. 1716. ward der Proceß gegen England von unserm Bernoulli fortge-

* Das Problem de trajectoriis.

fortgesetzt. Den Meßkünstlern dieses Reiches trug er das gleiche Problem vor; indeß unter noch weit schwürigern Bedingnissen als Leibnitz; die Engländer setzten Bernoulli andre Probleme entgegen. Von beyden Seiten bewiesen die Streiter, daß zuweilen eben sowol ein mathematisches als ein theologisches odium statt haben könne. Wenn in diesem gelehrten Wettstreit Taylor unsern Bernoulli an Mässigung übertraf, so ward hingegen in Absicht auf diese so seltene Tugend Keill von Bernoulli übertroffen. Vielleicht frägt man, wozu die Auflösung aller dieser tiefsinnigen Fragen gedient habe? Allenfalls könnte man sich mit der Antwort des Galiläi begnügen. Wozu dient wohl die Meßkunst? Hierauf antwortete er: Sie lehrt wägen, messen, zählen; sie wägt die Idioten, sie mißt die Dummköpfe und die einen sowol als die andern zählt sie. Indeß darf man auch sagen, daß die Meßkunst schon an sich selber, ohne Rücksicht auf andere Nutzbarkeit, ein inneres, wesentliches Vergnügen, eine höhere Vervollkommnung des Geistes gewähre. Eben so berühmt ist Archimed wegen seiner Untersuchungen über die Parabole und über die Spirallinien als wegen seiner Stäbe und seiner beweglichen Sphären. Ungeachtet die Werke eines Newtons und Des-Cartes eigent-



lich beynahe zu weiter nichts dienten, als zur Erweiterung des menschlichen Verstandes, so haben sie gleichwol einen grössern und daurendern Namen erworben, als so viele Erfinder der nothwendigsten, mechanischen Künste, weil mehrentheils diese weit öftrer vom Zufall als von ihrem Genie geführt worden. Bey allem dem darf man keineswegs vergessen, wie vielen Einfluß auch die tiefsinnigste Meßkunst auf Militar- und Civilbaukunst, auf Schiffahrt, überall auf die unentbehrlichsten, mechanischen Menschenwerke gehabt habe.

Im J. 1724. verfertigte Bernoulli seine Schrift über die Gesetze, nach welchen die Bewegung sich fortpflanzt und mittheilt. Diese Schrift erhielt grossen Beyfall von der Pariser-Academie, ungeachtet sie nicht gekrönt ward. Seither wurden von eben dieser Academie verschiedene seiner Abhandlungen gekrönet. Eine derselben vom J. 1730. ist merkwürdig, weil sie ein System verthädigt, welches Newton schon lange zerstört hielt, das System, welches durch Wirbel die Beschaffenheit der Planetenkreise erkläret.

Im J. 1734. erschien Bernoullis Versuch über die Naturlehre des Himmels, ein philosophischer

phischer Roman. Um nicht allzuweitläuftig zu werden, müssen wir so viele seiner andern Bemühungen mit Stillschweigen vorbeygehn.

Ungeachtet er sehr frühzeitig ein entschiedenes Talent für mathematische Untersuchungen verrieth, so war er doch keineswegs unempfindlich für die Reize der schönen Litteratur. Von seinem Vater war er anfangs zum kaufmännischen Leben bestimmt; bey seiner unbezwinglichen Abneigung dagegen, ward er der Arzneykunst gewiedmet; ohne Zweifel daß diese es war, die ihn unvermerkt zur höhern Naturlehre und Meßkunst hinleitete. Zur Erholung verfertigte er zuweilen lateinische Gedichte. Schon im achtzehnten Jahre hatte er in griechischen Versen über das wichtige Thema geschrieben, daß der Fürst um des Volks willen da sey; ohne Zweifel ein Thema, welches von einem Patrioten besser in der vaterländischen Sprache hätte können ausgeführt werden.

Selten ist es, daß berühmte Männer eine ihrer würdige Nachkommenschaft zeugen. Unser Bernoulli aber hatte Söhne von vorzüglichem Verdienste; der einte hieß Nicolaus und starb sehr jung zu Petersburg, wohin er vom



Czaar berufen worden ware, und woselbst er eine der vornehmsten Zierden der neuen Academie gewesen. Der andre Sohn hieß Johann, Professor der Beredsamkeit in Basel, welcher verschiedene Preise bey der Pariser-Academie der Wissenschaften davon trug; der berühmteste von allen war Daniel Bernoulli. Im J. 1734. hatte er mit seinem Vater den academischen Preis getheilt, und seither sind für ihn diese Prämien zu einer Art von Jahrgehalte geworden.

Die berühmtesten Meßkünstler, J. B. Clairaut und Maupertuis, sind nach Basel gereiset, um sich die Einsichten des grossen Bernoulli zu Nutze zu machen. Ihm hat Europa die Bildung eines Eulers zu danken.

Im J. 1743. besorgte der verdienstvolle genferische Professor Cramer zu Lausanne eine vortreffliche Ausgabe der Bernoullischen Schriften. Dieselben sind dem preussischen Monarchen zugeeignet. Gegen die gewöhnliche Uebung ward in der Berliner-Academie öffentlich von ihrem Secretair Bernoullis Lobrede gehalten.



Johann

Johann Alphonsus Turretin. *

Um der Gewissensfreyheit willen hatten sich seine Voreltern, aus ansehnlichem Geschlechte von Lucca, nach Genf begeben. Unser Alphons war den 13. August 1671. gebohren. Schon im sechszehnten Jahr hatte er, den 28. Herbstm. 1687. den Vater, einen ebenfalls berühmten Gottesgelehrten, Franciscus Turretin, verloren. Die Philosophie studirte der junge Alphons bey Joh. Robert Chouet, welcher auf der Genfer-Academie zuerst anfieng, den Acker der Philosophie von den Dörnen und Disteln der Scholastik zu reinigen. Zwischen dem Lehrer und Schüler entstand gar bald die engste Verbindung, welche nur der Tod zu trennen im Stand war. — In der Theologie hörte Alphons den Philipp Mestrezat, den Benedikt Pictet und Ludwig Tronchin. Im J. 1691. gieng er auf Reisen. Im J. 1692. verthädigte er zu Leyden, unter Frid. Spanheims Vorsitz, eine Streitschrift de Pyrrhonismo pontificio, deren Bayle in

* S. Alphons Turretins Lobrede von Ludwig Tronchin; Tempe Helvetica T. III. Sect. II. No. 3.

in seinem Wörterbuche mit Beyfall erwähnt. * Aus Holland gieng er weiter nach England. Daselbst lebte er einige Wochen in dem Haus des Bischoff Burnets zu Salisbury. Dieser empfahl ihn den gelehrtesten Männern, einem Lloyd, Whitby, Allix, besonders auch dem Wilhelm Wake, Erzbischoff zu Kantorbury. Mit diesen Männern unterhielt er hernach ununterbrochenen Briefwechsel, und von ihnen lernt' er die freyere Lehrmethode. Aus England begab er sich nach Paris und studirte bey Longuerue die arabische Sprache.

Im J. 1694. kam er in sein Vaterland zurück, und zwey Jahre hernach trat er in das Collegium der Stadtprediger; wegen schwächlicher Gesundheit aber wollte er kein ordentliches Predigamt über sich nehmen, ungeachtet er oft genug predigte. Im J. 1697. ward für ihn ein eigner Lehrstul der Kirchenhistorie errichtet. Zehn Jahre lang besorgte er das academische Rectorat mit ausserordentlichem Ruhm, den er sich unter anderm durch seine vortrefflichen Reden erwarb. Auch hatte er grosse Verdienste um

die

* S. Bayle Wörterbuch im Artikel Franz. Turretin, wie auch im Artikel Nicole.

die öffentliche Bibliotheck. Im J. 1705. ward ihm das theologische Catheder anvertraut. Wenn wir seine Schriften betrachten, so leuchtet uns aus denselben das Bild eines guten Lehrers hervor, welches Paulus seinem Timotheus so schön vorgemahlt hat. Weit entfernt von unnützen Fragen und eitelm Wortgezänk, gieng sein Augenmerk immer auf practische Erkänntniß, die er eben so bündig als angenehm vorzutragen gewohnt war. Je grösser seine eignen Einsichten gewesen, desto mehr Nachsicht bewies er gegen Schwachheit und Irrthum; überall verbreitete er philosophische Duldung und christliche Bruderliebe; sonderheitlich war er eifrig um die Vereinigung der Protestanten bemühet.

So groß er als öffentlicher Lehrer gewesen, so helleuchtend war nicht weniger sein Vorbild, wenn wir ihn in jedem andern Verhältniß, als Mensch, als Freund, als Bürger betrachten. In seinen Reden, die er sowol vor dem Senate als vor dem Volk hielt, bewies er tiefe und ausgebreitete Staatseinsichten, und bey den bürgerlichen Unruhen gab er sich alle Mühe, die Eintracht wieder herzustellen.



In den letztern Lebensjahren hatte er mit öftern asthmatischen Zufällen zu kämpfen. Endlich starb er nach einem kurzen Krankenlager im 66. Jahr seines Alters, den 1. May 1737. und hinterließ einen einzigen, des Vaters würdigen Sohn mit seiner Wittwe, die ihm das ganze Leben hindurch seine weitlaüftigen und schweren Berufsgeschäfte durch zärtliche Vorsorge erleichterte.

Wenige Zeit vor seinem Hinscheid sind seine sämtlichen Werke in drey grossen Quartbänden zu Genf bey Barillot gedruckt worden. Der erste Band enthält die academischen Reden; die beeden andern Bände enthalten Betrachtungen und Dissertationen. Wie wichtig und gemeinnützig ihr Innhalt sey, mag folgendes Verzeichnis beweisen:

I. Von dem vielfachen Nutzen der heiligen Alterthümmer. 1697.

II. Bild eines frommen und wahrheitliebenden Gottesgelehrten. 1706.

III. Lobrede auf den König Wilhelm III. im J. 1702.

IV. Ueber

IV. Ueber die Gelehrsamkeit des XVII. Jahrhunderts und die heutigen Gefahren für die Litteratur. 1703.

V. Ueber die Verbesserung der Studien. 1704.

VI. Ueber die Eitelkeit sowol als die Fürtrefflichkeit der Wissenschaften. 1705.

VII. Ueber die Verbindung der Gelehrsamkeit mit der Frömmigkeit. 1706.

VIII. Ueber die Vereinigung der Protestanten.

IX. Ueber die verschiednen Schicksale der christlichen Lehre. 1708.

X. Ueber die Leidenschaften, welche die Liebe zur Wahrheit ersticken. 1709.

XI. Fromme Wünsche für den Frieden Europens 1710.

XII. Von den Ursachen und Heilmitteln des verfälschten Christenthums. 1711.

XIII. Ueber die verschiednen Hauptpuncte der Gottesgelehrtheit.

XIV. Gedanken über die Religion.

XV. ——— über die Controversen, über den gesunden Menschensinn u. s. f.

XVI. Ob ungereimte, widersprechende Sätze geglaubt werden können?

XVII. Zwölf Abhandlungen über die natürliche Theologie.

XVIII. Sechszehn Abhandlungen von der Wahrheit der jüdischen und der christlichen Religion. — Diese sind von Vernet ins Französ. übersetzt worden.

XIX. Wie muß Christus gehört werden?

XX. Von den Fundamentalartikeln.

XXI. Von dem päpstlichen Pyrrhonismus.

XXII. Von den zeitlichen Vortheilen der Frömmigkeit.

Noch sind besonders gedruckt worden,

Academische Untersuchung über die Jubelfeste. 1701.

Nubes testium, d. i. Wolke der Zeugen zur Vereinigung der Protestanten. 1719.

Défen-

Défenſe de la Diſſertat. ſur les Articles fondamentaux, contre Mr. de Bionens.

Sermon ſur la Charité. 1696.

— — Sur le Jubilé de la Réformation de Zurich, ſur St. Jean XII. 35, 36.

— — Sur les Inconvéniens du Jeu, ſur Philipp. IV. 8, 9. 1727.

— — Sur le Jubilé de la Réformat. de Berne, ſur Pſeaume CII. 19-23. 1728.

— — Sur la loi de la liberté, ſur Jaques II. 12. prononcé en préſence des Seigneurs Repréſentans des L. L. Cantons de Zurich & de Berne. 1734.

— — Sur le Jubilé de la Réformat. de Genéve, ſur Apoc. III. 11. 1735.

Innbegriff der Kirchengeſchichte bis zum J. 1700. 1734.



Johann

Johan'n Jacob Scheuchzer.

Wie fremd und unerfahren man bis auf die Ankunft Scheuchzers in dem Studium der Natur war, können unter andern die noch häufigen Gespenster und Herengeschichten beweisen, welche die helvetischen Jahrbücher dieses Zeitalters entweyhen. Noch den 9. May 1705. klagte selbst der zürcherische Kirchenvorsteher Klingler über einen solchen Dämon, der freylich hernach in Verhaft gesetzt und mit dem Schwerd hingerichtet worden. Ein solcher Poltergeist war es, der im J. 1700. zu Luzern zwo zürcherische Weibspersonen zu bekehren bemüht war. Im J. 1701. wurden acht Personen von Wasserchingen der Hererey beschuldigt und in Zürich zum Tode verurtheilt. — Ohne Zweifel, daß nachherige, genauere Naturforschung das Meiste zur Vertreibung der Finsternisse des Aberglaubens beytrug; und um dieses Studium hatten die beyden Brüder, Johann Scheuchzer und Jacob Scheuchzer für ihr Zeitalter ungemeine Verdienste.

Jacob

Jacob Scheuchzer erblickte das Licht der Welt im J. 1672. — Im J. 1692. zog er auf die Academie nach Altorf, hernach weiter nach Utrecht. Im J. 1695. machte er seine erste Alpenreise. Dann gieng er wieder nach Altorf und Nürnberg. Daselbst genoß er Sturmens und Eimartens Unterricht und Umgang. Bey seiner Zurückkunst nach Zürich im J. 1710. ward er Stadtphysicus und Lehrer der Meßkunst. Im J. 1714. bekam er einen Beruf nach Petersburg. Die Sache kam vor Rath und wurde mit zwanzig Stimmen entschieden, wofern er den Beruf ausschlage und in Zürich bleibe, so sollten ihm seine Einkünfte verbessert werden; einige Zeit hernach erhielt er wirklich ein Canonicat aus dem carolinischen Stifte. Daß er übrigens unter seinen Collegen wenige Freunde gehabt habe, betrift folgende Anecdote aus einem handschriftlichen Brief unterm 6. Jul. 1714. „ Hr. Doctor „ Scheuchzer — so schreibt Landschreiber Gwerb „ an Landvogt Füßli, — „ hatte eine weisse „ Krähe, die flog ihm aus. Der Doctor stieg „ ohne Schuhe auf das benachbarte Dach und „ holte sie ein, jedoch nicht ohne Gefahr des „ Lebens. Man sagt, wenn er todt gefallen „ wäre, so hätten die Chorherren der Krähe „ ein Leibding geordnet ". In einem andern

Schrei-

Schreiben desselben Verfassers unterm 9. Sept. 1712. heißt es. „Vorgestern kam Herr Doctor „Scheuchzer mit dem glatten Kragen und dem „Degen in ein Convent. Diesen Aufzug woll„ten die Chorherren nicht leiden, sondern ihn „ausstellen; er aber blieb; sie zankten sich lan„ge; endlich ward das Convent aus einander ge„lassen, ohne geringste Berührung der Ge„schäfte." So kleinfügig und zugleich feindselig war die Denkart seiner Collegen, daß sie es wagten, Scheuchzers neue Lehren für profan, z. B. das copernicanische System für atheistisch und die schwammerdamischen Hypothesen für schlüpferig und libertinisch zu erklären. Um sich also nach dem Geist des Zeitalters und nach dem Geschmack theologischer Leser und Zuhörer zu bequemen, gab Scheuchzer seinen physischen und mathematischen Untersuchungen mehrentheils einen biblischen Zuschnitt; schrieb er z. B. Hiobs heilige Naturlehre, antediluvianisches Herbarium und Physica sacra. Einzelne Schriften von ihm findt man in den Leipziger-Miscellanien, in den Ephemeriden der Naturæ Curiosorum und in den Londner-Philosophical-Transactions. Sein brauchbarstes Werk sind die helvetischen Alpenreisen, welche Sulzer von neuem herausgab. In dem Entwurf des gelehrten Schweizerlandes erwähnt

Baltha-

Balthasar: Jacob Scheuchzer sey Willens gewesen, eine Bibliotheck der schweizerischen Schriftsteller zu liefern; durch seinen Tod aber sey die Arbeit in Stecken gerathen. Von ihm hat man auch die grosse schweizerische Charte; jedem der zweyhundert Rathsglieder ließ er ein Exemplar überreichen; dafür erhielt er von der Regierung ein Geschenk von 500. Gulden, also gerade so viel selbst an Werth waren.

Von beeden Scheuchzern hat man noch sehr wichtige Handschriften, z. B. von unserm Jac. die politische Reformationsgeschichte in Zürich vom J. 1713. An dieser Reformation hatte er selbst grossen Antheil. Mit edler Kühnheit wurden von ihm einige wichtige Abänderungen in den Grundgesetzen des Staates durchgesetzt. So sehr dem Anschein nach die Gelehrsamkeit auf Museum und Catheder eingeschränkt ist, so vielen Einfluß hatten nichts desto weniger zu allen Zeiten die zürcherischen Lehrer auf die Regierung; unter anderm vielleicht auch darum, weil sie nicht nur durch vertraulichern Umgang mit den grossen Römern und Griechen die Seele zum Gefühl der Freyheit erhoben, sondern auch weil sie vormals beynahe die einzigen, wenigstens die vornehm-

vornehmsten waren, die öffentlich mit Nachdruck sprachen und schrieben.

Wenn es indessen befremdet, den gelehrten Naturforscher Jacob Scheuchzer unter offnem Himmel auf dem Lindenhof an der Spitze des Volks zu sehn, so wird es nicht weniger befremden, ihn auf dem theologischen Kampfplatz zu finden. So sehr war damals noch Jedermann polemisch, daß auch dieser so tolerante Mann der Ausforderung eines päpstlichen Kirchenritters immer ausweichen konnte. Ein Jesuit von Luzern, Pater Joseph Sonnenberg, machte sich breit mit zwo (wie er sie hieß,) gehörten Schlußreden. Schriftlich forderte er Scheuchzern zur Widerlegung auf. Da dieser hiezu keine Lust hatte, unterstand sich der Jesuit im J. 1719. unter angenommenem Namen eines Chorherrn Fischmanns hierüber an den regierenden Bürgermeister in Zürich zu schreiben. Durch dieses ward der gute Scheuchzer zum Antworten verpflichtet. Es entstand ein weitlaüfiger Briefwechsel, woraus nicht weniger das menschenfreundliche vertragsame Herz unsers Scheuchzers als die Energie seines philosophischen Kopfes hervorstralt. Optassem sane, schreibt er unter anderm vom 3. Nov. 1719. ut non exacueretur serra

in

in re tam parvi momenti & ut Theologorum unus alterum superare studeret fide, caritate, bonis operibus. Credit quisque sibi, & pro eo, quod credit, rationem redditurus est Deo. Nach wiederholten Instanzen, fängt unser Theologe, der es malgré lui geworden, nunmehr an, etwas unwillig zu werden. Ungemein aufgeraümt und witzig ist seine unwillige Laune. Je passe, schreibt er, avec silence vos nouvelles invectives contre notre sainte religion, lesquelles me font croire que vous êtes de l'ordre de controversistes les plus querelleux & les plus insatiables, je ne veux pas dire, pour ne pas perdre le respect, de l'ordre de ces oiseaux qui ne vivent que de la rapine, sachant bien, que Messieurs les Jésuites n'ont ni becs ni cornes; car s'ils en avaient, personne ne serait sûr: Je desire pourtant de savoir, combien de milliers d'Hérétiques vous aurez déja converti? S'il ne reste rien à convertir dans votre Catholicisme, dans votre Province, dans votre Couvent, dans vous-même -- und weiterhin: l'Expérience me fait voir, que les controversistes ne peuvent jamais cesser de faire des guerres, éloignés beaucoup de l'esprit de notre Sauveur & des maximes douces de la Morale Chrétienne & d'une sage Politique. Au bout du compte ils n'ont autre chose à risquer

que la réputation. Je suis persuadé qu'ils agiraient de même comme les Princes, qu'ils mesureraient mieux leurs pas, si pour chaque dispute ils risqueraient un pré, ou enfin un seul florin de leurs revenus &c. Dieser Briefwechsel währete bis ins J. 1720. bis endlich dem schwärmerischen Sonnenberg von dem Rector des Jesuiter-Collegiums, Dominicus Weck, das Stillschweigen auferlegt wurde.

Im J. 1733. starb unser Scheuchzer, und sein Name bleibt unsterblich. Die kaiserliche Academie der Naturæ Curiosorum, wie auch die königlichen Societäten zu Berlin und London waren stolz darauf, ihn zum Mitgliede zu haben.

Sein Bruder Johannes Scheuchzer war im J. 1684. gebohren. Nach Endigung der academischen Studien begab er sich in holländische Kriegesdienste; hierauf ward er Secretair beym Grafen von Marsigli; mit diesem reisete er nach Italien. Bey der Zurückkunft ins Vaterland übete er sich in der Mechanik und militarischen Baukunst; auch leistete er dem Kanton Zürich im J. 1712. als Ingenieur nützliche Dienste. Im J. 1720. ward er als Professor der Meßkunst nach Padua berufen; der Religion wegen

nahm

nahm er diesen Beruf nicht an. Nachdem er zum zweytenmale Holland, Frankreich, Italien, Teutschland durchreiset hatte, ward er im J. 1732. Landschreiber der Grafschaft Baden, im J. 1733. Professor der Naturlehre, Stadtarzt und Canonicus, an die Stelle seines verstorbenen Bruders. Ihm hat man unter andern die historisch-critischen Anmerkungen über die Urkunden des Klosters Pfefers, die Abhandlung über die Baderwürfel, verschiedene andere Aufsätze z. B. über den Nutzen der Naturgeschichte in der Arzneykunst, über die Wassermeteoren, über den Ursprung der Berge, über die Sündfluth, über die figurirten Steine u. v. zu danken. Am wichtigsten sind seine Alpenreisen nnd die helvetische Agrostographie. Ungeachtet der damals in der Naturlehre noch herrschenden Vorurtheile verdienen nichts desto weniger diese beeden Scheuchzer alle Verehrung, daß sie es gewesen, welche zuerst in Zürich die Newtonischen Erfindungen ausbreiteten und mit der Fackel der Erfahrung den Dunsinebel aristotelisch-cartesianischer Grillen vertrieben.





Johann Karl Hettlinger.

Derselbe ward den 28. März 1691. im Kanton Schweiz gebohren. Das hettlingerische Stammhaus ist Hettlingen, eine Burg zwischen Ruetschweil und Neftenbach. Heinrich und Berchtold von Hettlingen waren adeliche Dienstleute des Kyburgischen Grafen Hartmanns des ältern im J. 1250. Nach Anweisung vorhandener Urkunden war unsers Hettlingers Ahnvater, Werner Hettlinger, im J. 1575. nach Schweiz gezogen. Sein Vater war Joh. Baptist Hettlinger und seine Mutter Anna Elisabetha Betschard. Im J. 1700. reisete er mit seinen Eltern nach Bollenz, wo sein Vater dem Bergwerke vorstand. Hier besuchte er mit seinem Bruder, der nachher als römischer Ritter, Patrizier, Pfalzgraf und Rath zu Schweiz starb, die italiänische Schule; manche Stunde borgte er, um seine Begierde zum Zeichnen zu befriedigen. Im J. 1708. kam er wieder nach Schweiz; daselbst trieb er die Stechkunst; ohne etwas von den gewöhnlichen Werkzeugen zu wissen, erfand er sich eigene.

Im

Im J. 1709. kam er nach Sitten in Wallis. Bey dortigem Münzdirector Wilhelm Crauer versuchte er die Elemente des Grabstichels und der Punzen. Mit Crauern reisete er im J. 1710. nach Luzern. Daselbst übte er sich in der Goldarbeiterkunst und Juwelierkunst. Im J. 1712. machte er in dem einheimischen Krieg als Freywilliger die Campagne mit den luzernerischen Truppen. Alsdann fuhr er fort, zu Luzern, zu Mümpelgard, zu Pruntrut mit Crauern die erforderten Gepräge zu besorgen. Hier entstanden seine ersten Versuche in Schaupfenningen und einigen fürstlichen Bildnissen nach dem Leben.

Im J. 1716. gieng er nach Nancy. Hier ward er von dem Stempfelschneider des Herzogs Saint-Urbain weggewiesen. Also fieng er an, für sich selbst zu possiren; er wohnte bey dem herzoglichen Uhrmacher, der ihn Saint-Urbain empfahl. Im J. 1717. gieng Hettlinger für sich allein nach Paris. Mitten unter allen Zerstreuungen lebte er da sehr haushälterisch; er kannte keinen andern Zeitvertreib als die Betrachtung der Kunstwerke; auch hatte er keinen Umgang als mit grossen Künstlern, wie z. B. Rottier und Niclaus de Launay. Letzterer an-

 vertraute



vertraute ihm die Verfertigung einiger königlichen Schaumünzen. Achtzehn Monate hatte er in Paris zugebracht, als der Baron von Görz, auf Befehl seines Königs, eine Anzahl junger Künstler nach Stockholm berief. Ungeachtet Hettlinger eben nach England reisefertig gewesen, so entschloß er sich gleichwol, und zwar ohne Reisegeld und ohne einige Bedingniß, nach Schweden zu gehn. Karl XII. war damals in Norwegen. Hettlinger schnidt einen Stempel zur Probe im Gasthof; die Probe ward dem König zugesandt; schneller Befehl kam zur Befriedigung aller Forderungen des Künstlers; auch ward der junge Mann sogleich an die Stelle des verstorbnen, königlichen Medailleurs Karlstein gesetzet. Im J. 1718. lieferte Hettlinger zwo wichtige Schaumünzen, die eine auf das Ableben des Königs, die andre auf die Krönung der Königin Ulrica Eleonora. Im J. 1720. folgten zwo andre, die eine auf König Friedrich; die andre, nach Auftrag der Reichsstände, auf den Staatsminister Graf Horn. Jedermann war mit des Künstlers Arbeit zufrieden, nur der Künstler selbst nicht. Mit schöpferischem Aug durchlief er den Kreis der Alterthümer; er studirte jenen Kontour, der seine Züge auf die Spitze eines Haars setzt; das Genie der Alten hatte er nicht

weni-

weniger aus ihren Kunstwerken als aus ihren Schriften kennen gelernt. Er betrat einen neuen Pfad, indem er die Kunst der Alten mit neuen Allegorien vereinigte. Der Umgang mit dem Staatsminister, Grafen von Tessin, mit dem Baron von Härlimann, mit dem Kanzleyrath Berch, mit dem fürtrefflichen, philosophischen Alterthumskenner Keder gab seinem Geist die völlige Reife.

Im J. 1723. schlug er den schmeichelhaftesten Beruf nach Petersburg aus. Mit Erlaubniß des schwedischen Hofes begab er sich im J. 1726. über Hamburg, Holland, Teutschland nach der Schweiz und nach Italien. Er traf in seinem Vaterland ein, eben da sein Bruder Hochzeit hielt, und sah bey dieser Gelegenheit seine künftige Gattinn zum erstenmal. Hierauf setzte er seine Reise durch Italien fort. In Neapel gerieth er mit Solimena in Bekanntschaft; in Rom mit seinem Landsmann Frey, und durch diesen mit Trevisani, Rusconi, Ghezzi und Ficaroni. In Rom verfertigte er die Schaumünze auf Papst Benedict XIII. dafür ward er von Sr. Heiligkeit mit dem Kreuze und mit dem Diplom des Ritterordens Christi beehret. Kurz vorher hatte ihn Kaiser Karl VI. für seine Schau-



münze mit einer güldenen Kette beschenket. In Venedig sah Hettlinger seinen alten, schwedischen Freund, des Marees, wieder. Von da gieng er weiter durch das Tyrol, durch Bayern, Schwaben und Franken nach Wien. An letzterm Orte gerieth er mit Gennaro in vertrauliche Freundschaft. Nach einer kleinen Reise gen Preßburg gieng er über Prag, Dreßden, Leipzig, Berlin, Hamburg, Coppenhagen nach Sockholm zurück.

Nach wiederherstellung von einer beynahe tödlichen Krankheit, gieng sein erstes Bemühen dahin, die chronologische, historische Reihe der schwedischen Könige in Schaupfenningen vorzustellen. Die eine hälfte, 28. Stücke, vollendete er selber; die andre, entworfne Hälfte übergab er zur Ausführung seinem Schüler, Daniel Fehrmann. — Hierauf lieferte er Münzen über die schwedischen Bergwerke, Handelsgesellschaften, Manufacturen u. s. w.

Im J. 1728. lehnte er einen sehr vortheilhaften Beruf des Königs von Polen in chursächsische Dienste von sich. — Die Czaarin Anna Ivanowna anerbot ihm im J. 1730. ein Jahrgehalt von 1000. Ducaten, ausser der besondern

Bezah-

Bezahlung seiner Werke: allein ihn, den kein Gold blendete, lockte auch diß Anerbieten von Stockholm nicht weg.

Um diese Zeit verfertigte er sein Bildniß auf einer Schaumünze, mit der Aufschrift ΛΑΓΟΜ. In diesem Stück erreichte er den höchsten Grad classischer Vollkommenheit; im Umriß Festigkeit ohne Härte; im Fleische Mürbigkeit ohne Weichlichkeit; mit freyem, ungezwungnem Falle der Locken, die gleich Wellen sich um seine Schläfe bewegen. — Dieses Stück gab er zuerst mit dem Revers einer Eule heraus, mit Minervens Egide und Lanze bewafnet. Nicht lange währte es, und dieses Kunstwerk ward durchgängig für ein griechisches Meisterstück erklärt. Endlich zeigte Hettlinger den vorgeblichen Alterthumskennern, daß sie ein schwedisches Wort für Griechisch angesehn haben. ΛΑΓΟΜ bedeutet Schlecht und Recht. Es war sein Wahlspruch, und sein Leben bewies, daß er demselben treu war.

Im J. 1735. begehrte ihn die russische Kaiserin Anna Jvanowna von dem König in Schweden. Er gieng nach Petersburg und verfertigte daselbst das Bildniß der Kaiserin zu allgemeinen Bewunderung. Nach beynahe zweyjährigem Aufenthalt

enthalt in Rußland ward er von dem König in Schweden zurück berufen. Beym Abschied gab ihm die Czaarin ihre Schaumünze in Gold und Silber, und nicht ohne Widerwillen ließ sie ihn von sich. Er reisete hierauf zu Land in Schlafwagen bis nach Reval und von da, nicht ohne Gefahr, über das Meer nach Stockholm zurück.

Im J. 1739. reisete er, mit des Königes Bewilligung, über Stralsund, Mecklenburg, Hamburg, Hannover, Cassel, Frankfurt, Straßburg, in die Schweiz, um seine geschwächte Gesundheit durch die warmen Bäder wieder herzustellen. Hier opferte er dem Hymen und vermählte sich im J. 1741. mit Maria Rosa Franciscа Schorno.

Um diese Zeit kam, nach dem Sturze des Regenten Herzogen von Byron, die Prinzessin Anna zur Regierung. Unserm Hettlinger that sie sogleich die günstigsten Anerbietungen, die er alle ausschlug. Ein Jahr hernach wurden sie von der Kaiserin Elisabeth wiederholt. Er schlug es aus, nach Petersburg zu gehen, stach sie aber doch nach einem zugesandten Bildniß.

Im

Im J. 1742. reisete er mit seiner Gattinn nach Berlin. Daselbst lehnte er ebenfalls den vortheilhaftesten Beruf von sich, um immer mit dankbarem, treuem Herzen der schwedischen Krone ergeben zu bleiben. Da aber seine schwächliche Gesundheit ihm die Rückreise nach Schweden unmöglich machte, so begab er sich in die Schweiz zurück, und lebte in philosophischer Einsamkeit zu Freyburg im Uechtland.

Im J. 1744. reisete er ohne seine Gattinn, seiner Geschäfte wegen, nach Schweden zurück. Durch unmässige Arbeitsamkeit aber und durch die Nachricht von den gefährlichen Gesundheitsumständen seiner Geliebten ward er beynahe zu Tode gequälet.

Im J. 1748. ward er zum Mitgliede der königlich-schwedischen Gesellschaft der Wissenschaften, und von dem König zum Hof-Intendenten erwählet. Nun aber dachte er auf seine Entlassung, die ihm gnädigst bewilliget wurde. Er füllte fünf Kisten mit seinem liebsten Kunstgeräthe; unterwegs giengen sie im Schiffbruch verloren. Er selbst kam im J. 1746. zu Freyburg glücklich bey seiner Gemahlin an. Mit ihr begab er sich nach Schweiz. Im sechsten

Jahr



Jahr seiner Vermählung gebahr sie ihm eine Tochter, die itzige Gemahlin seines Neffen, des Landammann Hettlingers. Im Jahr darauf reisete er nach Nürnberg. Daselbst verfertigte er die Schaumünze des Landgrafen Wilhelms von Hessen-Cassel, wie auch die Schaumünze der königl. preussischen Gesellschaft. Er bekam das erste Gepräg mit dem Diplom eines Mitgliedes. — Nach seiner Rückkehr in die Schweiz vollendete er die grosse Schaumünze des itzigen Königs in Preussen, ferner einen Schaupfenning auf die letztgefeyerte, einsiedelische Engelweihe und das Medaillon für den Kanton Bern. Nie aber hat er sein Grabeisen mit mehr Empfindung geführt, als da er im J. 1755. seiner ihm allzufrühe entrißnen Schorno durch eine Schaumünze ein Denkmal stiftete. Auch kann man nicht ohne Rührung das Medaillon auf seinen Freund Keder betrachten.

Mit den Jahren nahmen Hettlingers Fähigkeiten nicht ab. Sein König Georg II. in England, die Kaiserin Königin, Karl XII. König in Schweden, den er im 77sten Jahr verfertigt hat, sind hievon unverwerfliche Zeugen.

In

In seinem Sitten-Character, wie in seinem Kunst-Character, waren Energie mit sanftem Wesen, Hoheit des Geistes mit Einfalt des Sinnes verbunden.

Ein raisonnirendes Verzeichniß der Hettlingerischen Schaumünzen hat Joh. Casp. Füßlin im dritten Band der helvetischen Künstlergeschichte geliefert. Auch sind aus dem Füßlinischen Werke obige Nachrichten entlehnet.

Heinrich Bullinger. *

Sein Vater, ein Priester, erzeugte ihn mit seiner Beyschläferin, Anna Widerkehr, zu Bremgarten im J. 1504. In der Jugend sah er sich von der Pestseuche an den Rand des Grabes geworfen. Nach der Genesung begab er sich im J. 1516. auf die Schule nach Emmerich im Herzogthum Cleve. Das Brod gewann er vor den Thüren mit Singen. Im J. 1520. ward er

* Sollte chronologischer Ordnung nach auf den Hans Holbein folgen.



er auf der Schule zu Kölln in das Collegium Bursæ Montis befördert. Beym Lesen der Evangelien und der Kirchenväter wie auch einiger Schriften Dr. Luthers gieng ihm ein neues Licht auf. Nunmehr stand er von dem Entschluß ab, Carthaüser zu werden, er kehrte nach Bremgarten zurück, woselbst er im väterlichen Hause die Studien fortsetzte. Im J. 1523. ward er Lehrer in der Klosterschule zu Kappel. Im J. 1525. wohnte er in Zürich einem Gespräch mit den Wiedertaüfern bey. Mit Erlaubniß seines Abts zu Kappel begab er sich im J. 1527. abermal für einige Monate auf Zürich, um sich daselbst in den heiligen Sprachen zu üben. Hierauf gieng er nach Basel. Daselbst edirte, ohne sein Vorwissen, Oecolampad seine lateinische Schrift vom Ursprung des Irrthums. Seither hatte Bullinger eine vermehrte Auflage geliefert. Zu Heidelberg ward diese Schrift ins Teutsche übersetzt. Er war es, der zuerst den Zwingli und Kapito auf den Ungrund der Lehre von der Brodverwandlung aufmerksam machte. Je schwächer ihm die Widerlegungen des Berengars schienen, desto geneigter war er der Lehre desselben. Grossentheils ihm hatte man die Reformation des Klosters Kappel zu danken. Aus Raache ward er von mehr als zwanzig Zu-

gern

gern bey der Lorz unweit Baar, wo er badete, überfallen und rettete mit Mühe sein Leben. Die Abtey selber wurde von Mordbrennern umzirkgelt: allein durch oberkeitliche Abgeordnete von Zug und von Zürich ward ihr Anschlag vereitelt.

Im J. 1528. schwur Bullinger den Synodaleyd in Zürich. Im gleichen Jahr wohnte er einem Religionsgespräch in Bern bey? In eben diesem Jahr zogen, der Religionszwiste wegen, die Eydgenossen zum erstenmal gegen einander zu Felde; Bullinger diente als Feldprediger; bald wieder ward Friede gemacht.

Im J. 1529. predigte er in seinem Geburtsort zu Bremgarten so nachdrücklich, daß sogleich Tags darauf die Bilder und Altäre aus den Kirchen weggeschafft wurden. Er selbst ward in seiner Vaterstadt zum Pfarrer erwählt. Hierauf verheyrathete er sich mit Anna Adlyschwiler von Zürich, einer Nonne im Oettenbach. In seiner Liebeserklärung, die in Ulrichs Miscellanea tigurina eingerückt ist, herrscht eine liebenswürdige Naivität und Freymüthigkeit. In einem fünf und dreissigjährigen, friedlichen Ehstand



stand hatte Bullinger eilf Kinder, sechs Söhne und fünf Töchter, gezeugt.

In diesem Zeitraum artete der Freyheitssinn der Reformatoren bey den Wiedertaüfern in gesetzlose Ausschweifung aus. Nicht nur mündlich, auch in gedruckten Büchern bestritt Bullinger die Schwärmer. Gegen dieselben bewies er in einer eignen Schrift die Rechtmässigkeit der Zinse und Zehnten.

Nach dem fatalen Kappelerkrieg war er in seinem Geburtsort nicht länger sicher. Im J. 1531. zog er mit Vater und Bruder auf Zürich. Vier Wochen lang wurden sie von Werner Steiner aufs liebreichste beherbergt. Gleich nach ihrem Wegzug von Bremgarten wurde ihr Haus daselbst von den Papisten geplündert. Gar bald ward Bullinger, an Zwinglis Stelle, zum Prediger in Zürich ernannt. Durch Gefälligkeit gewann er die noch übrigen Anhänger des Papstthums. Ihm hat man die Ausgabe von Biblianders oder Buchmanns Schriftauslegungen zu danken. Die Niederlage der Züricher bey Kappel hatte der Bischoff zu Wien, Johann Faber, in einer besondern Schrift auf Rechnung des zürcherischen Irrgeists geschrieben. In einer

ner gedruckten Antwort zeigte nun Bullinger, daß weder Niederlage noch Sieg, weder Gewinn noch Verlust Probierstein von der Wahrheit seyn. Gegen Zwinglis Verlaümder hielt er in öffentlicher Kirchensynode eine Lobrede auf diesen grossen Reformator. Mit Genehmigung der Oberkeit traf er eine bessere Einrichtung der halbjährigen, zürcherischen Kirchenversammlungen. Auch war er sehr eifrig in Verbesserung des Schulwesens; den Studirenden verschaffte er Stipendien und zur Anordnung des Seminariums in der Abtey trug er das meiste bey. Mehrere Jahre lang arbeitete er an einem Vergleich zwischen den Protestanten, doch immer vergeblich. Für seine Zueignungsschrift bey dem Commentar über die Apostelgeschichte erhielt er vom Magistrate in Frankfurt zwölf Goldstücke. Dieselben übergab er dem Rathe; sogleich ließ sie dieser unter die Armen im Spitale vertheilen. Im J. 1534. ward Bullinger mit dem Bürgerrechte in Zürich beehret. Um eben diese Zeit kamen einige Engländer, Studirens wegen, auf Zürich. Dieselben wurden von Bullinger unterwiesen und beherbergt. Ihnen zu Gefallen schrieb er zwey Bücher, das eine vom Ansehn der heil. Schriften, das andre von der

 bischöffli-



bischöfflichen Würde; beyde eignete er König Heinrich VIII. in England zu.

Im J. 1538. bekam er an Caspar Groß-mann oder Megander einen hilfreichen Collegen. In eben diesem Jahr ward wegen Vereinigung der Protestanten eine Tagleistung der evangelischen Kantons in Zürich gehalten. Durch Einführung unbestimmter, zweydeutiger Redensarten glaubte Bucer das Schisma zu hindern. Bullinger hielts für Verrätherey an der Wahrheit, den Kirchenfrieden durch solche Kunstgriffe zu kaufen.

Immer noch verursachten die Wiedertaüfer grosse Unruhen. Hie und da wurden sie am Leben gestraft. Diese Strenge gegen Sectirer war aus der päpstlichen Kirche in die reformirte gekommen. Wegen ihrer Strenge wurden den Zürichern Vorwürfe gemacht. Im Namen der zürcherischen Stadt- und Landgeistlichkeit übergab Bullinger der Regierung hierüber ein theologisches Bedenken. * So streng seine Grundsätze sind, so unterscheidet er gleichwol zwischen bloß theoretischen Irrlehren und zwischen solchen, wodurch

* S. Füßlins Beyträge zur helvetischen Reformationsgeschichte Th. III. f. 190.

wodurch bürgerliche Ordnung und Sicherheit in Gefahr gesetzt wird. In dem Werkgen de ritibut ecclesiæ tigurinæ fol. 25. sagt Ludwig Lavater: „ daß die Züricher am Leben niemand „ von den Sectirern gestraft haben, ausgenom„ men einige Wenige, die meineydig und auf„ rühriſch gewesen. " Je mehr man den Mißbrauch der Reformationsfreyheit auf Rechnung der Reformatoren selber zu schreiben geneigt war, desto mehr sahn sich diese zur Unterdrückung der Schwärmer gleichsam genöthigt. Bullingers anscheinende Strenge liegt weniger in seinem persönlichen Caracter als vielmehr in dem Caracter der Zeiten. Zur ersten, eydgenössischen Glaubensbekänntniß, die im Jahr 1536. zu Basel herauskam, trug Bullinger viel bey; eben so hatte man ihm die Beylegung der Zwiste zwischen Farell und Calvinus zu danken. Die Hitze, womit Luther die zwinglianische Lehre anzuschwärzen gewohnt war, veranlaßten Bullingern, daß er im J. 1543. Zwinglis Schriften zusammen drucken ließ, und hernach im J. 1545. im Namen der zürcherischen Kirche eine eigne Antwort gegen Luthern herausgab. Im J. 1549. übergab er der zürcherischen Regierung ein Gutachten wider die Besuchung des vorgeschlagnen Conciliums; zugleich mißrieth er das Bündniß



mit Frankreich. Hierauf ward er von dem päpstlichen Legaten zu Venedig und von der Facultät zu Paris und Löwen in öffentlichem Drucke verketzert; das Urtheil der letztern Facultät wurde selber von Kaiser Karl V. bestätigt.]

Durch Briefwechsel sowol als durch persönliche Besuche entstand zwischen der englischen und zwischen der eydgenössischen Kirche die genauste Verbindung. Noch zeigt man auf der Stadtbibliotheck in Zürich die Briefe, womit ihn die Johanna Graja beehrte.

Grosse Verdienste hatte auch Bullinger um die zahlreichen Familien, die sich im J. 1555. der Religion wegen von Luggarus nach Zürich flüchteten. — Eben so diente sein Beystand im J. 1558. zur Beylegung der Kirchenunruhen in dem Kanton Glarus. — Im J. 1561. wurden zwischen ihm und Johann Brenz wegen der Allgegenwart des Le[illegible] Christi viele Schriften gewechselt.

Im J. 1564. erholte er sich mit Mühe von einem Anfall der Pestseuche. Diese Seuche entriß ihm seine Gattinn nebst einer Tochter, und gleich im Jahr darauf noch zwo andre Töch-

ter.

ter. Im J. 1565. ward er zum erstenmal vom Stein- und Nierenschmerzen geplaget. Bey allen diesen persönlichen und haüslichen Beschwerden behielt er immer mit Enthusiasmus die öffentlichen Angelegenheiten im Auge. Je länger je mehr ward die Zwinglische Lehre mißdeutet. Auch ein menschenfreundlicher Melanchthon enthielt sich nicht, dieselbe verdächtig zu machen. In einem Schreiben an Herzog Heinrich von Sachsen * wirft er den Zwinglianern vor, daß sie über die Gottheit Christi gefährliche Irrthümer hegen. Genauere Lehrbestimmungen und symbolische Bücher wurden also je länger je mehr, gesetzt auch, sie wären ein Uebel, jedoch ein nothwendiges Uebel, sowol um den Vorwürfen der Lutheraner und der Catholicken als auch um den Ausschweifungen der Schwärmer zu steuren. Gleichsam als hätten die Reformatoren zum voraus die widrigen Folgen allzuenger Lehrformen geahnet, giengen sie niemals als nothgedrungen an die Errichtung derselben. Nur auf dringendes Verlangen Churfürst Friedrichs III. von der Pfalz verfertigte Bullinger die helvetische Glau-

* S. Opp. Luth. Jenens. T. IV. wie auch Buchers Nachricht von dem Gespräch zu Marpurg in der Simlerischen Urkundensammlung, B. II. Th. II. Abschn. IV.

bensbekänntniß; gar bald ward sie an den meisten reformirten Orten gutgeheissen und unterschrieben. Weniger waltete hiebey die Absicht, ein Gesetz vorzuschreiben, als öffentlich in einem Entwurfe den ächten Reformationsgeist zu zeigen. In einer französischen Nationalsynode zu Rochelle wurden im J. 1571. diejenigen verdammt, welche sich weigerten, bey der Erklärung des Abendmahls die Worte Substanz und substanziell anzuwenden. Bullinger hielts für Beleydigung der eydgenössischen Kirche; auch ruhete er nicht, bis Jahrs darauf in der Synode zu Nimes hierüber eine befriedigende Erlaüterung herauskam. Seither, besonders nach der Bluthochzeit zu Paris im Jahr 1572. nahm sich Bullinger der Reformirten in Frankreich mit väterlicher Theilnehmung an. Auch ward er von ihnen kindlich verehret. Unterm 7. Junius 1574. erhielt er von dem Prinz Conde eine schriftliche Abbitte wegen seines Ueberganges zum Papstthum. * In diesem Brief unterschreibt sich der Bourbonische Prinz als dienstwilligen Sohn, und Bullinger nennt er seinen Herrn und Vater. Mit verschiedenen Fürsten und Fürstinnen stand er in haüfigem Briefwechsel.

In

* S. Thuanus Hist. Lib. LIII. und Commentar. L. X. wie auch Miscell. Tig. Th. III. f. 202.

In den letzten Monaten seines Lebens hatte er mit grausamen Steinschmerzen zu kämpfen. Unerschüttert blieb seine Geduld. Den 16. August. 1575. berufte er die gesammte Stadtgeistlichkeit vor sein Krankenbett. Mit Thränen empfahl er ihnen die Angelegenheiten der Kirche; endlich ward er den 17. Herbstm. gleichen Jahres durch sanften Tod von allen Leiden und Schmerzen befreyet. — Er hinterließ einen Brief an die Regierung in Zürich, in welchem er derselben für alle empfangne Wohlthaten dankt und sie zur Beschützung guter Satzungen auffodert; zugleich empfahl er ihr Rudolf Gualter zu seinem Nachfahr.

Um so viel weniger haben wir nöthig, ein Verzeichniß seiner zahlreichen Bücher zu liefern, da selbige überall bekannt sind. Unter seinen in Handschrift hinterlassenen Werken müssen wir unter anderm seiner Züricher-Chronick in IV. Foliobänden; seiner Reformationsgeschichte, seines Tagbuches, seiner nachgeschriebenen Vorlesungen Biblianders ꝛc. erwähnen. Eine zahlreiche Menge seiner Briefe befinden sich in der kostbaren Briefsammlung Herrn Inspector Simlers.

Johann Friedrich Osterwald. *

Derselbe war im J. 1664. gebohren. Die meiste Zeit seines vieljährigen Lebens hatte er zu Neufchatel im Predigamte zugebracht. Auf Befehl seiner Obern verfertigte er eine neue Ordnung für die neuenburgische Kirche. Nicht nur drang er fleissig auf das Schriftstudium, auch schrieb er Anleitungen zu nützlicher Lesung der heil. Bücher. Mit grosser Gelehrsamkeit verband Osterwald ungemeine Bescheidenheit, Duldung und Mässigung. Eben seine Friedliebe selber machte ihn des Indifferentismus verdächtig. Burnet nennt ihn einen der besten und vernünftigsten Gottesgelehrten. Turretin und Werenfels schätzten ihn ebenfalls sehr hoch. Letzterer schmückte sein Bildniß mit folgender Innschrift:

Hic Osterwaldi est levis umbra; o viva loquensque
Illius effigies Pastor ubique foret!
Desineret caussas corrupti quærere mundi
Auctor, forte suum suppmeretque librum.

In diesen Worten zielt der Poet auf Osterwalds Buch von den Quellen des menschlichen Verderbens.

* Sollte nach Samuel Werenfels eingerückt seyn.

derbens. Kaum zween Monate war es seit Erscheinung dieses Werkes, und schon mußte eine zwote Auflage veranstaltet werden; bald hernach erfolgte die dritte zu Amsterdam im J. 1700. auch ward dieses Buch in die teutsche, holländische, englische Sprache übersetzt. So wohl dasselbe überhaupt aufgenommen worden, so fand es doch immer noch hie und da seinen Tadler. Philipp Naudäus der Aeltere schrieb dagegen einige Anmerkungen, die er seiner Untersuchung zwoer Schriften von la Placette beygefügt hatte, für Osterwalden gieng hierauf in Handschrift eine Apologie hervor. Diese ließ Naudäus im J. 1716. mit seiner Antwort drucken. Osterwald selber beobachtete friedliches Schweigen. Ihn beschuldigte auch Alethophilus in der Theologia mystica vera, daß er die mystischen und fanatischen Lehrsätze nicht genug unterschieden und daher jene in schwärzerm Licht vorgestellt habe.

Von Osterwalds vortrefflichem Catechismus sind sehr viele Ausgaben und Uebersetzungen gemacht worden. * In den Ausdrücken und Re-

* Walchs Introduct. in libros symbolicos eccl. luth. S. 650. Buddeus Isagoge, S. 342.



densarten fand die Geistlichkeit zu Bern und Basel vieles zu tadeln. Auch gegen den osterwaldischen Catechismus ließ sich Naudäus ins Felde. Ludwig Combes sammelte in einer eigenen Schrift alle osterwaldische Sätze, die ihm von dem reformirten Lehrbegriff abzuweichen schienen. Ungeachtet dieser Mißdeutungen erhält sich der Catechismus in dem verdientesten Ansehn.

Im J. 1707. gab Osterwald die Warnung gegen die Unreinigkeit heraus, die ebenfalls mehrmal aufgelegt und übersetzt worden.

Im J. 1713. erschien seine Liturgie. Der Innhalt und die Betrachtungen über die Bücher und Kapitel der Bibel wurden das erstemal im J. 1720. zu Neufchatel, das zweytemal und vollständiger im J. 1722. zu Genf herausgegeben. Schon vorher war eine Kopey in die Hände eines Engländers gefallen; dieser ließ das Werk, ohne Osterwalds Vorwissen, ins Englische übersetzen und im J. 1716. zu London herausgeben. Im J. 1724. folgte auf dieses Buch Osterwalds französische Bibelausgabe in Folio.

Im J. 1722. hatte unser Verfasser zwölf Predigten herausgegeben.

Weren-

Werenfels gab ein Bedenken über die Vereinigung der Protestanten heraus, welches von Osterwald ins Französische übersetzt worden.

Noch werden andre Schriften unserm Osterwald zugeschrieben, die er aber entweder nicht für die seinigen erkennt, oder die unvollendet, ohne sein Vorwissen, von seinen Schülern gedruckt worden. Unter diese gehören:

Compendium Ethicæ Christianæ. London 1727.

Ueber den Kirchendienst, in französ. Sprache, Amsterdam 1737. der erste Theil handelt von dem Predigtwesen und von der Unterweisung der Jugend; der zweyte Theil begreift die Kirchenverwaltung in sich.

Osterwald endigte sein wohlthätiges Leben in einem Alter von mehr als achtzig Jahren. Noch sah er die neue Epoche theologischer Aufklärung und Duldung entstehn, wozu er selber nebst Werenfels und Turretin nicht wenig mit gewürkt hatte.

Johann

Johann Jacob Bodmer.

Johann Jacob Bodmer ward im J. 1698. gebohren und von seinem Vater für die Kirche bestimmt. Natürliche Schüchternheit machte ihm alle öffentlichen Hervortretungen und so auch die Predigt-Kanzel frühe zuwider. Ohnehin fand sein Geist an der typischen und figürlichen Dogmatik des Coccejus, Momma, d'Outrin so wenig Nahrung, daß er sich weit weniger mit den Schriften der damals herrschenden Modetheologen als mit den Schriften der Griechen und Römer beschäfftigte. Indessen verbarg er seine Abneigung vor dem geistlichen Stande, aus Besorgniß von seinen Lieblingsstudien noch weiter verschlagen zu werden. Da die Zeit seiner Ordination heranrückte, konnte er seine Abneigung nicht länger verheelen.

Es begegnete, was er besorgt hatte. Im J. 1717. nöthigte ihn sein Vater nach Bergamo in Italien zu gehen, um sich der Handelschaft zu wiedmen. Dieser Lebensart ward Bodmer bald müde. Im J. 1719. kam er wieder nach Hause.

Von

Von Kindheit auf schien er für die Gelehrsamkeit, und besonders für die Dichtkunst gebohren, ohne Zweifel daß seine einsame, ländliche Erziehung hiezu nicht wenig beytrug. In den Kinderjahren hatten Ovids Verwandlungen, wie sie Wickram aus Albrechts von Halberstadt Uebersetzung umgegossen, Bodmers Geist mit poetischen Bildern erfüllet. Die Ausbildung gaben seinem Herzen und seinem Geschmack Addisons, und Steeles Spectators. Damals war die Mutter-Sprache noch wenig den Wissenschaften gewiedmet. Von jener Modelitteratur, welche unsre Stutzergelehrten mehr aus Wochen- und Monatschriften, als aus den Quellen herholen, wußte man beynahe gar nichts, und vor dem pedantischen Schulgewäsche mußte es einem Geist wie Bodmers war, eckeln. Nicht durch flüchtige Pamphlets zerstreut, lebte er ganz in dem classischen Alterthum.

Sein Hang zur Litteratur führte ihn von den gewöhnlichen Berufsgeschäften allzuweit ab. Der Lehrstul der helvetischen Geschichte und der Politik war vielleicht das einzige öffentliche Geschäfte, welches zu seinem Gemüthe und zu seinen

nen



nen Studien paßte. In der Bedienung dieses Professorats war er immer bemüht, durch historische Beobachtungen zur Känntniß des Menschen durchzudringen; der Mensch war allemal sein Hauptgegenstand. Sein Vergnügen war, denselben in den sonderbarsten und seltsamsten Gestalten zu sehn, die ihn bey entfernten Nationen und Zeiten bezeichnen. Gerne trat er aus seinem Weltalter, aus seinem Clima heraus und schüttelte von sich ab die Meynungen, die Denkart, und die Sitten der Zeitgenossen. Was für so manchen blosse Handarbeit ist, war für seinen Geist Experimental-Seelenlehre. Muth genug hatte Bodmer, unter dem Staub der Urkunden die Ahnen und die Vorwelt wieder zu erwecken, indem er ihre Sitten und Gesetze, ihre Lebensart und ihre Sprache in allen Nuancen studirte.

Wiewol er im J. 1737. zu einem Mitgliede des grossen Rathes erwählt ward, so erweckte darum dieses bey ihm keine Begierde nach obrigkeitlichen Aemtern. Nachdem er seine Kinder verloren hatte, lehnte er Beförderungen auf dem Rathhause mit eben dem Ernste ab, mit welchem sie gewöhnlich gesucht werden. Da also seine Stunden ganz sein waren, da sein Beruf

ruf und sein Haus sehr wenig Zeit forderten, so genoß er nach eignen Begriffen des Lebens. Seine litterarischen Arbeiten waren lange nur didaktisch und kritisch. Den Geschmack hatte er nicht nur in dem Vaterlande, sondern bis in Sachsen so ungewiß und so elend gefunden, daß es ihm unausstehlich war. Er schrieb vieles, und in verschiednen Formen, dem Nationalwitz mehr Schönheit und Adel zu geben.

Bodmer und Breitinger waren die ersten, welche im J. 1721. in Teutschland ein Wochenblatt, nach dem Muster des englischen Zuschauers herausgaben. Zum Erstaunen ist es, wie sich seit der Ausgabe des Malers der Sitten die Sprache dieser Männer und darmit die Sprache der Nation gereinigt, bereichert, verschönert hat. Dieses Wochenblatt wurde von einer Menge andrer Schriften begleitet, welche Bodmern den Namen des Reformators teutscher Sprache, Kritik und Dichtkunst erwarben. Indessen veranstaltete er ebenfalls die Ausgabe von Schriften, die näher sein Amt und sein Vaterland betrafen. Von ihm haben wir Malleoli Leben, den Richtbrief der Stadt Zürich; Peter Kistlers Geschichte der Handveste der Stadt Bern; Küchenmeisters Gesta monasterii St. Galli; Myco-

nius

nius Bellum Capellanum, Commentarius de Tumultu Bernensium intestino, Raths-Erkanntnisse von Zürich aus dem 14ten Jahrh. welche Stücke in der helvetischen Bibliotheck und in den Beyträgen zu Laufers Schweizergeschichte eingerückt sind.

Ohne Zweifel haben sich Bodmer und Breitinger durch die Proben der schwäbischen Poesie des XIII. Jahrhunderts aus der manneßischen Sammlung, 8. Zürich 1748. wie auch durch die grössere Sammlung in 4. Zürich 1758. um die teutsche schöne Litteratur ungemein verdient gemacht. Von Bodmern haben wir auch noch die Uebersetzung einer Sammlung englischer Balladen. Ungemein schienen immer sowol Sprache als Gefühl und Imagination der Minnensinger zur Einfalt des Bodmerischen Geschmackes zu passen. Auch hat uns Bodmer eine kritische Ausgabe von Opitzens besten Gedichten geliefert.

Beynahe ein halbes Jahrhundert hatte er gelebt, und noch nichts Beträchtliches in Versen geschrieben, als was die Trauer über den Hinschied seines Sohnes ihm eingab. Ihm waren der Reim und der Zwang des Alexandriers zuwider. Erst nachdem Klopstok durch Einfüh-

Einführung des Hexameters ein offnes Feld für die Evolutionen der Rede verbreitet hatte, schrieb er Gedichte.

Das Genie bestimmt sich selber, nur die Farbenmischung bekömmt es von äussern Umständen. Das Beyspiel eines Miltons und Klopstoks, das Schicksal, welches Bodmern zu dem Sohn eines Landgeistlichen gemacht hat und ihn anfangs dem gleichen Berufe bestimmte, dieses war die Veranlassung, daß Bodmers poetisches Genie auf biblische Gegenstände geführt ward. Indessen auch ohne zufälligen Einfluß konnten sowol Hoheit der Gesinnungen als Kühnheit des erfindsamen Geistes den Dichter der Noachide bewegen, daß er die Erzväter den Achillen, und den Aeneas vorzog. Gleichwie Homer in der vaterländischen Religion seine Gedichte geschöpft hat, so hätte er dieselben in der unsrigen geschöpft, wenn sein Daseyn in die christliche Zeitrechnung gefallen wäre. Bodmer konnte nicht wohl National-Sujets behandeln. Neuen Begebenheiten hätte immer die feyerliche Würde des Alterthums gefehlt. Was für epische Handlung, wo die Fürsten nur im Kabinette arbeiten und durch Gesandte negoziren, wo im Felde das ganze Kriegesheer nur einer Ma-

schine gleicht? In den Zeiten der Kreuzzüge, in den Römerzügen finden sich noch National-Sujets. Heut zu Tage sind uns Arminius und Ariovist so fremde als Kanadier und Otaheiten. National-Epopäen also in einer schon lang kultivirten Sprache und aus einem verfeinerten, formalistischen Zeitalter sind selten Heldengedichte, sind wie Voltairens Henriade und Lucaris Pharsale halb poetisch- halb historisch- halb didactische Werke. Von gleichem Genius eines Klopstoks und Miltons beseelt, wagte es Bodmer ein Heldengedicht zu unternehmen in einer Stufe des Alters, auf welcher, wie man gewöhnlich, obschon nicht immer begründet, glaubt, das Dichterfeuer auszulöschen anfängt. Sein Held ist der Erzvater, der das erste Geschlecht der Menschen begraben sah und Stammvater eines neuen Geschlechtes geworden. Als poetischer Kolumb plünderte der Dichter die Nachwelt und Vorwelt seines Helden, Zeitalter, die noch nicht waren, und trug ihre Laster und Ausschweifungen in das Zeitalter des Patriarchen hinüber. Dadurch ward das Gedicht moralisch, politisch. Bodmers Muse ward, was bey den Alten die epische Muse immer gewesen, Lehrerin des Volkes, der Regierung, der Religion und der Sitten.

Bodmern

Bodmern haben wir eine Menge andrer poetischer Werke zu danken, unter der Aufschrift Calliopens gesammelt.

Noch war die Noachide in ihrer ersten, rohen Gestalt, als der Poet der Messiade dem Dichter einen freundschaftlichen Besuch machte. Wenige Zeit hernach ersetzte ihm Wieland Klopstoks Entfernung. In dem gleichen Zimmer begegneten sich beeder patriarchalische Musen. Bodmern gereicht es zur Ehre, daß Teutschlands beste Köpfe seinen vertrauten Briefwechsel suchten.

Unter so vielen Schriften, wodurch er den Abend seines Lebens aufgeklärt hat, müssen wir noch seiner politischen und religiosen Schauspiele erwähnen — Schauspiele, nichts weniger als für das teutsche Parterre bestimmt. — In der Form theatralisch verbundener Scenen mahlt er die wichtigsten Revolutionen, den Character der grösten Männer, ganzer Zeitalter und Völker.

Nicht selten hat man gegenseitige Uebereinstimmung zwischen Geist und Sitten bemerkt. Die Sitten unsers Verfassers waren eben so



patriarchalisch als der Innhalt seiner Gedichte. Durch ausgebreitete Känntniß, Zeitgenoß jedes Jahrhunderts, Bürger jeder Weltgegend, setzte er sich über hundert kleine Vorurtheile, und willkürliche Manieren seines besondern Zeitalters oder Vaterlandes hinaus: auf diese Weise erhielt seine Lebensart, und die Art seines Umganges eine gewisse Naivität, meistens unzertrennt von dem grossen Genie. Ohne im geringsten die hergebrachte Anstandsregeln zu beleydigen unterredt er sich eben so offen mit den Fürsten, wie mit den Bauern.

So wie er selber ganz Mensch ist, sieht er auch unter dem Staatskleid, wie unter den Lappen nichts als den Menschen. Nichts weniger als eigensinnig und cynisch ist dieses freye, kunstlose Wesen, immer nämlich durch allgemeines Wohlwollen veredelt. Irren wir, wenn wir sowol die Munterkeit seiner Launen, als auch die Leichtigkeit, wormit er selbst noch im höchsten Alter den Geist jedem neuen Eindruck, jeder noch so ungewohnten Aussicht öffnet, wenn wir diese Jugendgabe, ausser der ungemeinen Reizbarkeit seiner Imagination, auch besonders seiner menschenfreundlichen Gefälligkeit zuschrieben? Indem er in dem achtzigsten Jahre des

Lebens jedem, der ihn besucht, dem Kinde, dem Jüngling, dem Greisen, dem Landmanne, dem Künstler, dem Gelehrten, dem Staatsmanne, dem Bürger, dem Fremden freyen Zutritt zu seiner Seele, wie zu seinem Museum gestattet, hatte er sich dardurch angewöhnt, daß ihn alles interessirt, so wie alles in Verbindung steht, und daß ihn gleichwol nichts auf solchen Grad interessirt, wodurch sein Geist könnte sclavisch gemacht und sein Herz eingeschränkt werden. — So beneidenswerth das unabhängige Leben des Weisen seyn mag, so ist er doch auf seine Bequemlichkeit so eifersüchtig auch nicht, daß er darüber den öffentlichen Geschäften sich gänzlich hätte entziehen wollen, wenn sie sich darboten. In verschiedenen Angelegenheiten hatte sich die Regierung seiner Bemühungen und Rathschläge bedient.

Noch müssen wir zu Bodmers Ruhme erwähnen, daß er es gewesen, der zuerst nicht nur durch Uebersetzung, sondern auch durch critische Anpreisung die Teutschen mit Milton bekannt gemacht, und unlängst mit einer Uebersetzung des Homers und des Apollonius beschenkt hat.

Johann Jacob Breitinger.

Der gröste Schulverbesserer in diesem Zeitalter war ohne Widerrede Joh. Jacob Breitinger, derselbe erblickte das Licht der Welt den 1. Merz 1701. Nach Vollendung der academischen Studien ward er im J. 1720. zu dem geistlichen Stande eingeweyhet. Jene glückliche Musse, welche den jungen Geistlichen von der Ordination bis zu einer Beförderung frey bleibt, wendete er meistens auf das Studium der Alten. Durch vertrauten Umgang derselben machte er sich ihre Denkart eben so eigen als ihre Sprache. Obschon der Kirche gewiedmet, glaubte er nichts desto weniger genaue Bekanntschaft der Griechen und Römer seiner eben so wenig unwürdig als Zwingli. Was schön, was gut und wahr ist, trägt das Gepräg eines göttlichen Ursprunges, wo es sich immer befindt.

Persius war anfangs der Lieblingsdichter unsers Breitingers. Wichtige Stellen in den Satyren desselben, die auch einem Voß und Bayle dunkel geblieben, beleuchtete er, und diese Beleuchtungen fand der Präsident Bouchier so glück-

lich,

lich, daß er sich derselben zu weiterer Ausführung bediente. Für einen Geist, wie Breitingers, war indessen die blosse Wörterkritik keine Nahrung, gar bald wurde seine Neigung für dieselbe dem Geschmack für Weltweisheit und schöne Litteratur untergeordnet. Der Thesaurus der schweizerischen Geschichte und die helvetische Bibliotheck, an welchen er mit Bodmern den grösten Theil nahm, sind Beyspiele, wie vortheilhaft der Philosophe dem Kritiker, und dieser jenem die Hand biete.

Indem unser Gelehrte gleichsam von Kindheit auf bis gegen siebenzig Jahre mit Bodmern im täglichen und innigsten Umgang lebte, vereinigten sich beyde, um vermittelst kritischer Werke für den Nationalgeschmack das zu werden, was für die Reformation des Glaubens Zwingli geworden. Nach dem Vorbild dieses letztern, war bey ihnen das Schöne in den Künsten keineswegs letzter Zweck, vielmehr war es Mittel zu Beförderung des Wahren und Guten.

An dem fürtrefflichen Bürgermeister Johann Caspar Escher fand Breitinger einen eifrigen Beförderer: durch das Ansehn und durch das Beyspiel desselben ermuntert, sah er das Stu-



dium der griechischen Litteratur als das beste Gegengift des schlechten Geschmacks an. Dem genauen Umgang mit diesem Mäcenate haben wir es zu danken, wenn Breitinger im J. 1730. anfieng, die meiste Zeit auf ein Werk zu verwenden, welches in näherer Beziehung mit seinem geistlichen Beruf war. Wir reden von seiner Ausgabe der siebenzig Dollmetscher. Die bosische Ausgabe war mangelhaft, die grabische selten und kostbar. Letztre legte er zur Grundlage, und bestimmte sie nach den alexandrinischen und vaticanischen Handschriften. — Im J. 1731. erhielt er den hebräischen Lehrstul in dem untern Collegium, und bald hernach zugleich in dem obern. Bey seiner Inauguration hielt er die Rede de lingua Deo quasi vernacula ejusque virtutibus, und zu Erleichterung der heil. Sprachwissenschaft schrieb er die Abhandlung über die hebräischen Idiotismen. Nicht lange, so ward er genöthigt in dem erstern Collegium die logischen und oratorischen Vorlesungen für einen andern über sich zu nehmen. Von dieser Zeit an richtete er seine Gedanken hauptsächlich auf die Verbesserung des Schulwesens. Wie gesund seine Begriffe hierüber gewesen, beweisen die Abhandlung de eo, quod nimium est in studio grammatico, wie auch seine lateinische Logik und her-

nach

nach vornehmlich die kleine teutsche Vernunftlehre, wodurch er nicht ohne Widerstand die Wendelinische aus den Schulen verbannte. Ungeachtet zu seinem Ruhm diese Schriften hinreichen würden, so lieferte er doch von Zeit zu Zeit wichtige Beyträge sowol in die Tempe helv. als in das Museum helv. Auch hat man von ihm eine Nachricht des geschriebnen griechischen Psalters, der sich auf der Carol-Bibliotheck befindt, und dessen nähere Beschreibung der Cardinal Quirini verlangte; ferner die philosophische Abhandlung von den Gleichnissen; die kritische Dichtkunst; die Widerlegung der Lettres sur la Religion essentielle, u. a.

In so verschiedene Fache als Breitingers Vorlesungen gehörten, schien er allemal für diejenigen vorzüglich geschaffen, worüber man ihn jedesmal anhörte; immer derselbe Geist der Ordnung und Genauheit, so ungleich der Gegenstand war. Hiervon zeugt unter anderm sein ausgebreiteter Briefwechsel mit den Cardinälen Passionei und Quirini, dem Präsidenten Bouchier, dem Bürgermeister Uffenbach, dem Abt Gerbert von St. Blasien, mit Iselin, Buxtorf, Bourmann, Schelhorn, Kiesling, Kap, Crusius, Altmanns, Brunner, le Maitre, Vernet, Semler,



Ernesti u. a. Ein solcher Mann, der im Briefwechsel mit Gelehrten aus den verschiedensten Fachen allemal jedem derselben in dem seinigen genug that, war sehr geschickt, mit seinem Freund Bodmer dem Nationalgeist eine vortheilhaftere Richtung zu geben. Indem wir frey und glücklich des Tages geniessen, den sie schufen, wirds uns schwer den Muth und die Klugheit ganz zu begreifen, wormit sie manches Vorurtheil besiegten. Nur darf man sich erinnern, daß man noch zu Scheuchzers Zeiten die löwenhökische und schwammerdamsche Erzeugungs-Theorie als schlüpfrigen Einfall und Copernics Weltsystem als Unglauben, — daß man zu Bodmers und Breitingers Zeiten die kritischen Schriften derselben als geruchlose Tulpen und Milton als Visionair erklärte, ja, daß ein Zimmermann selber in Klopstoks Messiade wenig anders bemerkte, als die haüfige Nachahmung des prophetischen Styls, die er um so viel weniger liebte, da ja, seiner Meynung nach, der Ausdruck der Propheten ohnehin dunkel genug sey.

Ohne Zweifel betrügen wir uns nicht, wenn wir die neue Richtung, welche Breitinger mit einigen seiner Zeitgenossen unserm Nationalgeist zu geben im Stand war, ungefähr auf folgende

Weise

Weise erklären: Mit den Manufacturen wuchsen die Künste des Reichthums, und mit dem Reichthum bekamen wir Musse; diese erlaubte der Neugier und dem Beobachtungsgeiste freyere Entfaltung. Schon verbreitete sich der Widerschein von dem aufgehenden Lichte benachbarter Länder auch über das unsrige. So wenig der Anbruch des Tages Leute hätte aus dem Schlaf aufwecken können, die ein ganzes Leben hindurch unter dem Schutt alter Vorurtheile eingeschnarcht waren, so unbezwingbar ergriff die Flamme jedes aufstrebende Genie, auf welches in der Jugend ohnehin alles Neue, ja das schlechte und unnatürliche selber, in so fern es verjährten Ansehn Trotz beut, mit so vieler magischer Kraft wirkt. Wenn aber dieses Neue zugleich wahr und gut, wenns nicht bloß Flitter, sondern von innerm Gehalt ist, wie glücklich ist nicht der Geist, dessen Entwicklung in jene glänzende Epoche fiel, in welcher erst noch Ludwig XIV. ein goldenes Zeitalter der Künste und der schönen Litteratur von Frankreich aus, und seither von Teutschland aus Wolf und Leibnitz ein neues Licht gesunder Philosophie ausbreiteten? Electrisch pflanzte die erste Entzündung sich fort, und auch bey uns borgte eine Menge mehr oder weniger vortrefflicher Köpfe von Bodmers und

Breitin-



Breitingers Erleuchtung. Bis ins graue Alter blieb auch Breitinger äusserst aufmerksam, nicht nur jede Gelegenheit zur Ausbreitung des Guten, die sich anbot, zu nutzen, sondern auch dieselbe für sich und für andere von allen Seiten herbeyzuführen, wo sie noch entfernt schien. Immer war nicht nur sein Catheder, sondern auch sein Museum die Zuflucht jedes aufblühenden Genies; mit gleicher Leichtigkeit ließ der grosse Mann sich herab, Auszüge, Uebersetzungen, Versuche eines Schülers zu prüfen, wie er sich mit geübtern Köpfen zu den wichtigsten litterarischen, kirchlichen, politischen Untersuchungen und Entwürfen erhob.

Ein solcher Character erwarb ihm die Würde des Decanats über die amtlosen Geistlichen. Immer glaubte er nichts gethan zu haben, wenn er nur die Pflichten seines Amtes und zwar auch noch so gewissenhaft beobachtete. So viele Jünglinge, unter welchen seither mancher zudem Lehr- und Predigamt berufen, oder als Schriftsteller in diesem oder jenem Fache berühmt worden, werden ihn als Vater verehren, der zur Bildung ihres Characters nicht weniger, als zur Entwicklung ihres Geistes beytrug. Da die Glücksumstände oftmals mehr, als gut ist, auf den

ganzen

ganzen Menschen vermögen, so hielt er es seiner keineswegs unwürdig, auch hie, und da, für die ökonomischen Angelegenheiten, und für Beförderung seiner Schüler zu sorgen. Indem er indeß mit unermüdetem Fleisse, und mit ganz besondrer Geschicklichkeit, sich sowol der Privatökonomie seiner Freunde und Clienten, als der öffentlichen Oekonomie des carolinischen Stiftes annahm, so wurden ihm dadurch viele Stunden geraubt, welche den Musen hätten heilig seyn können.

Im J. 1745. ward ihm die Professur der griechischen Litteratur nebst dem Canonicat aufgetragen. Ob ihn indessen schon sein Schicksal von der Predigerkanzel und von Pastoralgeschäfften entfernte, so fand seine Seele, eben so groß als sein Geist, mitten unter gelehrten, kritischen, philosophischen Bemühungen, immer noch das entzückendste Vergnügen an Ausbreitung populärer Känntnisse. Indem er die Religion von den fruchtlosen Auswüchsen der Schultheologie säuberte, verbreitete er unter uns jenen Geschmack an practischem Vortrag, sowol in den Schriften als in den Predigten der jüngern Geistlichen. Der Körper derselben, von einer solchen Seele

belebet,

belebet, erlangte mehr Uebereinstimmung und Thätigkeit.

In zwo Anstalten unter andern, die von seinem Eifer für Geschmack, für Tugend und Religion zeugen, wird er auch bey den Enkeln noch leben. Die eine ist, die verbesserte homiletische Einrichtung, da wöchentlich zweymal der Reihe nach, einer der jüngern Kirchendiener eine heilige Rede hält, welche unter desselben Aufsicht in der Versammlung der Brüder beurtheilt und mit Anmerkungen über die Kanzelberedsamkeit, die Auslegungskunst und die Pastoralklugheit begleitet ward. Die andre ist die ascetische Gesellschaft, welche sich unter seinem Vorsitze, zu bestimmten Zeiten im Hörsaal versammelte, um sich durch Auflösung wichtiger Gewissensfälle, und andre Pastoralprobleme, durch populäre heilige Vorträge, durch Verfertigung salbungsvoller Gebeter und Lieder, catechisationen und andrer ascetischer Schriften, auf den Hirtenberuf vorzubereiten. Dieser Anstalt haben wir die Betrachtungen für gefangene Missethäter, ein Gebetbuch für Kranke, eine Menge geistlicher Erfahrungen und Beobachtungen, wie auch sorgfältiger Unterweisung, Pflege und Beysteuer so vieler Unglücklichen in den Armenhäusern,

Unter-

Unterstützung verwaister Schulkinder, und Belehrung der Landschulmeister zu danken. Auch ward in dieser Gesellschaft unter Breitingers Handleitung ein Kinderunterricht verfertigt, der in psychologischem Fortgang von sinnlichen Empfindungen und Bedürfnissen zur Känntniß des ganzen Menschen, seiner Seele, seiner Fähigkeiten, seiner moralischen Verhältnisse fortschreitet, und in welchem die Fragen allemal so gesetzt sind, daß nur eine einzige, bestimmte Antwort, und zwar allemal die folgende nothwendig aus der vorhergehenden herausfällt. Als Breitingers Schwanengesang kan man die Orationes Carolinas betrachten, die er unlängst durch Professor Hottingern herausgab. Wie angenehm die Zueignung dieser Schrift, und wie verehrungswürdig der Verfasser dem heroischen Semler gewesen, kan unter andern das Schreiben dieses letztern bezeugen, welches der Untersuchung über die Apocalypsin vorgedruckt ist.

Auch das hohe Alter, auch der Tod selber konnten unsern Breitinger nicht müssig überraschen. Noch befand er sich den 13. Christm. 1776. in der Versammlung des Kirchenrathes, als er kurz nach seiner Heimkunft von einem Schlagflusse getroffen wurde, der ihn alles Be-

wußt-

wußtseyns beraubte. Folgenden Tages verschied er sanft und selig im Herrn.

Johann Caspar Füßli.

Er ward im J. 1706. zu Zürich gebohren. Nachdem er die Anfangsgründe der Mahlerkunst bey einem sehr mittelmässigen Künstler gelernt hatte, verließ er in dem achtzehnten Jahr seines Alters das Vaterland, ohne Unterstützung und Känntniß. — Zu Wien vereinigte er sich mit Sedelmayer. — Gran, und Meitens, waren seine Führer, oder vielmehr hatte er gar keinen Führer, als sein eigen Genie. Gar bald gewann er die Achtung der Grossen bey Hofe; allein die Unabhänglichkeit zog er dem Glücke vor, und schlug die vortheilhaftesten Anerbietungen aus. — Wahrscheinlich würde er sein Leben in Wien zugebracht haben, wenn nicht der Fürst von Schwarzenberg ihn beredet hätte, einen Beruf von seinem Schwiegersohn nach Rastadt anzunehmen. — Er gieng dahin, und ward der Liebling dieses Hofs; selbst die alte Margräfin, die in Etlingen ihr Hoflager hatte,

schenkte

schenkte ihm ihre Achtung, und äusserte vielmal den Wunsch, ihn zu einem catholischen Christen zu machen. Er mahlte den Margrafen von Durlach, und wurde von diesem Herrn als ein Sohn gehalten. Machen sie eine Lustreise zu meinem Schwager dem Herzog von Würtemberg nach Ludwigsburg, sagte dieser gütige Fürst, denn, setzte er hinzu, ich kenne den Hof zu Rastadt allzu gut, und sehe zum voraus, daß er ihnen in der Folge gefährlich werden muß; Ich gebe ihnen Empfehlungsschreiben, und sie können einer gütigen Aufnahm entgegen sehen. Er gieng dahin, und hatte die Ehre dieses Schreiben persönlich zu überliefern, der Herzog lächelte, bey Durchlesung desselben. Mein Füßli, sie bleiben in meinem Dienst, und haben meine Gnade, die Bedingungen wurden durch den Herrn von Pfau berichtiget, und von unserm Künstler angenommen, nur bat er sich die Erlaubniß aus, eine Reise nach Bruchsal zu machen, um da den Kardinal Schönborn zu mahlen, von welchem er vorhero war berufen worden. — Von Bruchsal gieng er nach Mannheim, wo er die Ehre hatte, den Churfürsten abzubilden. Er besahe die Gemähldesammlungen zu Schwetzingen und Düsseldorf, und reisete wieder nach Ludwigsburg zurück. Hier blieb er sehr ver-



gnügt, bis der unglückliche polnische Krieg einbrach; die Franzosen kamen über den Rhein, belagerten und eroberten Kehl, und überschwemten das Land; man sah nichts als Jammer, und damit das Unglück vollkommen würde, fiel der Herzog in tödtliche Krankheit, und gieng nach Stutgard. —

In dieser betrübten Lage glaubte Füßli das Beste zu seyn, den Herzog um Erlaubniß zu bitten, eine Reise nach Nürnberg zu machen; der Fürst sahe die Billigkeit dieses Begehrens, er beschenkte ihn mit einer goldenen Uhr, und sagte: reisen sie glücklich, giebet Gott Gesundheit und Frieden, so kommen sie zurück, der Herr von Pfau wird deßwegen Briefe mit ihnen wechseln. —

Er säumte nun nicht länger, nahm die Post, und kam glücklich nach Nürnberg. Er brannte vor Verlangen Kupezki zu sehen, ungeachtet ihm seine Freunde eine schlechte Aufnahme vermuthen liessen, so wagte er es doch zu demselben hinzugehen, und in einer Stunde waren sie die wärmsten Freunde. Kupezki beredete ihn Zimmer im gleichen Haus zu nehmen, wovon der berühmte Landschafts-Mahler Blendinger Eigenthümer

genthümer war. — Nach und nach brachte er es dahin, daß noch der alte Hirschmann, und Director Preißler mit von der Gesellschaft seyn durften, wo man dann alle Wochen bey Kupezki zusammen kam. — Niemals ist mit mehr Gründlichkeit von der Kunst gehandelt worden, als in dieser Gesellschaft.

Unter diesen angenehmen Beschäfftigungen verflossen beynahe 18. Monate, in welcher Zeit sein Gönner, der Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg, mit Tode abgieng, und die Hoffnung zum Frieden wurde durch das immer weiter um sich greifende Kriegsfeuer vereitelt. Er entschloß sich, seinem Vaterland einen Besuch zu machen, vorher aber noch Augspurg und München zu besuchen, um sowol die dortigen Künstler kennen zu lernen, als auch die seltene Gemähldesammlung zu Schleißheim zu besehen. — Er nahm von seinen Freunden den zärtlichsten Abschied, kam nach Augspurg; wo er mit freundschaftlich öffenen Armen von Rugendas und Riedinger aufgenommen ward; besonders errichtete er mit letzterm eine genaue Freundschaft, die bis an seinen Tod, in einem für die Kunst interessanten Briefwechsel unterhalten worden. In München wurden Beich, und



Desmarees seine Freunde, in deren Begleit er Schleißheim besahe, und dann seine Reise nach der Schweiz fortsetzte, wo er auch in seinem vier und dreyssigsten Jahr anlangte, und nicht lange hernach sich verheyrathete. Ob es schon mit einer Person war, die er alle Ursache hatte zärtlich zu lieben, so pflegte er doch vielmal zu sagen, daß sich die Kultur der schönen Künste, und die Sorgen des ehelichen Lebens wenig mit einander vertragen. Wenn ihn indeß die Angelegenheiten des haüslichen Lebens bisweilen der Kunst weggeraubet haben, so hat er diese Untreu dardurch gut gemacht, daß er seine Söhne zu Virtuosen erzog, auf die sich mit dem väterlichen Ruhm, auch die Talente des Vaters fortgeerbt haben. —

Vermittelst seiner Känntnisse erwarb sich Füßli die Freundschaft der grösten Künstler; in vertraulichem Briefwechsel stand er mit Solimena von Neapel, Rigaud in Paris, wie auch mit den Kupferstechern Drevet, Surúge, Frey, und Wille; der Ritter Mengs beschenkte ihn mit einer Handschrift über das Schöne, die unser Künstler mit einer Vorrede herausgab, und Winkelmann war sein besonderer Freund.

Wesent-

Wesentlich bleibt das Schöne immer dasselbe, es mag nun durchs Aug, oder durchs Ohr, oder durch die Einbildungskraft reizen; nicht weniger Gefühl hatte Füßli für die Grazien der Dichtkunst, als für das mahlerische Schöne. In freundschaftlichem Umgang und Briefwechsel lebte er mit Kleist, Klopstok, Wieland, Bodmer, und Breitinger.

Mehr als Rang und Geburt erheben Talente; in genauer Verbindung stand Füßli mit einigen Personen vom ersten Range, besonders würdigten ihn ihrer Freundschaft der Kardinal Roth, Graf Firmian von Mayland, u. a. Obschon gewohnt mit den Grossen zu leben, war es doch nichts weniger als kriechende Aufwart, vielmehr reine Freymüthigkeit, offenes ungezwungenes Wesen, wodurch er sich Zugang verschaffte. Ungeschminkt die Wahrheit zu hören, ist so seltenes Glück für die Grossen, daß ihnen eben diese Wahrheit auch alsdann willkomm ist, wenn sie auch selber ohne Schonung gesagt wird. Was indessen bey einem Füßli wenig beleidigte, könnte bey andern unverzeihliche Dreistigkeit scheinen. Jene seltene Gaabe besaß er, allemal die Gelegenheit, und den Thon zu erhaschen, welche seinen auch noch so kühnen Ein-



fällen zum Freybriefe dieneten. Die Hitze und Freymüthigkeit, womit er sich zuweilen ausdrückte, darf nur derjenige ungestraft nachahmen, der sie wie Füßli, mit eigenthümlicher Laune, mit Geistes Gegenwart, und mit Dienstleistungen zu vergüten im Stande ist; nicht selten ist auch ihm sein offenes Wesen nachtheilig geworden.

Seine Denkart indeß nicht weniger als seine Talente setzten ihn über alle Ehrenstellen und Glücksgüter hinweg. Mit anrückendem Alter lebt er immer bey Hause, unter Büchern und Kunstwerken, von welchen er eine auserlesene Sammlung besitzt. Sein Haus ist ein Zufluchtsort der Künste, der Freyheit, der guten Gesellschaft. Alle Tage versammeln sich bey ihm Leute von jedem Rang und Alter; in abwechselnder Gestalt geht das Gespräch vom scherzhaften Thon zum ernsthaften hinüber, von den Gegenständen der Kunst, zu politischen und moralischen Untersuchungen, allemal mit sinnreichen Einfällen und Anecdoten belebt. —

In der Mittelmässigkeit äusserer Umstände ist es Füßlin vermittelst der Geschäfftigkeit seines Geistes gelungen, Talent und Verdienst, besser

als

als so viele Reiche und Grosse zu beschützen. Eine Menge armer Schüler hat er nicht nur großmüthig ohne Entgeld unterwiesen, sondern auch für dieselben Reisegeld einsammeln lassen, und ihnen den Weg zu vortheilhaftem Berufe erleichtert. Ueberhaubt macht ihn natürliche Thätigkeit sehr gefällig und dienstfertig. So sehr er sich selber vergißt; so sehr sorgt er für andere. Unfähig für sich selber an der Thür der Grossen zu klopfen, schämt er sich nicht Kollecten zu sammeln, wenn er zur Unterstützung eines Unglücklichen irgend etwas beyzutragen im Stand ist. — Solche Züge in dem Moral-Character des Künstlers verdienen nicht weniger, als das Eigenthümliche in seinem Genie bemerkt zu werden.

Indeß liegt jene Untersuchung ausser den Schranken des Biographen, in wie weit moralische Auflagen, und Steuererpressungen wirklich nützlich, oder in wie weit sie schädlich seyn können. Aus politischem Gesichtspunkt betrachtet scheinen dergleichen Anstalten, Veranlassung zu demjenigen, was man in Rom Patronat oder Klientel hieß; etwas, welches unvermerkt zu einer Art ausschliessenden Wohlwollens, zu Parteylichkeit und Factionsgeist Gelegenheit giebt. Weit entfernt



indeß war unser Füßli, sich in die Staatsangelegenheiten mehr einzumischen, als es mit seinem Hang zu philosophischer Ruhe, und mit seinem Geschmack für die Künste bestehen konnte.

Die Jahre 1740. und 1742. waren für Füßli höchst traurige Jahre, zwey seiner besten Freunde wurden ihm durch den Tod entzogen, Kupezki und Rugendas, Männer vom ersten Rang in der Kunst, die er so vorzüglich geschätzt und geliebet hatte. Er opferte ihnen Thränen, und so viel an ihm lag, wünschte er, ihre Tugend, und Grösse der Nachwelt aufzubehalten. Er schrieb ihre Geschichte, und machte sie durch den Druck bekannt. — Und da diese erste Probe seiner Muse vielen Beyfall fand, aüsserte sich in ihm eine unbezwingliche Begierde, seine würdigen Landesleute dem Moder der Vergessenheit zu entziehen, und so viel möglich eine vollständige Geschichte der besten Künstler des Schweizerlands herauszugeben. —. Er brachte mit einer unnachahmlichen Mühe und Geduld dieses Werk zu Stande, in welchem er sich zugleich als schönen Schriftsteller, und als gründlichen Kunstrichter zeigte, und mit Verachtung auf diejenigen hinabsahe, die aus Unwissenheit, oder Neid, seinem Vaterlande Künstler vom ersten

Rang

Rang absprechen wollen, Leute, deren gröstes Verdienst im Handel mit altem und neuem Marmor besteht, und die etwa noch einer verstümmelten Bildsaüle, eine Nase oder ein Ohr ungeschickt anzuflicken bemüht sind.

Füßli war von Jugend auf ein grosser Liebhaber von Kupferstichen, er legte sich nach und nach eine vortreffliche Sammlung bey, und da er in Wien den Zutritt zu der unschätzbaren, und vielleicht ersten Sammlung des Prinzen Eugens hatte, so bereicherte er seine Känntniß in diesem Fache bis zur Vollkommenheit. — Er glaubte allen Liebhabern ein angenehmes Geschenk zu machen, wenn er ihnen ein Handbuch darreichte, auf eine vernünftige Weise Kupferstiche zu sammeln. Er schrieb sein raisonirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher, und ihrer Werke, und gab es durch den Druck heraus. — Diese Schrift wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. —

Zum Beschluß erwähnen wir noch Füßlins hettlingerischen Medaillen-Cabinet; ein Werk, welches der sel. Hettlinger niemand als seinem Freund Füßli anvertrauen wollte, welches auch durch dessen Bemühungen das erste Werk dieser



Art seyn wird, und sowol den Herausgeber als Hettlingern verherrlicht. Niemand hat mehr Geschmack, um den ganzen Werth der hettlingerischen Schaumünzen zu empfinden, und niemand mehr Unparteylichkeit, um auch darüber ohne Hyperbole zu schreiben, wo selber nach den Vorschriften eines Quintilians die Hyperbole erlaubt wäre. —

Vielen Gelehrten und Künstlern, die sich durch Eifersucht entzweyen, dients zur heilsamen Beschämung, daß mit so manchem unter denselben Füßlin in der freundschaftlichsten Verbindung gestanden, und immer fremdem Verdienste mehr, als eigenem, Recht widerfahren lassen. Durch Nachahmung eines solchen Beyspiels würden die Musensöhne sich am sichersten vor dem Hohngelächter unkundiger Zuschauer verwahren.

Verzeichniß seiner Schriften.

Leben Georg Philipp Rugendas, und Johannes Kupezki. — Zürich 1758.

Geschichte der besten Künstler in der Schweiz nebst ihren Bildnissen. 5. Theile, Zürich 1769. 1779.

Raiso-

Raisonirendes Verzeichniß der besten Kupferstecher und ihrer Werke. — Zürich 1770.

Geschichte von Winkelmanns Briefen, an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778.

Auf Befehl seiner Obrigkeit.

Rathschreiber-Ordnung, ꝛc. ꝛc. Zürich 1761.

Mit einer Vorrede gab er heraus.

Anton Raphael Mengs Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Mahlerey. Zürich 1770.



Albrecht von Haller.

Derselbe ward den 16. October 1708. gebohren. Sein Vater war der erste bernerische Landschreiber der Grafschaft Baden, nachdem selbige im J. 1712. von Bern und Zürich erobert worden. — Schon in dem siebenten Jahr seines Alters fieng der junge Haller an, alles, was

er

er gelernt hatte, in Schrift zusammen zu fassen. In seinem zwölften Jahr las er Bayle und Moreri; nach deren Anleitung verfertigte er Aufsätze von dem Leben einiger hundert Gelehrten. Dichtkunst war seine Lieblingserholung; er machte Verse und besonders Epigrammen in verschiedenen Sprachen, auch ein episches Gedicht von 4000. Versen. Von dem Vater ward er zum geistlichen Stande gewiedmet, und bey Hause von einem Privatlehrer unterwiesen. Nach dem Hinscheid des Vaters kam der junge Mensch im J. 1721. in die öffentlichen Collegia zu Bern. Immer blieben Historie und Poesie seine liebste Beschäfftigung: die Rechenkunst lernte er von selber — unvermerkt erwachte bey ihm Neigung zur Arzneykunst. Von seinen Verwandten ward er nunmehr nach Biel geschickt: allein der cartesianische Pedantismus seines dortigen Lehrers schreckte ihn vom Studiren beynahe ganz ab; immer belustigte er sich am liebsten mit poetischen Phantasien. Im J. 1723. begab er sich nach Tübingen; daselbst übte er sich in der Zergliederungskunst und Botanik. Vom Jahr 1725. bis 1727. war er in Leyden. Wenn es für ihn ein Glück war, einen Boerhaven und Albin zu Lehrern — so war es für diese ein Theil ihres Ruhmes, einen Haller zum Lehrjünger zu haben.

ben. Von Leyden begab er sich erstlich nach England und hernach nach Paris; an letzterm Orte besuchte er sieben Monate lang die Spitäler, um sich auch in der Wundarzneykunst zu üben. Eine Krankheit machte seinen Vorsatz, nach Italien zu reisen, zu nichte. Im Frühling 1728. gieng er nach Basel. Daselbst brachte er es unter Anleitung des Joh. Bernoulli in den mathematischen Wissenschaften ungemein weit; so sehr verliebte er sich in diese Wissenschaften, daß er auch an seinem Hochzeittag sich mit dem Differential-Calcul beschäfftigte.

Der Anblick der Alpen verstärkte seine Neigung zur Botanik. Mit seinem Freund, dem Chorherr Geßner von Zürich, that er eine Reise durch die ganze Schweiz. Dergleichen botanische Reisen setzte er hernach alle Jahre fort. Einer derselben haben wir sein Gedicht über die Alpen zu danken.

Schon im zwanzigsten Jahre vertrat er in Basel einige Zeit die anatomische Lehrstelle; zugleich nahm er bey einem andern Professor Privatunterricht über die ausübende Arzneykunst. Nicht zu scheu war er zum Lehrer, zu stolz nicht zum Schüler.

Zum

Zum erstenmal hatte er sich im Jahr 1731. verheyrathet und nunmehr lebte er in Bern, jedoch ohne öffentliche Bedienung. Im J. 1734. ward für ihn ein anatomisches Theater errichtet; dasselbe besorgte er ohne Besoldung. Auch gelangs ihm nicht, die lediggewordne Stelle eines Spitalarzts zu erhalten. Im J. 1735. aber ward er einhellig zum Bibliothekar der Stadtbibliotheck erwählt. In diesem Amt brachte er die zahlreichen Schaumünzen in Ordnung. Ungefähr um diese Zeit ernannte ihn die königliche Gesellschaft zu Upsal zum Mitglied. Ihm ward es nicht so gut, ein Professorat in Bern zu bekommen; er selbst glaubte, daß hieran einige seiner Satyren Schuld seyn. — Also gieng er dann im J. 1736. als Lehrer der Arzneykunst, der Botanik und Chirurgie nach der neuerrichteten, hohen Schule in Göttingen. In wenig Tagen nach seiner Ankunft hatte er seine Gattinn verloren. Um den Schmerz zu besiegen, verdoppelte er nunmehr seine gemeinnützige Thätigkeit. Er legte einen medicinischen Garten und ein anatomisches Theater an; er brachte eine reformirte Kirche zu Stande; er errichtete eine Hebammenschule, ein Collegium von Wundärzten, und endlich die königliche Societät der Wissenschaften, davon er der beständige Prä-

sident

ſident war. Die Belohnungen wuchſen mit ſei-
nen Verdienſten. Im J. 1739. bekam er den
Titel eines königlichen Leibarzts; im J. 1743.
eines königlichen Hofrathes; im J. 1740. ward
er zum Mitgliede der königlichen Geſellſchaft in
London, im J. 1745. zum Mitgliede des groſſen
Rathes in Bern erwählt. Im J. 1747. kam
er als der zweyte Ausländer in die königliche
Academie der Wiſſenſchaften in Stockholm; auch
erhielt er Vocationen nach Oxford und Utrecht,
die er aber ausſchlug. Unterweilen hatte er
neue Schweizerreiſen gemacht und ſich zum zwey-
tenmale verheyrathet. Im J. 1749. ward er
mit ſeiner Nachkommenſchaft von Kaiſer Franz I.
in den Adelſtand erhoben. In gleichem Jahr
erhielt er von dem König in England, der die
hohe Schule in Göttingen beſuchte, vorzügli-
che Merkmale des Wohlwollens. Der König
von Preuſſen ließ ihn im J. 1750. nach Berlin
berufen; daſelbſt ſollte er, ohne Auftrag zu ei-
niger beſtimmten Arbeit, ein anſehnliches, kö-
nigliches Gehalt genieſſen: allein er ſchlug den
Beruf aus; doch ward er zum Mitglied der
königlichen Academie in Berlin, und hernach im
J. 1751. ebenfalls zum Mitgliede der kaiſerli-
chen Academie der Naturforſcher, wie auch zum
Mitglied der Academie in Bologne, und der pa-
riſiſchen



rissischen Academie der Wundärzte ernannt. Eine grosse Gesellschaft von Gelehrten und Standespersonen, unter welchen auch der König von Dännemark war, machte ihn zum Director einer americanischen Reise.

Wegen Geschwächter Gesundheit verließ er im J. 1753. Teutschland und wurde Ammann in Bern. Diese Wiederkunft hat Mörikofer durch eine Schaumünze verewigt. — Die botanische Gesellschaft zu Florenz und die helvetische Gesellschaft in Basel nahmen itzt Hallern in ihren Schoos auf. Im J. 1754. erhielt er von Ludwig XV. was man in Frankreich le Cordon bleu d'un homme de lettres nennt, eine Stelle unter den acht fremden Mitgliedern der königlichen Academie der Wissenschaften in Paris. Noch hatte ihn der König von Preussen nicht vergessen. Im J. 1755. trug er ihm durch viele Briefe die Würde eines Curators der Preussischen Academien — und die durch den Tod des Freyherrn von Wolf erledigte Kanzlerstelle bey der hohen Schule in Halle an: allein von dem täglichen Rath in Bern ward Haller ersucht, sich ferner seinem Vaterlande zu wiedmen, und Haller zog das Vaterland seinem Glücke vor. Seit seiner Zurückkunft diente er dem Staate

in

in dem academischen Senat, in dem Oberconsistorium, in der Landesfriedlichen Kammer u. a. Mit besonderm Fleisse arbeitete er an der Verbesserung der Salzwerke, wie auch an dem Entwurfe des Waisenhauses. Im J. 1757. ward er nach Lausanne gesendet, um daselbst der Academie eine vortheilhaftere Einrichtung zu geben. In dem folgenden Jahr machte er auf oberkeitliches Ansuchen eine Reise nach Kulm, woselbst unter seiner Anleitung beträchtliche römische Alterthümmer entdeckt wurden. Im gleichen Jahr wählte sich Haller die Aufsicht aus über das Salzwesen von Roche, ein Amt, das ihm jährlich 5000. Gulden an baarem Geld auswarf. Nunmehr hatte der Genfersee zween merkwürdige Anwohner an Voltairen und Hallern. Glückliche Gegend, wohin sich die erhabensten Genien, fern vom Glanze der Thronen, in die freyen Schatten geben!

In der sechsjährigen Musse, welche ihm die Aufsicht der Salzwerke verschaffte, durchreisete er zu wiederholten Malen die ganze, umliegende Gegend, und von derselben verfertigte er die genauste Beschreibung. Um so viel heiliger ist für die gelehrte Welt sein Pathmos, weil er im Schoosse der Ruhe und Freyheit die grosse Phy-

siologie zu Stande bringen konnte. Auch zu seiner schweizerischen Flora sammelte er hier sehr beträchtliche Beyträge; auf eigne Unkosten sandte er Leute aus, die ihm Pflanzen aus noch unbereiseten Gegenden Helvetiens zurückbrachten. Diese neuen Entdeckungen sind in der Historia Stirpium Helveticarum enthalten, welche im J. 1768. in drey Foliobänden herauskam.

Nach seiner Zurückkunft in Bern ward er in die Oberappellationskammer des teutschen Bernergebietes erwählet; so ward er ein Rechtsgelehrter, schlichtete Prozesse und revidirte das Gesetzbuch des Amts Aelen. In der landwirthschaftlichen Committee besorgte er die allgemeine Landwirthschaft; noch genauer besorgte er diese als Präsident der öconomischen Gesellschaft in Bern; eigne Versuche machte er in der von ihm gekauften Herrschaft Goumoëns le jux und Eclagnen. In der Direction über das Waisenhaus bezeigte er für die Aufnahme desselben den edelsten Eifer.

In den Jahren 1766. 67. 68. zeigte er sich vorzüglich auf dem politischen Schauplatze. Nebst den einsichtsvollesten Männern ward er dem geheimen Rathe als ausserordentlicher Beysitzer

zur

zur Behandlung der Genfer-Zwiste zugeordnet. Hier entwarf er die meisten Schriften, die dem französischen Hofe, besonders wegen der Veränderungen zu Versoix, zugesandt worden. Mit dem französischen Gesandten trat er auch selbst in persönliche Unterhandlung. — — Zwischen dem bayerischen Hof und dem Kanton Bern vermittelte er einen beträchtlichen Salzlieferungstractat.

Beynahe wäre Haller seinem Vaterland von neuem entrissen worden. Einen Ruf nach Petersburg lehnte er zwar von sich selbst ab. Weit dringender war der Ruf des englischen Hofes; derselbe bot ihm die Kanzlerstelle zu Göttingen nebst beträchtlichen Vortheilen an: allein der tägliche Rath hielt ihn abermal zurück, und der souveraine Rath gab ihm eine seltene Probe seiner Hochachtung; derselbe ernennte ihn zum beständigen, ausserordentlichen Beysitzer des Sanitätsrathes; zugleich erhielt er damit ein Jahrgehalt von 1500. Liv.

Seither entschloß sich Haller in der Stille zu leben. Mit unermüdetem Fleisse erfüllte er die Pflichten des Vaters, des Bürgers, des Regenten, des Lehrers. Selbst nicht die geschwächte

Gesundheit kann ihn zu weniger thätigem Leben bewegen. Seine Beyträge zur Encyklopädie sind beträchtlich; zu mehrern Bänden wuchs seine medicinische Bibliotheck an. Erbaulich sind seine Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung; seine polilischen Romanen verrathen tiefe Känntnisse über die Gesetzgebung. Etwas seltsam scheint es, daß die grösten Genien, ein Haller, ein Fenelon, Rousseau, Montesquiou sich genöthigt sehn, zu der Form der Romane Zuflucht zu nehmen, wenn sie Weisheit und Tugend ausbreiten wollen. —

Wenige Zeit vor seinem Hinscheid sah sich Haller mit einem persönlichen Besuche des grossen Kaisers beehret. — — Er starb im J. 1777.



Johann Geßner. *



Während daß hin und wieder bald politische, bald theologische Schwärmerey gleich einer Seuche

* S. Börners Leben der Aerzte und Naturforscher, B. III. St. I. wie auch Bruckers Bildersaal, Th. IX.

che auch bessere Köpfe ergriff, nährte gleichwol das Vaterland immer noch würdige Söhne, die, weniger rauschend, aber desto sichrer und würksamer durch Sitteneinfalt, durch weise Policeyverbesserungen, besonders auch durch Beförderung des Landbaus und der Fabricken die Wohlfahrt des Staates besorgten. Auf diese Wohlfahrt scheint unter allen Wissenschaften das Studium der Meßkunst und der Naturlehre — theils am meisten, theils am ruhigsten würken zu können. Ungemein ward dieses Studium durch Johann Geßner begünstigt. Dieser würdige Namenserbe Conrad Geßners ward zu Zürich im J. 1709. gebohren. Er war noch im J. 1720. ein Schüler in quarta, als ihn Dr. Wegelin zum Kraütersuchen aufs Feld mitnahm; so oft auch in dem Spitale chirurgische Handgriffe vorgenommen wurden, wohnte der junge Geßner mit bey? Im J. 1723. machte er die erste Bergreise. Unermüdet vermehrte er seine physischen und mathematischen Känntnisse. Hiebey genoß er Scheuchzers und Muralten Handleitung. Im J. 1726. unternahm er eine weitlaüftigere Bergreise. Allerorten erforschte er die verschiedne Druckkraft der Luft durch barometrische Versuche — die Beschaffenheit der Mineralwasser durch Abwägung und Vermischung



chemischer Säfte — besonders auch den Ursprung und die Lage der Berge. Die Beobachtungen schrieb er in ein ausführliches Tagbuch zusammen; eine grosse Menge Mineralien, Versteinerungen, Pflanzen, Insectten bracht er als Ausbeute zurück.

Im J. 1726. gieng er nach Leyden. An diesem Orte genoß er ein ganzes Jahr lang Boerhaavens Unterricht und vertraulichen Umgang. Zugleich legte er den Grund zur ununterbrochenen Verbindung mit Hallern. Ausser Boerhaaven hörte Geßner auch Albin, Osterdyck, Schacht und S'Gravesand; überdiß hatte er genaue Bekanntschaft mit Friedrich Gronov, der einen weitlaúftigen Garten und die vollständigste Schneckensammlung besaß. In Leyden erwarb sich Geßner nebst mannigfachen Känntnissen grossen Reichthum an allerley Pflanzen, Wasser- und Meer-Thieren.

Von Leyden begab er sich mit Boerhaavens Empfehlungsschreiben nach den vornehmsten holländischen Städten; sonderlich genoß er von dem damals neunzigjährigen Greis, Friedrich Ruysch, zu Amsterdam viele Gewogenheit. Hierauf kam er nach Paris, woselbst er von Boerhaaven an

den

den Abt Bignon, an Jussieu und d'Isnard empfohlen war. In der Wundarzney — und in der Zergliederungskunst hatte er den le Draw — in der Hebammenkunst Gregoire zum Lehrer.

Nach überstandener, gefährlicher Krankheit kam er von Paris nach Basel. Daselbst erwartete ihn Haller, um mit ihm die höhere Meßkunst bey Johann Bernoulli zu lernen; auch hier setzte er das Studium der Arzneykunst nicht auf die Seite; überall bediente er sich der zwingerischen und miegischen Anweisung. Im J. 1728. besorgte er des kranken Prof. Miegs Verrichtungen. Im gleichen Jahr machte er mit Hallern eine schweizerische Bergreise. Im J. 1729. disputirte er in Basel de Exhalationibus, hielt eine öffentliche Rede de usu Matheseos in Medicina und empfieng die höchste Würde in der Arzneykunst. Hierauf gab er Vorlesungen in der Naturlehre, Meßkunst und Arzneykunst; er stellte anatomische Versuche an und bereitete allerley Vorrath. Den Sommer verwendete er auf die Botanik, und selbst der Besuch der Patienten auf dem Lande mußte ihm dieses Studium erleichtern. Sonderlich war er darauf bedacht, nach der Methode, wie Rajus die englischen Pflanzen angeordnet hatte, eine ähnliche Samm-



lung von schweizerischen Pflanzen zusammen zu tragen. Gemeinschaftlich wollte er mit Hallern eine Geschichte der schweizerischen Pflanzen ausarbeiten. Im J. 1730. that er eine Reise in die Glarnergebirge; im J. 1731. in die Appenzeller- und Toggenburgergebirge; im J. 1732. in die schweizerischen und luzernerischen. Pflanzen sowol als Beobachtungen und Anmerkungen wurden zwischen Geßner und Haller freundschaftlich getheilt; Geßner verfertigte ein Verzeichniß der Pflanzen nach seiner Lehrart, und mit den berühmtesten Kraüterkennern unterhielt er Briefwechsel.

Mitten unter diesen Bemühungen schlug ihn Boerhaave, auf Blumentrosts Anfrage, zu dem botanischen Lehrstul in Petersburg vor. Die Entlegenheit des Ortes und seine schwache Gesundheit erlaubten ihm die Annahme des Berufs nicht.

Im J. 1733. starb Doctor von Muralt in Zürich. Sein Lehramt fiel auf Dr. Joh. Jacob Scheuchzer. In gleichem Jahr noch starb auch dieser. Sein Bruder, Johann Scheuchzer, erhielt nun die Stelle; Geßner aber erhielt das mathematische Catheder; zugleich ward ihm

ihm die Besorgung von Scheuchzers Lehramt anvertraut, so lang nämlich dieser sich noch als Landschreiber in Baden aufhalten mußte. Geßner trat sein Amt mit einer Rede an: von dem Nutzen der Meßkunst in der christlichen Religion, in den Wissenschaften überhaupt und in den Bequemlichkeiten des Lebens. So sehr auch jedermann der allseitige, wohlthätige Einfluß der Meßkunst einleuchten sollte, so sehr scheints zu bedauern, daß dessen ungeachtet, auch selbst nach Verbesserung der zürcherischen Schulen, den Studirenden auf dem Gymnasium die Besuchung der mathematischen Lehrstunden nicht dringend genug eingeschärft wird. Daher kommt es, daß besonders die theologischen Studiosi allzu gerne dieses Studium verabsaumen.

Im J. 1738. starb auch Dr. Joh. Scheuchzer; an dessen Statt ward Geßner zum ordentlichen Lehrer der Physik und zugleich zum Canonicus erwählt. Auswärtige Gesellschaften aber bemühten sich um die Wette, sich ihn eigen zu machen; so nahmen ihn J. B. die römisch-kaiserliche Academie, die königl. schwedische, die königl. berlinische und die florentinische zum Mitgliede an. Sein Fleiß erweckte auch bald mehrere seiner Landleute, daß sie eine physicalische

und öconomische Gesellschaft in Zürich errichteten und Geßnern zum Oberhaupte erwählten. Unter seinem Einfluß und dem Beystand der würdigsten Männer, eines Heideggers, Hirzels u. a. blühte diese Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigen Zweigen der zürcherische Landbau eine weit glücklichere Gestalt annahm. Wie rührend für die Menschheit, in dieser Gesellschaft den Landmann zwischen dem erlauchten Regenten und dem tiefsinnigen Gelehrten zu sehen, wie jeder den andern aufklärt, jeder den andern in seiner Sphäre hochschätzt und liebet! Von dem Werth einer solchen Gesellschaft mag Serione, der Verfasser der Interêts des Nations de l'Europe developés relativement au commerce ein unparteyischer Zeuge seyn. In dem ersten Band, Hauptst. III. §. 24. heißt es bey diesem Verfasser: „die Gesellschaften von „Bretagne, von Paris, von Bern, von Zü„rich u. a. geben das Muster von der Metho„de zur Beschleunigung des Wachsthums in „der Kunst; glücklicher Weise wird durch sol„che practische Muster und durch das Beyspiel „genauer Beobachtungen die Anzahl guter Beob„achter vermehret." — Weiterhin §. 29. „„diesem gemeinnützigen Geiste, der dißmal den „aufgeklärten Theil von Europa beseelt, hat

„man

„ man die Errichtung einer Gesellschaft für die
„ nützlichen Wissenschaften in Zürich zu danken;
„ Anfangs bestand sie nur aus der Verbindung
„ einiger guter Bürger, die nichts anders als
„ ihre eigne Belehrung zum Gegenstand hatte.
„ Diese Verbindung ward durch die Fürsorge
„ eines Mannes geknüpfet, den seine Sitten
„ eben so verehrungswürdig machen als seine
„ Gelehrsamkeit; allein durch Tugend ward die-
„ se Verbindung geknüpfet, und die Tugend
„ wandelt ohne Geraüsch oder Schimmer."
In der That sind Bescheidenheit, leutseliges Wesen, allgemeines, thätiges Wohlwollen bey unserm Geßner in eben so hohem Grade als Genie und ausgebreitete Känntniß. Ungeachtet derselbe viele der Unsterblichkeit würdige Schriften, besonders auch sein prächtiges, botanisches Werk im Pulte verwahret, so hat er doch aus übertriebener Bescheidenheit, ausser seinen academischen Schriften, wenig durch den Druck bekannt werden lassen. Das Verzeichniß seiner gedruckten Schriften liefern Börner und Hamberger. — Von ihm schreibt Graf d'Albon in seinen Discours: „ Mit den weit umfassenden
„ Känntnissen sind bey Geßnern die edelsten Ei-
„ genschaften des Herzens verbunden. Ihm
„ allein hat Haller beynahe seinen ganzen Ruhm

„ in



„ in der Botanik zu danken. Geßner überließ „ ihm seine Handschriften; er bediente sich der„ selben; gleichwol verlangte Geßner nicht, daß „ sein Name Hallers Name an die Seite ge„ setzt werde."

Von Geßners Naturalienschatz findt man bey Andreä in seinen Reisen eine ausführliche Beschreibung.



Johann Jacob Rousseau.



Joh. Jacob Rousseau wurde den 28. Jun. 1712. in Genf gebohren. Sein Vater war ein Uhrmacher, der nach langen Reisen endlich in den Schoos seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er itzt von seinem Handwerk lebte und in müssigen Stunden nützliche Schriften las. Tacitus, Plutarch, und Grotius lagen oft zwischen den Instrumenten seines Handwerkes in seiner Werkstätte. Rousseau, noch vor dem Ausbruch der einheimischen Genfer-Zwiste, in jener glücklichen Epoche gebohren, wo seine Vaterstadt den höch-

sten

sten Gipfel erreicht zu haben schien, wurde, schon als Kind, von seinem Vater auf das Glück aufmerksam gemacht, das freye Bürger in wohl verwalteten Staaten geniessen. In seiner Jugend las er sehr viel. Er sagt selbst, er habe in seinem achten Jahr den Plutarch auswendig gewußt, und in seinem zwölften die meisten Romanen durchlaufen gehabt. Ein Jugendfehler, den er begangen hatte, und ein Unrecht, das er erlitten zu haben glaubte, verleiteten ihn zu einer Handlung, die auf sein ganzes Leben Einfluß hatte. Er entlief seinen Eltern, irrte einige Zeit in dem benachbarten Savoyen herum und kam endlich, wo mir recht ist, nach Chambery. Auf einmal empfand er die Folgen seiner Unbesonnenheit. Er war ziemlich weit von seiner Vaterstadt, ohne Geld, ohne Bekannte, ohne Erwerbsmittel. Zurückkehren nach Genf konnte und wollte er nicht. Er meldete sich und verlangte seine Religion zu ändern. Hierauf wurde er in einem Kloster unterwiesen und nach einiger Zeit nahm er öffentlich die catholische Religion an, um nicht Hungers zu sterben. Er blieb in dem Kloster. Hier ziehe ich den Vorhang vor das abscheuliche Laster, das darinn herrschte und zu dem man den jungen, kaum dreyzehnjährigen Rousseau zu verführen suchte.

Jede



Jede Versuchung überwand er; man drang stärker in ihn; er entfloh. Bald wurde er eingeholt und nun eingeschlossen. Ihn befreyte ein savoyischer Landpriester, der in Geschäfften nach dem Proselytenkloster kam und dem Rousseau sein unglückliches Schicksal entdeckte. Der Landpriester nahm ihn mit sich, ein armer, aber aufgeklärter und wohldenkender Mann, der sich freute, einen noch unverdorbenen Jüngling dem Laster entrissen zu haben. Rousseau entlief seinem Wohlthäter; das einsame, ländliche Leben war ihm zuwider; er wollte versuchen, sich selbst in der Welt durchzubringen. Die vielen Romanen hatten seiner Einbildungskraft einen eignen Schwung gegeben. Er schuf sich Ideale von Menschen, die alle Tugenden der Romanhelden besassen; und diese Menschen wollte er suchen. — Gar bald gerieth er von neuem in Gefahr Hungers zu sterben. Itzt kehrte er zu seinem Wohlthäter, dem Landpriester, zurück. Dieser empfieng ihn, ohne Vorwürfe zu machen, so wie ein Vater seinen Sohn empfängt, dessen Verlust er bewainte. Der Landpriester ist eben der, dessen Glaubensbekänntniß Rousseau in den zweiten Band seines Emils eingerückt hat. — Nach einiger Zeit stellte er dem Jünglinge vor, daß es itzt Zeit wäre, sich einen Stand zu wählen;

ken; er rieth ihm, in sein Vaterland zurückzukehren, und die Religion, die er verlassen hatte, wieder anzunehmen. Durch falsche Schaam und durch übelverstandnen Ehrenpunct wurde Rousseau zurückgehalten, dem Rath seines Wohlthäters zu folgen. Nun empfahl ihn der Landpriester der Baronesse von Warens, und diese nahm ihn zu sich. Die Dame war aus einem der angesehensten Haüser im Wattland. Im Junius 1726. kam der König von Sardinien nach Evian, einem savoyischen Städtgen am Genfersee. Die Baronesse war auch da; durch Zufall wohnte sie einer Feyerlichkeit bey und hörte eine Rede, die der Bischoff von Berney vor dem König hielt. Durch diese Rede bekam sie Zweifel gegen die reformirte Religion, in der sie gebohren war. Nach einigen Besuchen bey dem Bischoff wünschte sie in den Schoos der catholischen Kirche aufgenommen zu werden. In Annecy nahm sie die catholische Religion an; sogleich wurden alle Güter, die sie in der Schweiz besaß, eingezogen; dagegen gab ihr der König, um sie für den Verlust einiger massen schadlos zu halten, ein beträchtliches Jahrgehalt. — Diß war die Dame, die sich des jungen Rousseau annahm. Da sie bald sein vorzügliches Talent zur Thonkunst bemerkte, so verschaffte sie ihm

Gele-

Gelegenheit, sich darinn zu vervollkommnen. Sie empfahl ihn dem Bischoff zu Berner; dieser suchte ihm eine Stelle als Secretair bey dem Marquis von Bonac, (der sich in Solothurn als französischer Abgesandter bey der Eydgenoßschaft aufhielt,) zu verschaffen. Eine Krankheit, die den Gesandten aufs Todbett brachte, und der Tod des Bischoffs vereitelten auf einmal alle Hoffnungen. Die Baronesse war selber in so klemme Umstände gesunken, daß ihr Rousseau nicht länger zur Last fallen wollte. Im J. 1732. in seinem zwanzigsten Jahr gieng er nach Frankreich, in Hoffnung, daß er sich durch seine Känntnisse in der Musik durchbringen werde. Die Baronesse bezahlte die Reisekosten, und Rousseau kam nach Besançon. Hier sang er mit Beyfall in einigen Concerten. Man versprach ihm Beförderung, sobald eine Stelle erledigt seyn würde. Unterweilen gieng er nach Chambery zurück und gab da einige Jahre lang Unterricht in der Thonkunst. Durch beständigen Kummer litte seine Gesundheit. Im J. 1737. gieng er seines kränklichen Körpers wegen nach Montpellier; da ihm die Meeresluft nicht zuträglich war, kehrte er bald wieder zu seiner Wohlthäterin zurück.

Endlich

Endlich erhielt er im J. 1742. eine Stelle als Secretair bey dem französischen Gesandten in Venedig; nach Verfluß der Gesandtschaft kehrte er mit diesem nach Paris zurück. — Hier war er, aus Mangel weiterer Versorgung, genöthigt, sich mit Notenabschreiben zu ernähren. Die müssigen Stunden wandte er vorzüglich auf das Studium der Naturlehre und besonders der Chymie. Im J. 1748. hatte er einen starken Anfall von Steinschmerzen; seither war er immer mehr oder weniger von dieser Krankheit geplaget. Im J. 1749. arbeitete er einige Artickel für die grosse Encyklopädie aus. Im J. 1750. erhielt er den Preis bey der Academie von Dijon. Die Art, wie er darauf verfiel, über die academische Frage zu schreiben, erzählt er selbst folgender Gestalt: * „Im J. 1750, sagt er, „unternahm ich eine kleine Reise, um Diderot im Gefängniß zu Vincennes zu besuchen. „Ich nahm ein Journal zum Zeitvertreib mit „und fiel auf die Preisfrage von Dijon, ob „die Wiederherstellung der Wissenschaften und „Künste zur Verbesserung der Sitten beygetragen habe? Da stellten sich mir auf einmal „die mannigfaltigen Uebel des gesellschaftlichen

* S. Sturz Schriften. Erste Sammlung S. 136.



„ Lebens so fürchterlich und eindringlich dar,
„ daß ich unter meiner Empfindung erlag. Ich
„ warf mich neben einen Baum nieder; alles
„ Elend der Menschen zog in schrecklichen Ge-
„ stalten vorüber; hundert Anschläge und Ent-
„ würfe folgten —— und das war mein Be-
„ ruf zur Autorschaft. Meine Handthierung
„ als Notenabschreiber hat solchen nicht veran-
„ lassen können. Ich war ungeübt, öffentlich
„ zu reden. Ich verstand es nicht, durch Witz
„ und Einfälle zu glänzen; und so stellte sich
„ im Anfang der Ausdruck langsam dar. Es
„ wäre mir unmöglich gewesen, einen Plan
„ zum litterarischen Ruhm zu entwerfen; es
„ war Drang meine Ideen los zu werden, der
„ mich zum Schreiben nöthigte; und wenn ich
„ mit einiger Stärke schrieb, so war ich sie
„ der Ueberzeugung von der Wahrheit meiner
„ Sätze schuldig." — Aus eigner Erfahrung
wußte Rousseau, wie weit ächter Tugend die
Einfalt so nahe verwandt sey; wußte aus der
Geschichte, wie Künste und Wissenschaften oft
der Ueppigkeit Hand bieten; war in Italien ge-
wesen, auf dem Grabe so vieler römischer Phi-
losophen, Redner und Dichter, bey den Ueber-
bleibseln der aus Griechenland dahin gebrachten
Kunst, aber auch zwischen den Trümmern eines

in

in kurzem durch Weichlichkeit und Wollust zerstörten, vormals allgewaltigen Freystaates. In majestätvollen Tempeln hatte er Heilige von Raphael und Guido gesehen — Büberey aber in den Haüsern derer, welche die Tempel bedienten. Voll hievon schrieb er, ohne sonderbar seyn zu wollen, eine sonderbare Antwort auf die academische Frage. Mit aller Macht der Beredsamkeit schrieb er gegen die Rednerkunst; mit der Fackel der Wahrheit beleuchtete er der Känntnisse taüschendes Blendwerk. Da sich Rousseau gegen die Wissenschaften erklärt hatte, so erschienen bald eine Menge Widerlegungen. In seiner Vorrede zum Narcisse (einem Lustspiel, das er einige Jahre hernach herausgab,) zeigt er, wie man ihn ganz mißverstanden habe. Einer der vornehmsten Gegner, der ihn öffentlich angegriffen hatte, war der verstorbne König in Pohlen. Vermuthlich um diesem König (der sich damals in Lothringen aufhielt,) einen schmeichelhaften Zeitvertreib zu verschaffen, schrieb nun Palissot sein Lustspiel, die Philosophen. In diesem Stück wurde, nebst andern Gelehrten, auch Rousseau lächerlich gemacht. Sobald es der König erfuhr, ließ er, durch den Grafen von Tressan, an Rousseau schreiben und ihn versichern, daß er gegen Palissot, der ein



Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Nancy war, äusserst aufgebracht sey, und daß dieser, zur Strafe, seine Stelle als Mitglied der Gesellschaft verlieren sollte. Rousseau bat für Palissot, und auf seine Vorbitte behielt dieser seine Stelle, aber der König verlangte, daß die ganze Anecdote in den Büchern der Gesellschaft aufgezeichnet würde. Auch dieses wußte Rousseau durch neue Bitten abzuwenden.

Um diese Zeit erhielt Rousseau Briefe von der Baronesse von Warens, worinn sie ihm mit Wehklagen ihre klemmen Umstände entdeckte. Er schickte ihr 240. Livres, fast sein ganzes Vermögen, mit einem Brief, worinn er bedaurt, daß er nicht mehr zu thun im Stand sey. Sie starb nicht lange hernach in der dürftigsten Lage.

Im J. 1752. schrieb Rousseau die kleine Oper Devin du village, wozu er die Musik selbst componirte. Zum erstenmal ward dieses Singspiel den 1. März 1753. mit allgemeinem Beyfall aufgeführt. Die Schauspieler wollten ihn bezahlen; da er aber für keine von seinen Schriften Geld annahm, so that ers auch in diesem Fall nicht; zur Belohnung verlangte er, auf immer

einen

einen freyen Platz in der französischen Oper, der ihm bewilliget wurde. Itzt war Rousseau von der französischen Nation angebetet. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen; doch er verbat sich die Ehre.

Noch in gleichem Jahr gab er seine Abhandlung über die französische Musik heraus. Die Sänger der französischen Oper besorgten eine gänzliche Bankeroute, wofern Rousseaus antigallicanische Tonkunst den Sieg davon tragen sollte. Wainend klagten die Sängerinnen ihren vornehmen Liebhabern diese Verschmähung. Jedermann war über Rousseaus kezerisches Musiksystem aufgebracht; man bestellte Leute, die ihn bey Nacht ermorden sollten. Um sich vor unaufhörlichen Beleydigungen sicher zu stellen, begab er sich im J. 1754. nach Genf. Durch seine Religionsänderung hatte er sein dasiges Bürgerrecht verloren. Itzt aber nahm er öffentlich die reformirte Religion wieder an und wurde wieder in alle Rechte eines freyen Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reisete er nach Savoyen und hielt sich einige Zeit in Chambery auf. In dieser Stadt arbeitete er an seiner Abhandlung, über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Den wilden und den ge-

sitteten Menschen hielt er gegen einander; Mein und Dein, Eigenthum, Reichthum, daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit erklärte er als Quelle tausendfachen Elendes, als Zunder zahlloser Verbrechen, die nur in polizirten Staaten zu Haus sind. Voll Eckels vor dem geborgten, gleissenden Wesen der grossen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spotte geworden; voll Unmuths darüber, daß in der bürgerlichen Gesellschaft willkürlicher Vorzug den innern Werth verdunkle, daß der Gewaltige ganze Völker seiner Leidenschaft aufopfere, rief er seinen Brüdern zu: Kommt in die Wälder und werdet Menschen!

Unterdessen hatte sich in Paris der Haß der Nation gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung hin kehrte er nach Frankreich zurück, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency. Hier lebte er in philosophischer Einsamkeit die glücklichsten Tage.

Im J. 1758. erschien seine Abhandlung über die Schauspiele. In grossen und verdorbenen Städten erklärt er das Theater für heilsame Zerstreuungen; für kleine Freystaaten hält ers für schädlich. — Nicht lange hernach gab er die

die Julie, oder neue Heloise heraus. Ein grosser Theil dieses Romans ist wahr und enthält die Geschichte einer unglücklichen Liebe, die der Verfasser in seiner Jugend gehabt hat. — In diesem Buch findt man vortreffliche Anleitungen zur Landwirthschaft, zum Hauswesen, zur Kindererziehung, zur Beförderung der Känntniß des menschlichen Herzens u. s. f. Vorzüglich schätzbar sind die mahlerischen Beschreibungen.

Bald darauf folgten die Abhandlung über den gesellschaftlichen Vertrag und das Werk über die Erziehung oder sein Emil.

Damals war Genf in zwo Factionen getheilet. Umsonst hatte sich die Partey der Negatifs bemüht, den Rousseau von der democratischen Partey abwendig zu machen. Jene laurten auf den Zeitpunct, ihm einen Streich zu versetzen. Voltaire schrieb ebenfalls an seine mächtigen Freunde in Paris, sie sollten trachten, den paradoxen Schriftsteller, durch tödtlichen Hieb, zu weiterm Bücherschreiben unfähig zu machen. Kaum hatte der Emil die Presse verlassen, als er schon den 10. Jun. 1762. vermög einer Parlamentsacte durch den Scharfrichter verbrennt und Rousseau, als Verfasser, zur Gefängnißstrafe



verdammt wurde. Sogleich ließ der Magistrat in Genf, schon den 19. Junius, das einzige Exemplar, das sich in der Stadt befand, auch durch den Henker verbrennen und ebenfalls den Verfasser zur Gefängnißstrafe verdammen. Rousseau erfuhr zu Montmorency, in seiner Einsamkeit, das Schicksal seines Buches und dasjenige, womit er selber bedraût ward. Er flüchtete sich nach Yverdon im Bernergebiete. Der dortige Landvogt, Herr Gingins de Moiry, nahm ihn auf wie einen Freund und verschaffte ihm alle die Hülfe, die ein kranker Flüchtling bedurfte. Acht Tage hernach kam Befehl vom Senate zu Bern, den Rousseau nirgends im Berner-Kanton zu dulden. Dieser flüchtete sich nach Moitiers-Travers, in die Gebirge der Grafschaft Neufchatel. Seine Verwandten in Genf baten sich bey dem Magistrat eine Copey des Urtheilspruchs aus, die ihnen den 25. Junius 1762. verweigert wurde. Auf wiederholte Bitten einiger Bürger erfolgten wiederholte Weigerungen. Rousseau beschwur seine Freunde, um seinetwillen keinen Zwist anzufangen. Fruchtlos war seine Beschwörung; nun fand er sich genöthigt, den letzten Schritt zu thun und seinem Bürgerrecht in Genf zu entsagen. Dieses geschah unterm 12. May 1763. Durch die Ent-

sagung

sagung des Bürgerrechtes glaubte er auf einmal die Unruhen zu stillen. — Vom Jahr 1762. bis 1765. blieb er in Moitiers-Travers. Diese ganze Gegend steht unter dem Schutze des Königs von Preussen. Im Namen desselben ward sie von einem schottländischen Edelmann Georg Keith, oder, wie man ihn gewöhnlich nennt, Lord Marschall beherrschet. Von diesem würdigen Mann erhielt Rousseau alle mögliche Beschützung. Montmollin, der Pfarrer des Ortes, trieb seine freundschaftliche Gefälligkeit würklich so weit, daß er dem verschreyten Philosophen selbst Zutritt bey dem Nachtmahl gestattete. Nach und nach ward der Pastor allzu zudringlich, und Rousseau lenkte die zu grosse Vertraulichkeit mit Höflichkeit ab. — Unterdessen hatte der Erzbischoff von Paris in einem Hirtenbrief unsern Philosophen verkezert. Dieser rechtfertigte sich in einem gedruckten Sendschreiben. Gegen seine Feinde in Genf vertheidigte er sich in den Briefen vom Berge. — Verschiedene Treibfedern wurden in Bewegung gesetzt, um den Pastor Montmollin gegen Rousseau in Harnisch zu jagen. Oeffentlich fieng er an, gegen diesen zu predigen. Feyerlich wurde er itzt zur Rechtfertigung seines Glaubens vor das Consistorium vorgefordert. Wegen Krank-



heit entschuldigte er sich schriftlich. Nicht lange hernach schickte der König ein eigenhändiges Rescript an das Consistorium, worinn er ausdrücklich erklärte, daß er den Philosophen unter seinen Schutz nehme. Der Priester Montmollin hatte Rousseaus Untergang geschworen, und, was fast unglaüblich scheint, er erreichte seinen Zweck, obgleich der Philosoph von dem Consistorium, dem Staatsrath, dem Gouverneur, ja dem König selbst beschützt wurde. Durch Schmähpredigten hatte er es so weit gebracht, daß, so oft sich Rousseau auf der Strasse sehen ließ, ihm die Bauern mit Flüchen nachfolgten. Am 1. Sept. 1765. stellte der Pastor seiner Gemeine nochmal ihre Pflichten vor, darauf reichte er das Abendmahl, und nach der Kirche warf man Rousseau die Fenster ein. In den folgenden Nächten wurden die Anfälle wiederholt und seine Thüren aufgesprengt. Endlich, in der Nacht vom siebenten auf den achten Sept. drang der ganze aufrührische Haufe in sein Haus; die Thüren wurden aufgebrochen, die Fenster zerschmettert, die Wände zerschlagen und ein Hagel von Steinen fiel in sein Schlafgemach und neben seinem Bette nieder. Fast wäre er ermordet worden. Er rettete sich mitten durch den Haufen, ohne daß es jemand wagte, Hand

an

an seine Person zu legen, und floh auf eine kleine Insel im Bielersee, die dem Kanton Bern gehört. Nach drey Wochen kam Befehl an ihn, das Gebiet der Republick zu verlassen. Bey der kalten Jahrszeit und mit krankem Körper entschloß er sich bey seinem Freund und Gönner, dem Lord Marschall, der sich itzt in Berlin befand, Zuflucht zu suchen. Auf der Reise erhielt er in Straßburg Briefe von Hüme aus Paris, worinn ihn dieser einlud mit ihm nach England zu gehen. Rousseau nahm diese Einladung an und seine Freunde würkten am französischen Hof einen Paß für ihn aus, daß er ohne Gefahr nach Paris kommen konnte. Er reisete hin und wurde von vielen Personen besucht, unter denen sich auch einige Prinzen befanden. Hüme empfieng ihn sehr freundschaftlich, und sie reisten zusammen nach England. Lange vertrugen sie sich nicht. — Lord Walpole ließ einen erdichteten Einladungsbrief des Königs in Preussen an Rousseau in Saint James Chronicle einrücken. Ueber diese Spötterey des Lord Walpole, der Hümes bester Freund war, wurde Rousseau höchlich erbittert. Dadurch entstand zwischen diesem und zwischen Hüme ein sehr unanständiger Federkrieg. Rousseau blieb in England bis 1767. Er lebte auf dem Lande

und



und beschäfftigte sich mit der Kraüterkunde. Endlich gieng er wieder nach Paris und gab daselbst im J. 1768. sein letztes Werk, das Dictionnaire de Musique heraus.

Im J. 1769. verheyrathete er sich mit seiner Haushälterin, Mamsel le Vasseur. Da sie schon seit vielen Jahren alle Unfälle mit ihm getheilt hatte, wollte er sie dadurch für ihre Dienste belohnen. Sie wußte sich in seine Launen zu schicken; andre Vorzüge hatte sie nicht. — In Paris nährte sich Rousseau mit Notenabschreiben. In seinen Erholungsstunden machte er botanische Spaziergänge. Im Winter besuchte er oft den Caffée de la Regence; daselbst spielte er Schach oder schwatzte, wovon man wollte, nur nicht von seinen Schriften. — Mit herannahendem Alter wurde er immer empfindlicher. Durch allerley Neckereyen brachten es seine Feinde so weit, daß er endlich keinem Menschen mehr traute. Da sein Vermögen ganz auf die Neige gekommen war und er gleichwol keine Geschenke annehmen wollte, so entschloß er sich 1777. die Hauptstadt zu verlassen und auf dem Lande sein Leben zu beschliessen. Zu seinem neuen Aufenthalt wählte er das Landgut des Marquis von Girardin, zu Ermenonville,

neun

neun Stunden von Paris und sechs von Chantilly entfernet. Daselbst wohnte er mit seiner Gattinn bis an seinen Tod, in einem kleinen Haus unweit dem Schlosse. Eines von den Kindern des Marquis hatte er ausserordentlich lieb gewonnen, und nahm es meistens auf seinen botanischen Spaziergängen mit sich.

Donnerstags den 2. Julius 1778. stand er nach seiner Gewohnheit früh auf, spazierte einige Zeit herum, und kam darauf zum Frühstücken nach Hause; nachher zog er sich an; da er eben im Begriff war, aus dem Haus nach dem Schloß zu gehen, fühlte er einige Uebelkeit und Schwäche über den ganzen Körper. In heftigem Anfall von Kopfschmerzen starb er plötzlich und sank vom Stuhl auf die Erde. Es war niemand bey ihm als seine Frau. — Auf der Pappelinsel ließ ihm der Marquis von Girardin ein Grabmal erbauen.

Nach seinem Tode wurde eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke veranstaltet. Unter denselben befinden sich auch die Denkschriften oder Confessions, die er mit gröster Aufrichtigkeit über seinen Caracter und über sein Leben aufgesetzt hat.

Ludwig Pfyffer. *

Derselbe ward zu Luzern im J. 1715. gebohren. Den Adel seiner Geburt erhöhte er durch glänzendes Verdienst und ausserordentliches Genie. — Im J. 1724 kam er als Cadet in französischen Kriegsdienst; im J. 1731. ward er Fendrich bey der schweizerischen Leibwache; im J. 1738. bekam er die Compagnie seines Vaters, ward Ritter von St. Ludwig und Brigadier; im J. 1748. Feldmarschall. Er wohnte den Feldzügen vom J. 1734. bis 1747. und in denselben besonders im J. 1744. den Belagerungen von Menin, Ypres und Freyburg, und den Treffen bey Raucoux im J. 1746, bey Lawfeld 1747. bey; ward im Jahr 1736. des grossen Raths, und im J. 1752. des innern Raths zu Luzern. Er erhielt im J. 1763. ein Regiment nach seinem Namen, welches er im J. 1768. abgedankt, und blieb gleichwol in französischen Diensten, mit der Würde eines General-Leutenants.

Im

* S. Joh. Caspar Füßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Band IV. s. 204.

Im J. 1764. erwachte von neuem seine jugendliche Neigung, ich meyne die Neigung zum Zeichnen und zur Meßkunst. Oefters hatte er in frühern Jahren den Pilatusberg bestiegen und dadurch an den Bergreisen Geschmack bekommen. Er faßte daher den grossen Gedanken, die ganze Schweiz nach geometrischem Maaßstab in erhabener Arbeit von Wachs darzustellen. Der Staatsgefangne Micheli auf dem Schloß Arburg befestigte diese Entschliessung durch fernern Unterricht. — Pfyffer nahm sich also vor, den Pilatusberg nach dieser Art zu bilden; da dieses kleine Werk gelang, so gieng er immer weiter. Durch das Ungewohnte in dieser Unternehmung wurden seine Geisteskräfte stärker gespannet und sein Muth feuriger erhitzt. Warm von dem Bewußtseyn einer so schönen und kühnen Unternehmung, arbeitete er also mit erstaunlicher Mühe und Einsicht, so daß gegenwärtig beynahe die halbe Schweiz, als Zug, Ury, Unterwalden, Engelberg, das ganze Luzernergebiet, der Hauenstein bis auf Basel vollendet ist. So genau ist alles dieses gezeichnet, daß er nicht nur alle Höhen, Thäler, Flüsse, Seen und Bäche, sondern selber die kleinsten Jägersteige, die er mit Lebensgefahr ausgeforscht, angebracht hat. — Vielmal mußte er, durch Männer an Seilern

gehal-



gehalten, auf unersteigliche Höhen hinaufgezogen, und wieder in Abgründe heruntergelassen werden. — Um in der Nachahmung der Natur desto treuer zu bleiben, ist sogar der Unterschied in den Holzungen bezeichnet, so daß z. B. beym ersten Anblick die verschiedene Beschaffenheit eines Buchenwalds und Tannenwalds bemerkt wird. Kurz, alles ist so anschaulich entwickelt, daß jeder sein eigen Landhaus zu erkennen im Stand ist. Wenn das Werk complet ist, so soll es 200. Quadratstunden umfassen. Der verjüngte Maaßstab desselben beträgt etwas mehr als einen französischen Schuh für eine schweizerische Stunde. Sieht man diesen geographischen Schauplatz à vûe d'oiseau durch ein Vergrösserungsglas an, so ists, als säh man vom Olymp auf die Erdgebirge hinunter.

Noch bemerken wir, daß Pfyffer in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren das Feuer und die Energie jugendlicher Mannskraft besitzt, und daß er mit der Lebensart eines Weltmanns die Einfalt und das offne Wesen eines alten Schweizers verbindet.



Johann

Johann Georg Sulzer. *

Derselbe erblickte das Weltlicht den 16. Octob. 1720. in Winterthur, einer Municipalstadt des zürcherischen Kantons. Die Eifersucht, womit die Einwohner seines Geburtsortes über ihre Freyheiten wachen, flößte bey Zeiten auch ihm jenen Geist der Freyheit ein, der alle seine Reden, Schriften, Thaten beseelte. In der Jugend hatte sein Vater die Verfolgung der Reformirten in Frankreich erfahren. Dadurch ward in seinem Herzen Abscheu gegen religiosen Parteygeist erzeugt, und lebhaft pflanzte sich dieser Abscheu auf den Sohn fort. Im J. 1734. an gleichem Tag verlor unser Sulzer Vater und Mutter. Von fünf und zwanzig Geschwistern war er das jüngste, und wer ihn gekennt hat, ist überzeugt, daß er nichts weniger als die Frucht erschöpfter Lebenskräfte gewesen. — Bey zahlreicher Familie konnte das Erbtheil nicht anderst als gering seyn. Kaum daß es zur Er-

* Um so viel lieber schränken wir uns auf kurzen Necrolog ein, da Hirzel eine Lebensbeschreibung von Sulzern geschrieben, die in jedermanns Händen seyn wird. Man seh auch Formey und Blankenburg.



ziehung hinreichend war. Unser Sulzer ward dem geistlichen Stande gewiedmet. Der pedantische Unterricht war ihm zuwider. Anstatt des Studiums der Sprachen trieb er lieber geographische und cosmographische Studien. Reisebeschreibungen und Scheuchzers Naturgeschichte waren seine Lieblingslecture. Vom Vater hatte er Geschmack am Gartenbau und überhaupt an der Landwirthschaft geerbet.

Im J. 1736. ward er auf das Gymnasium nach Zürich geschickt. Wolfs teutsche Metaphysik war das erste gelehrte Buch, das er mit Aufmerksamkeit las. Sein Tischherr hingegen empfahl ihm nichts als die Bibel. Die öffentlichen Vorlesungen waren zu wenig zu seiner Fassungskraft heruntergestimmet. Noch ziemlich unwissend verließ er den academischen Hörsaal. Das sitzende Leben war ihm zuwider. Lustparteyen, Spaziergänge, Spiele raubten ihm alle Zeit weg. Immer blieben seine Sitten unsträflich. Johannes Geßner war es, der durch Beyspiel und Handleitung ihn zum Tempel der Gelehrsamkeit führte. Auch Bodmer und Breitinger suchten den Geschmack des Jünglings zu bilden. Noch blieb er unentschieden zwischen dem Studium der hebräischen Sprache, der wolfiani-

schen

schen Philosophie und Linne's System. — Im J. 1739. ward er zum Predigamt eingeweyht. Im J. 1740. ward er Hausinformator in einem der besten zürcherischen Haüser. Hierauf ward er Vikar beym Pfarrer zu Maschwanden. Gerührt von den Schönheiten der Natur schrieb er im J. 1741. die moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur, welche Sack in Berlin herausgab.

In den Gegenden von Maschwanden wurden einige Alterthümmer entdeckt. Durch das Ansehn des benachbarten Landvogts von Knonau erhielt er Erlaubniß zum Nachgraben. An den Ufern der Reuß, zwischen Maschwanden und Lunnern wurden Ueberreste einer alten, römischen Stadt entdeckt.

Im J. 1742. machte Sulzer eine Reise in die benachbarten Alpen, wovon die Nachricht gedruckt ist. Gefährlich krank kam er von der Reise zurück. In Geßners Haus ward er wieder geheilet. — Seither ist er als Hausinformator zu dem reichen Handelsmann Bachmann nach Magdeburg gekommen. Im J. 1744. machte er in Magdeburg Bekanntschaft mit Sacken. Dieser lockte ihn im J. 1745. nach Berlin.



Hier genoß er Eulers und Maupertuis Gesellschaft. —

Während seines Aufenthaltes zu Magdeburg edirte er seine Uebersezung von Scheuchzers helvetischen Bergreisen. Auch schrieb er sein Buch über die Erziehung und Unterweisung der Jugend. — Unterweilen hatte er den Beruf als Instructor des Erbprinzen von Anhalt-Bernburg erhalten, den er ausschlug. — Auf Sacks und Eulers Fürbitte verschaffte ihm Maupertuis im J. 1747. den mathematischen Lehrstul an dem joachimsthalschen Collegium in Berlin. Grosse Verdrießlichkeiten verbitterten ihm diese Bedienung.

Zu Magdeburg hatte er in Bachmanns Hause die Nichte dieses leztern, Wilhelmine Keusenhoff, kennen gelernt. — Gerne unterzog er sich allen Unbequemlichkeiten seines Professorats, da er durch dieses in den Stand gesezt wurde, das liebenswürdigste Mädchen zu heyrathen. Im J. 1750. erhielt er vom König die Erlaubniß zu einer Schweizerreise. Unterwegs verlobte er sich in Magdeburg mit seiner Geliebten. Von da gieng er mit Klopstok nach Zürich und kam glüklich nach Berlin zurück. Den 29. Octob. 1750.

ward

ward er zum Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften ernennet. Als Mitglied der philosophischen Classe, beschäfftigte er sich mit psychologischen Untersuchungen. Dieselben wurden seither ins Teutsche übersetzt und zusammengedruckt. Seine letzte Abhandlung hatte die Unsterblichkeit der Seele zum Gegenstand, über deren Betrachtung ihn der Tod überraschte.

Ununterbrochnes Speculiren war Sulzers thätigem Character entgegen. Er that kleine Reisen; er lebte bey Hofe; er baute Haüser und Gärten. Immer war er bereit, mit Rath und That dem Nächsten zu dienen. — Im J. 1760. hatte er seine unvergleichliche Ehfreundin verloren. Seit diesem fatalen Streich erholte er sich nie völlig wieder. Um sich zu zerstreuen, erhielt er im J. 1762. die Erlaubniß, ins Vaterland zu reisen. Den Winter durch beschäfftigte ihn seine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, die er noch vor seinem Hinscheid vollendete.

Im J. 1763. rief ihn der Frieden nach Berlin zurück. Das Professorleben ward ihm zuwider und er verließ, mit königlicher Erlaubniß, den Lehrstul. Sein Entwurf gieng dahin,

sich mit seinen zwo minderjährigen Töchtern in der Gegend von Zürich niederzulassen, um daselbst in philosophischer Stille den Tod zu erwarten. Der König aber behielt ihn in Berlin zurück und gab ihm ein Jahrgehalt, nebst einer Professorstelle bey der neuentstehenden Ritteracademie. Noch vor Entstehung derselben reisete er mit Mittchel, dem englischen Gesandten, nach Spa. Von da giengen sie im J. 1764. nach Brüssel. Im November kam Sulzer nach Berlin zurück. Seinen Garten und sein Haus hatte er verkauft. Der König aber schenkte ihm unweit der Stadt einen Platz zur Anlegung eines neuen Landsitzes. An diesem Orte brachte er vom J. 1765. bis an sein Ende seine liebste Zeit zu.

Im J. 1765. errichtete der König eine Commission, um die öconomischen Angelegenheiten der Academie in Ordnung zu bringen, und dieser Commission ward auch Sulzer zugeordnet. In gleichem Jahr ward er zum Visitator des joachimsthalschen Gymnasiums ernannt. Einige Jahre hernach bekam er mit Sack und Spalding den Auftrag zur Reformirung der klosterbergischen Schule, wie auch der Schulen und Gymnasien zu Stettin und Stargard. —

Mit

Mit Eifer übernahm er den Auftrag, und Verdruß war die Frucht seiner Bemühung. — Im J. 1768. hatte er zum Gebrauch der Schulclassen die Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens edirt. — Hierauf schrieb er, nach langer Geistesentkräftung wieder in etwas belebet, seine Anmerkungen über den gegenseitigen Einfluß der Vernunft in die Sprache, und der Sprache in die Vernunft. — Auch dieser Arbeit sieht man es nicht an, daß sie unter mancherley, bald körperlichen, bald oconomischen und politischen Beschwerden, unter Anhaüfung schwarzer Galle, verfertigt worden. „Es ist nun (schreibt er an seinen Bodmer im März 1768.) „ meine Art oder Unart, „ durch Geschäffte zu dem freundschaftlichen Brief„wechsel und auch zum Studiren untüchtig zu „ werden. Briefe an meine Freunde sind Le„ckerbissen, Gerichte eines feinen Nachtisches, „ die man nicht zu geniessen verlangt, wenn „ man nicht völlige Musse hat zu sitzen, so lang „ man will. " Unterm 4. Junius schreibt er: „ Ich muß es nur gestehn, daß es nicht immer „ Geschäffte sind, die mich am Schreiben hin„dern. Bisweilen ist es Trägheit, Unmuth, „ oder wie das Ding sonst zu nennen ist. Haü„fige und anhaltende Zerstreuungen setzen mich



„ so sehr aus der Fassung, in welcher ich mei„ne Gedanken sammeln kann, heraus, daß
„ auf jene eine Stille folgt, die mir eben so
„ verdrießlich ist als die gänzliche Windstille dem
„ Seefahrer. Alles, was sonst in der Seele
„ sich zu regen pflegt, wird alsdann schlaff, und
„ bleibt es so lang, bis der Geist, durch die
„ Last seiner eignen Trägheit gereizt, sich wie„der aufrafft." — Endlich gab er im Jahr 1769. sein vortreffliches Wörterbuch der schönen Künste und Wissenschaften unter die Presse, ein Werk, ganz den socratischen Grazien gewiedmet „Mit der Hauptsache, schreibt er hierüber an Bodmer, „ bin ich zufrieden; ich
„ bin überzeugt, daß ich die wahren Grundsätze
„ der Kritik gefunden, und jeden Zweig der
„ Kunst, wo ihre besten Früchte wachsen, er„kenne; aber in manchen besondern Artickeln
„ hatte ich bisweilen nicht Zeit, bisweilen nicht
„ Lust genug, jedes Einzelne lange genug zu
„ überlegen, und ich gestehe, daß ich an die„sen Stellen oft die einfachsten und hellesten
„ Begriffe nicht erreicht und den leichten und
„ kernhaften Ausdruck nicht gefunden habe."
Der erste Theil dieses unsterblichen Werkes erschien in dem Jahr 1771. In demselben sind die Musen und Grazien, Geschmack und Philo-

sophie,

sophie, gründliche Begriffe und schöner Vortrag vereinigt; durchgängig wird auf den moralischen Zweck der Künste Rücksicht genommen. Zu gleicher Zeit schrieb er für die Academie psychologische Betrachtungen über den sittlichen Menschen. Im J. 1770. entwickelte er in einer andern academischen Schrift den Begriff von dem ewigen Wesen. Im J. 1771. las er der Academie seine Gedanken über einige Eigenschaften der Seele, in so fern sie mit den Eigenschaften der Materie eine Aehnlichkeit haben, zur Prüfung des Systems von dem Materialismus. — Merkwürdig ist es, daß sein Geist sich mit Betrachtungen über die Todesfurcht bewafnete, da er sich so augenscheinlich dem Tode näherte. Auch aus den tiefsinnigsten Abstractionen wußte er practische Anwendung zu ziehn, und mit gelehrten Nachforschungen blieb immer thätiges Leben verbunden. — In gleicher Zeit trat er in die Chöre der Dramatisten; nicht nur bereitete er des Mercier Deserteur für das Berliner-Theater zu, auch versuchte er zu eben diesem Behuf Shackesspears Cymbellin in ein regelmässiges Stück zu verwandeln. Ein Geschäfft, wozu der Philosoph wenig gemacht schien!



Um diese Zeit hatte Sulzer den ersten Anfall von jener Krankheit, die ihn der Welt raubte. Hirzel erzählt, daß er sich auf einer Reise, die er nach Dresden und Leipzig that, und auch nachher auf seinem Landgut verkältet, und dadurch ein Brustfieber sich zugezogen, das er vernachlässiget habe. Andre Leute erzählen es anders. Die Königinn von Schweden war in diesem Jahr in Berlin; sie ließ Sulzern einst, an einem heissen Sommertag, spät zum Essen einladen; er war schon erhitzt; unglücklicher Weise kam er in einem Zugwind zu sitzen, und jenes unglückliche Fieber war die Folge. Unaufhörlich kränkelte er von dieser Zeit an.

Im December 1771. erhielt er eine Einladung vom Herzoge von Curland nach Mitau, um ihm bey Errichtung eines neuen Gymnasiums beyzustehen; er lehnte die Einladung ab, entwarf aber, Trotz seiner Kränklichkeit, den Plan zu diesem Gymnasium, und bemühte sich eifrig um gute Lehrer für dasselbe.

Im Herbst des Jahres 1773. war er durch Kränklichkeit zu den Geschäfften in der Ecole militaire unvermögend geworden. Itzt wünschte er nur so lange zu leben, bis er seine Theorie

vollen-

vollendet hätte, und diese vollendete er im J. 1774. — Was ihm seinen kränklichen Zustand am beschwerlichsten machte, war, wie er an Herrn Reich schrieb, „der Druck der langen „Weile, da er so viele Tage ganz allein, in sei„ne Stube eingeschlossen, zubringen mußte. — „Es kränkt mich, daß ich in einem Alter, wel„ches eigentlich das göldne Alter so vieler mei„ner Mitbrüder ist, unbrauchbar seyn soll. Ich „fange an, des Lebens überdrüssig zu wer„den." — Sein Zeitvertreib war Netze stricken, womit er künftigen Sommer Fische fangen wollte. Dieser künftige Sommer im J. 1775. kam mit immer zunehmenden Leibesbeschwerden, obgleich sich in den Memoiren der Academie auch noch in diesem Jahr von ihm Arbeiten befinden, nämlich die Abhandlungen über die Unsterblichkeit der Seele, physikalisch betrachtet.

Zur Erleichterung seiner Leibesbeschwerden machte er, auf Hallers Anrathen, eine Reise nach Nizza, wovon das sehr interessante Tagebuch gedruckt ist. Auf dieser Reise erhielt er den letzten Beweis von der Achtung des Königs von Preussen; er ernennte ihn, in seiner Abwesenheit, zum Director der philosophischen Klasse

der



der Academie. — In dem reinern Klima von Italien schien seine Gesundheit zu gewinnen; allein im Herbst 1776. vermehrten sich seine Beschwerlichkeiten.

Am letzten Tage des Jahres 1777. ließ ihn der König von Preussen, nebst Herrn Merian zu sich rufen, und Formey berichtet, daß Sulzer nach ziemlich langer Unterredung mit dem gekrönten Philosophen seinen Freunden gesagt habe, er bestätige von ganzem Herzen Voltairens Urtheil von dem König, den er für den geistreichsten und angenehmsten aller Menschen in der Unterhaltung erklärte. Unter den verschiedenen Gegenständen des Gespräches mit dem Monarchen war die Religion nicht der geringste. Da sie dieser bisher entweder durch orthodoxe Pedanten oder durch leichtsinnige Freygeister nur schief ansehen gelernt hatte, so ward er nunmehr für dieselbe mit Ehrfurcht erfüllt, als ihm Sulzer den wohlthätigen Einfluß des spaldingischen und tellerischen Lehrbegriffs vor Augen gestellt hatte.

„ Den Tag vor seinem Tode, schreibt sein Freund Weguelin, „ redete Sulzer noch mit „ aller möglicher Heiterkeit des Geistes mit sei-
„ nen

„ nen Freunden. Als er einstmals durch hef„ tige Schmerzen darinn unterbrochen wurde, „ stieß er einen Schrey aus, setzte aber gleich „ hinzu: Ach Gott, du bist auch Vater; du „ wirst mir nicht mehr auflegen, als ich tragen „ kann. — Und nun fuhr er ruhig fort. Als „ ihm einer seiner Freunde an diesem Tage „ sagte, er hoffe ihn noch einmal wieder zu se„ hen, antwortete er sehr gesetzt: ja, auch ich „ hoffe es; ohne diese Hoffnung würde das Le„ ben ein elender Traum seyn." — Er entschlief sanft den 25. Febr. 1779. und zeigte bis auf die letzte Viertelstunde Gesundheit und Gegenwart der Seele.

Sulzer hat zwo Töchter hinterlassen. Die älteste ist an den churfürstlich-sächsischen Hofportraitmahler, Graf von Winterthur, verheyrathet; die jüngste verheyrathete sich erst nach dem Tode des Vaters mit Herrn Chevalier, königlichem Mahler in Berlin. An diese letztre war der, aus den Zeitungen bekannte Brief des Herzogs von Curland gerichtet, der hier zum Beschluß eine Stelle verdienet. Er war aus Mitau vom 23. April 1779.

„ Schon

„ Schon lange suchte ich Gelegenheit, Ihrem „ würdigen Vater, dem seligen Herrn Sulzer, „ für die Bemühungen, die er aus Freundschaft „ zu mir übernahm, und für die wahren Vor„ theile, die ihm meine Unterthanen verdanken, „ Beweise meiner Erkänntlichkeit zu geben. Sein „ Tod, ein Verlust, an welchem ich mit Ihnen „ Theil nehme, bringt mich um das Vergnü„ gen, meine Absicht auszuführen. Ich schmeich„ le mir daher, Sie werden mir die Genugthuung „ nicht versagen, und beygehendes Billet, als „ ein Merkmal meiner Achtung annehmen." — Das Billet war eine Anweisung auf tausend Thaler.

Karl Bonnet. *

Derselbe ward im J. 1721. zu Genf gebohren. Seit dem achtzehnten Jahr seines Alters stand er mit Reaumür in ununterbrochenem Briefwechsel;

* S. Dictionnaire encyclop. d'Yverdun, l'article Physiologie. Leuen helvetisches Lexikon, Art. Bonnet. — Dictionnaire de Médecine par Mr. Carrere.

wechsel; frühzeitig ward er ein Mitglied der königl. Societät zu London und des Instituts zu Bononien, auch Correspondent der königl. Academie der Wissenschaften zu Paris. Im J. 1745. erschien sein Traité d'Insectologie; seither von Zeit zu Zeit verschiedene physische und metaphysische Werke; durchgängig mit philosophischer Genauheit auch grammatische Genauheit, mit Hoheit der Gedanken auch Adel des Ausdruckes verbunden; durchgängig auch selbst bey den abstractesten Untersuchungen Hinsicht auf Erweckung warmer, religioser Gefühle. Unter diesen Werken müssen wir vorzüglich die Schrift über die Pflanzen-Blätter, die Betrachtung der Natur, die philosophische Palingenesie, nebst den Untersuchungen des Christenthums, und die Analyse der Seelenkräfte erwähnen.

Bey gänzlichem Mangel historischer Anecdoten, begnügen wir uns, anstatt einer Biographie, folgenden Auszug aus einem Schreiben über Bonnets Character zu liefern.

„Bonnet ist von mittlerer Grösse, ziemlich „beleibt, von gutem Temperamente, obgleich „dieses durch angestrengte Arbeit etwas ge„schwächt scheint. Seine Miene ist offen und

„flößt



„ flößt Zutrauen ein. Ein ganz besonderes Ta=
„ lent hat er, Fragen aufzuwerfen, und durch
„ seine Fragen Ideen zu wecken, die sonst nie=
„ mals erweckt worden wären. Sehr geneigt
„ ist er, von andern das Beste zu denken, und
„ seine Gutherzigkeit ist ohne Vergleichung.
„ Niemals giebt er die Uebermacht seines Gei=
„ stes zu fühlen. Er spricht mit eben so viel
„ Leichtigkeit als Zierlichkeit. So lebhaft und
„ glänzend seine Imagination ist, so wenig
„ schweift sie aus. Keineswegs ist ihm fröhliche,
„ scherzhafte Laune in der Unterhaltung zuwi=
„ der; unvermerkt aber weiß er das Gespräch
„ auf interessante und lehrreiche Gegenstände zu
„ lenken; sein Kopf ist so fruchtbar an wohlge=
„ ordneten Ideen, daß die Unterhaltung mit
„ ihm niemals erschöpft wird.

„ Sein sittlicher Character ist vortrefflich,
„ und er war es von Kindheit auf. Von den
„ gewöhnlichen Ausschweifungen der Jugend
„ blieb er immer verwahret. In jedem mora=
„ lischen Verhältniß, als Sohn, als Freund,
„ als Herr, als Gatte erschien er mit Würde.
„ Die Liebe zur Wahrheit war immer seine
„ herrschende Leidenschaft; ferne von ihm ist
„ jede jener kleinen Leidenschaften, wodurch so
„ vielmal

„ vielmal die grösten Namen entehrt werden;
„ allemal war ihm die Polemik zuwider, in=
„ dem diese die Eigenliebe ins Spiel bringt,
„ wie leicht verschwindt nicht die Wahrheit?
„ In seinem ganzen Betragen ist Bonnet deli=
„ cat und voll Achtsamkeit, wohlwollend und
„ dienstfertig. — Von Jugend auf war ihm
„ die Religion theuer; er studirte sie fleissig, und
„ vielleicht sind wenig Gottesgelehrte, welche
„ mit den heil. Büchern so gut bekannt sind.
„ In denselben liest er täglich einige Stücke,
„ auch wird er sich selten dem öffentlichen Got=
„ tesdienste entziehen, obgleich er wegen seines
„ sehr schwachen Gehöres wenig von der Pre=
„ digt zu verstehen im Stand ist. Er glaubt,
„ durch sein Beyspiel das Volk zu erbauen. Un=
„ terweilen macht er bey sich selber im Stillen
„ religiose Betrachtungen.

„ Seine Bescheidenheit ist aufrichtig, weil
„ er lebhaft von der Schwäche und von den
„ Schranken der menschlichen Vernunft über=
„ zeugt ist. Seine Sanftmuth, seine Heiter=
„ keit, die ununterbrochne Gleichförmigkeit sei=
„ ner guten Laune machen ihn bey jedermann
„ sehr liebenswürdig; wegen seines berühmten



„ Namens erhält er viele, für ihn sehr oft be„ schwerliche Besuche.

„ Ich rede nicht von seinen Werken; aber „ ich kann nicht unerwähnt lassen, daß er auch „ die Werke andrer Scribenten oftmals besser „ durchdenkt als diese selber; indem er ihre Sy„ steme oder Ideen zergliedert, scheinen sie un„ ter seiner Behandlung ein Licht zu bekom„ men, welches ihnen die Urheber selber nicht „ zu geben vermochten.

„ Sein haüsliches Leben ist einfach; seit „ fünfzehn Jahren lebt er das ganze Jahr durch „ auf dem Lande. Des Morgens erwacht er „ früh und arbeitet bis gegen Mittag; er stu„ dirt und componirt nie anderst als auf dem „ Spaziergang; ist er mit einem Stück fertig „ geworden, so dictirt er dasselbe dem Schrei„ ber. Wenn dieser nicht sogleich zur Hand „ ist, so kann er Tage und Wochen lang, was „ er ausgedacht hat, im Gehirne behalten, oh„ ne daß ein Wörtgen oder ein Comma aus dem Gedächtniß verrückt wird.

„ Bekannt ist, daß bey ihm zwey sehr kost„ bare Organen, das Gesicht und das Gehör

„ unge-

„ ungemein geschwächt sind. Er selbst kann we„ der lesen noch schreiben. Da er hiezu frem„ der Beyhülfe bedarf, so erstaunt man, daß er „ bey so langsamem Fortschritt noch so vieles „ zu thun im Stand ist; vielleicht daß eben die„ se Langsamkeit im Fortschritte die Genauheit „ und Eleganz in seinen Ausarbeitungen beför„ dert. Sein Briefwechsel ist ungemein ausge„ breitet und interessant; auch sein flüchtigstes „ Billet verräth cultivirten Styl und Sprach„ richtigkeit.

„ Mit lebhafter Freude ist er bereit, die „ guten Eigenschaften, die er bey andern be„ merkt, ins Licht zu setzen und brauchbar zu „ machen. Weit gneigter ist er zu loben als „ zu tadeln. Ungeachtet er gegen die Kritik kei„ neswegs gleichgültig ist, so wird er selbst beym „ unbilligsten Angriff niemals die Mässigung „ verlieren.

„ Die Methode der Genfer-Academie schien „ seinem Genie wenig günstig; sein Fortgang „ im Studiren war anfänglich sehr langsam; „ ein geschickter Hausinformator brachte ihm „ zuerst Geschmack für die Litteratur bey; die „ Schriften des la Pluche erweckten in ihm



„ den Geschmack für die Naturgeschichte. Ei-
„ nes Tags sah er auf dem Kamin eines seiner
„ Professoren Reaumürs Insecten-Historie; ehe
„ der Professor ins Zimmer trat, las Bonnet
„ aus diesem Werk einige Blätter; auf ein-
„ mal bemächtigte sich seiner eine ähnliche em-
„ pfindung, wie diejenige, welche den Male-
„ branche ergriff, als dieser den Menschen
„ des Des-Cartes durchblätterte. — Von der
„ Vorlesung hörte und verstand der junge Bon-
„ net nichts mehr; beym Weggehn bat er den
„ Professor demüthig, er möchte ihm dieses schö-
„ ne Buch leihen. Der Professor schlug es ab,
„ unterm Vorwand, daß diese Lecture den Stu-
„ denten von seinen andern Studien abhalten
„ würde; auch auf der öffentlichen Stadtbi-
„ bliotheck ward ihm das gleiche Buch verwei-
„ gert; wegen der Kostbarkeit wollte man es
„ keinem jungen Schüler anvertrauen. Auf
„ wiederholtes, dringendes Anhalten erhielt er
„ endlich dieses Werk, er verschlang es, und
„ seither wiedmete er alle seine Zeit und alle
„ Kräfte dem Studium der natürlichen Geschich-
„ te. Er wiederholte einige Beobachtungen und
„ Versuche seines Meisters, und er entdeckte neue
„ Bemerkungen; dieselben theilte er Reaumürn
„ mit; dieser antwortete ihm auf eine Weise,

„ die

„ die den Jüngling in seinen Studien ungemein
„ ermunterte. Seither war Bonnet Tag und
„ Nacht mit seinem Microscope beschäfftigt, und
„ daher kam die Schwäche seines Gesichtes.

Hans Caspar Hirzel.

Derselbe ward gebohren den 21. März 1725. Er hatte das Glück, in der Person seines Vaters, Statthalter Hirzels, das Vorbild republikanischer Tugend zu sehn.

Im J. 1734. hatte dieser würdige Vater den Beruf eines Amtmanns zu Kappel erhalten. Daselbst bekam unser junge Hirzel den ersten Geschmack sowol für die Anmuth der unverdorbnen Natur als auch für landwirthschaftliche Bemühungen. * Von dem grossen Litterator, Inspector Simler, empfieng er Unterricht in der classischen Litteratur. Mit dieser verband er

 durch

* Man sehe die Wirthschaft eines philosophischen Bauern, s. 18. wie auch die neue und vermehrte Auflage vom J. 1774.



durch glücklichen Zufall das Studium der besten Dichter unter den Teutschen. — Nach Beendigung der Amtsverwaltung kam er mit seinem Vater nach der Hauptstadt Zürich zurück. Nunmehr fieng sein bisheriges Naturstudium an, gelehrter und philosophischer zu werden. Um so viel lieber wählte er den Beruf eines Arztes aus, je mehr dieser Beruf unzertrennlich mit der Untersuchung der Natur verbunden ist. — An Chorherr Geßner fand er einen eben so aufgeklärten als treuen Wegweiser. Beym Unterrichte wurden die Schriften eines Wolf, Linne und Boerhaave zum Grunde gelegt. Sehr fleissig übte er sich auf dem anatomischen Schauplatz; im J. 1744. las er daselbst über die Sinnen.

Die Neigung zu den schönen Wissenschaften führte ihn zu Bodmer, den er als seinen Socrates verehrte und liebte. Bey diesem socratischen Lehrer gewöhnte er sich, das Schöne nicht anderst als in Verbindung mit dem Guten zu lieben. Von Bodmern lernte er die ersten Elemente der Staatskunst und der vaterländischen Geschichte; der Unterricht war also beschaffen, daß er das Herz zur Nachahmung jener grossen Alten erwärmte, und nicht bloß die Urtheilskraft schärfte.

Durch

Durch Gleichförmigkeit der Studien gelang es Hirzeln, die hoffnungsvollsten Jünglinge in eine litterarische Conföderation zu vereinigen. Dieselbe trat in schriftliche Unterhaltungen mit ähnlichen Gesellschaften in den benachbarten Kantonen; von ferne leitete Bodmer die Arbeiten der zürcherischen Gesellschaft.

Breitinger, Bodmers Gefehrte in den Bemühungen um die teutsche Litteratur, las den Jünglingen über die Logik und Metaphysik, nach der wolfischen Lehrart; auf solche Weise lernten sie mit dem Geschmack des Schönen den Geschmack des Gründlichen verbinden.

Im J. 1745. gieng Hirzel nach Leyden; daselbst hörte er den Albin, Gaubius und Muschenbroek. Mit äusserster Sorgfalt lernte er von Albin, dasjenige, was die Beobachtung selbst an die Hand giebt, von den abgeleiteten Folgerungen unterscheiden. Gaubius war in der Chymie, was Albin in der Physiologie und Muschenbroek in der Naturlehre. — Im J. 1746. nahm unser Hirzel den Gradum an; er vertheidigte eine von ihm selbst verfertigte Streitschrift: Ueber den Einfluß eines heitern Gemüthes auf den Körper, sowol in gesunden Tagen, als auch



besonders zur Zeit epidemischer Seuchen. Bey diesem Thema verband er seinen Hang für das Studium der practischen Philosophie mit der Arzneykunst.

Durch Vermittlung des sel. Pfarrer Weissen von Regenstorf fand er in Potsdam bey Hofrath Arndts, Stadtphysicus und Arzt bey der Garnison und beym Waisenhause, alle Gelegenheit, seine gesammelten Känntnisse in der Ausübung zu zeigen. Arndts war ein sehr glücklicher und verständiger Arzt; grossentheils folgte er der einfachen Heilart seines Schwiegervaters, des berühmten Stahls. Als ein guter Beobachter machte er den Schüler auf die wesentlichen Kennzeichen der Krankheiten aufmerksam, zugleich übte er ihn in seiner einfachen Heilart. Hirzel lernte da, wie man auf ungleichem Wege zu demselben Zweck geführt wird, und wie überhaupt die Natur in Heilung der Krankheit zum besten Leitfaden dienet. Was er in Boerhaven Schule gelernt hatte, heiterte den Begriff von jenen Stahlianischen Naturtrieben auf.

An Arndts Schwager, Stahls würdigem Sohne, fand Hirzel einen Herzensfreund und das Vorbild eines großmüthigen Weisen. Je

begü-

begüterter er war, desto mehr war er um edle Anwendung des Reichthums besorgt; in der Stille verbreitete er, gleich einer unsichtbaren Gottheit, thätiges Wohlwollen — junges Verdienst munterte er, und tröstete leidendes; sein Haus war ein Tempel der Fröhlichkeit; jedem Rechtschaffnen war es offen; Gelehrte und Künstler fanden da den ächten Freund und den aufgeklärten Kenner. Allemal sprach Hirzel mit Entzücken von jenen seligen Stunden, die er in dem Umgange dieses Mannes genossen hatte; dem Kopf und Herzen empfahlen sich hier die vorzüglichsten Känntnisse mit den tugendhaftesten Gesinnungen unter dem bezaubernden Schleyer eines weisen Epicuräismus.

Auf der Reise nach Potsdam fand Hirzel in Magdeburg seinen Sulzer * wieder, mit dem er im J. 1742. eine helvetische Bergreise gemacht hatte. Sulzer begleitete ihn zu dem Magister Lange in Laubingen. In dieser poetischen Gegend ward Hirzel wieder von seiner jugendlichen Muse begeistert. Magister Lange hatte eine Gemahlin, mit welcher er das unschuldigste Schä-

 ferleben

* Man sehe Sulzers Leben, welches Hirzel so vortrefflich beschrieben hat.



ferleben führte. Hier glaubte sich Hirzel in Arkadiens goldene Tage verzaubert. Mit ihm unterhielt lange hernach einen poetischen Briefwechsel und setzte ihn in die Freundschaftsrechte des seligen Pyra, mit dem er an Herz und Genie so nahe verwandt war. — Durch Langen war Hirzel mit Kleist in Bekanntschaft gerathen. Dieser versüßte ihm seinen Aufenthalt in Potsdam. Hier sah er, wie Kleists bestes Werk, wie sein poetischer Frühling aus der Dämmerung hervorgieng und auf dem teutschen Parnasse die Morgenröthe des guten Geschmackes ankündigte. — Dieselbe Uebung, welche Hirzels medicinischen Beobachtungsgeist schärfte, schärfte auch überhaupt seinen allgemeinen Beobachtungsgeist; in Erholungsstunden richtete er seine Aufmerksamkeit sehr gerne auf die Semiotik der Seele und des Genies. Mit psychologischer Vorhersehung errieth und beförderte er die Entwicklung noch schlummernder Talente, auch alsdann, wenn sie dem Besitzer noch unbekannt waren. Hirzel erschien in einem Zeitalter, wo noch nicht völlig bezwungne Barbarey die bessern Köpfe gegen ihren bleyernen Zepter empöret — wo jeder, beym Gefühl eigner Stärke, mit enthusiastischer Theilnehmung dem andern hülfreiche Hand beut, — wo keiner dem andern, wie etwann seither, nach

Vermeh-

Vermehrung ihrer Anzahl und Schwächung ihres Genies, eifersüchtig und hämisch im Weg steht. — In Kleistens vertraulichem Umgang lernte Hirzel, was wahre Freundschaft, was ächter Geistesadel, was practische Lebensphilosophie auf Bildung des Herzens und Glück des Lebens vermögen. Zwischen beyden ward der innigste Briefwechsel bis zu Kleists Heldenende fortgesetzt. Kleist hatte ihn mit Spalding und Gleim bekannt gemacht. Jener verstand die Kunst, die Grundsätze und die Methode eines Gegners des Christenthums, eines Shaftesbury, so anzuwenden, daß dadurch das Christenthum desto ehrwürdiger erscheint. Dieser, nämlich Gleim, war der erste, welcher die Teutschen in griechischem Geschmack tändeln, und unterm Tändeln edles Gefühl in die Seele zu giessen gelehrt hatte.

Stahl führte Hirzeln in den Kreis seiner Bekannten; unter denselben befanden sich seine beeden Schwäger, Buchholzen, die sich um Brandenburg so verdient gemacht hatten. In dieser Gesellschaft lernte Hirzel die bewundernswürdige Staatsmaschine kennen, die Wilhelms grosser Muth entworfen und Friedrichs Genie vervollkommnet hatte. Verschiedene, einzelne Genien



nien wenden in besondern, engen Kreisen die mannigfachen Talente an, die sich in einem Punkte vereinigen; eine grössere Zahl derselben vereinigt sich wieder in einem allgemeinern Punkte, und alles faßt endlich das königliche Genie unter den Gesichtspunkt des gemeinen Besten zusammen. Damals zeigte sich Friedrich in seinem grösten Glanze, nach Schlesiens Eroberung; er reutete die Chikane aus, ermunterte den Feldbau, errichtete neue Manufacturen und baute Sans Soucis, um in Gesellschafter todter und lebender Weisen, in einigen Ruhestunden sich selber zu leben.

In Berlin lernte Hirzel Sacken, Potten, Ellern, Lieberkühnen, Albins Nebenbuhler in der feinen Zergliederung kennen: In Potsdam sah er die berühmten Wundärzte und ihre Operationen beym Leibregiment und bey dem Regiment Prinz Heinrichs.

Im J. 1747. kam Hirzel wieder in sein Vaterland zurück. Sogleich ward er der neuerrichteten, naturforschenden Gesellschaft in Zürich. An der Seite eines Heideggers, nachmaligen Bürgermeisters, wie auch des berühmten Chorherr Geßners zu arbeiten, war für ihn das angenehmste

genehmste Geschäffte. Unter solcher Aufsicht blühte die Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigem Einfluß der zürcherische Landbau eine weit glücklichere Gestalt annahm. Seither ward Hirzel zum Vorsteher der engern Gesellschaft oder der Landwirthschaftlichen Committee erwählet.

Im J. 1748. verheyrathete er sich mit Jungfer Anna Maria Ziegler, einer Tochter des Rathsherr Zieglers. In seiner Gattinn fand er die tugendhafteste Freundinn. — Von Natur der lebhaftesten Eindrücke fähig, in gleichem Grade für das Unangenehme des Lebens wie für das Angenehme empfindsam, ein eben so feuriger Hässer des Bösen als eifriger Verfechter des Guten, mußte es ihm ungeachtet seiner gefälligen Gemüthsart und frölichen Laune, insonderheit bey der Menge drückender Geschäffte, an Gelegenheit zum Verdruß und zum Kummer nicht immer fehlen. Den wohlthätigen Einflüssen der Philosophie und einer gelaüterten Religion hatte er den Sieg über seine Leidenschaften zu danken; wie leicht mußte ihm nicht dieser Sieg werden, da diese Religion und Philosophie unter dem Reize der ehlichen Liebe, unter der Mine einer zärtlichen und sorgsamen Gattinn jedes kleine

Gewit=



Gewitter verwehte! Auch erkennt er den Werth eines solchen weiblichen Genius, und nach 34. Jahren ist ihm seine Gattinn noch eben so theuer wie an dem ersten, hochzeitlichen Tage. Ihm gebahr sie dreyzehn Kinder; davon sind noch sechse am Leben, und von einer Tochter die im Wochenbett starb, ein hoffnungvolles Kind.

Immer mit den besten und weisesten Menschen umgeben, mußte er nothwendig auch selber weise und tugendhaft werden. Zwar hatte er einen starken Hang zur Trägheit und Gemächlichkeit zu bekämpfen; hiezu kam noch ein schwaches Gesicht, das ihm das Lesen und Schreiben bey Tage mühsam, und des Nachts beynahe gänzlich unmöglich machte. Diese natürlichen Hindernisse zu geschäfftigem Leben überwand das allgemeine Wohlwollen und jene warme Menschen- und Bürgerliebe, die alle seine Handlungen beseelten. Wenn wir ihn in seiner ausgebreiteten Thätigkeit, als Mensch, als Hausvater, als Arzt, als Mitglied der Regierung u. s. w. betrachten, so begreifen wir nicht, wie es ihm möglich gewesen, in seinen seltenen Erholungsstunden grössere Werke hervorzubringen als mancher, dessen Beruf und Hauptgeschäfft die Litteratur ist. Für keine Wissenschaft hatte er aus-

schlies-

schliessende Neigung; alles Wißbare reizte ihn gleich stark; für jeden grossen Mann in jedem Fache war seine Seele mit Hochachtung erfüllet. Wenn er Schriftsteller worden, so geschah es allemal bey besonderer Gelegenheit und zu besonderer Absicht; nicht blos als Cabinets- oder Catheder-Gelehrter, vielmehr als Mensch und als Bürger war es, daß er die Feder zum Schreiben ergriff, und so ward er Autor, wie es die römischen und griechischen Klassiker geworden — eben deßwegen finden wir in seinen Schriften das Gepräg der Menschheit und des Patriotismus; in denselben athmet populäre, socratische Weisheit, immer genau angepaßt auf Zeit, Ort und Personen, ganz von jenen Schul-Chrien und Gemeinplätzen schriftstellerischer Mietlinge verschieden.

Dichtkunst war sein Labsal; bey ausserordentlichen Empfindungen machte er seinem Herzen Luft, indem er dasselbe in Gedichte ergoß; daher kömmt es, daß sich diese durch das Individuelle und Originale, durch immer neuen und eigenthümlichen Schwung unterscheiden. Voll von Ideen und Bildern, fortgerissen von dem kühnen, poetischen Strome, fehlte es dem Verfasser an Zeit und Geduld, lange an dem Rhyt-

mus



mus zu feilen. Nicht Kunst, nicht Autorsucht, sondern das Herz allein war es, welches sein Genie regierte. So entstanden die Empfindungen des Frühlings im J. 1750. durch die Freude veranlasset, die ihm Kleists Gedicht verursachte — so die Empfindungen bey Betrachtung der Schöpfungswerke im J. 1751. — so die Seligkeit ehlicher Liebe im J. 1755. bey der glücklichen Verbindung seines Bruders. — Andere Gedichte, sowol von lyrischer Gattung als in dem Geist der horazischen Episteln scheint er aus einer für das Publicum nachtheiligen Bescheidenheit im Pult zu vergraben.

Im J. 1748. hielt er die Sommervorlesungen de vera ad felicitatem via.

Mit dem berühmten Salomon Geßner gerieth er nicht nur in genaue Bekanntschaft, sondern genoß auch seines täglichen Umgangs. Dadurch bekam er Gelegenheit, Geßners poetisches und malerisches Genie gleichsam vom Keim, von der Knospe an bis zur Entwicklung zu beobachten. Das Schreiben über die Annehmlichkeit der Zergliederungskunst, welches dem Krito einverleibt ist, enthält die Geschichte der Spaziergänge mit diesem aufblühenden Genie.

So

So unwiderstehlich indessen Hirzels Hang für die schöne Litteratur war, so machte er sich immer heilige Pflicht daraus, diesen Hang seinem jedesmaligen Amte unterzuordnen. Im J. 1751. ward er zu einem Unter-Stadtarzt erwählet, zugleich ward er Mitglied des Sanitätsrathes; seither führte er bey den medicinischen Räthen, welche bey Menschen- oder Viehseuchen mitgetheilt wurden, bald allemal die Feder. Mehrere dieser Räthe sind durch den Druck bekannt gemacht worden. Im J. 1757. ward er von der Regierung zu einer Committee gezogen, welcher wir eine bessere Einrichtung der Wundgeschau oder der oberkeitlichen Anstalten zur Besorgung armer Patienten zu danken haben. Auch ward Hirzel zu einer andern Committee berufen, die er selbst veranlasset hatte, um auf den Fall ansteckender Seuchen ein Lazareth in Bereitschaft zu haben. Würklich ward das Haus am Sellnau dazu eingerichtet; als es einige Jahre hernach abbrannte, ward das in Wiedicon liegende Landgut im Schimmel zu diesem Gebrauche gewiedmet; der dabey sich befindende Garten ward zu landwirthschaftlichen Versuchen für die naturforschende Gesellschaft bestimmet. Im J. 1757. erhielt Hirzel wegen seiner gemeinnützigen Bemühungen eine Vermehrung seines Einkommens;



mens; im J. 1761. ward er zum Oberstadtarzt erwählt; damit erhielt er den Vorsitz bey der Wundgeschau, auch ward ihm die Prüfung der Wundärzte und Hebammen nebst der Besorgung des Spitals aufgetragen.

Um diese Zeit erhielt er von Tissot das angenehme Geschenk von seinem medicinischen Avis au peuple. Dieses gemeinnützige Werk übersetzte er; in einer Einleitung schildert er den Character des wahren und falschen Arztes durch solche Kennzeichen, welche auch einen Fremdling in der Arzneykunst ohne Mühe zu geschickter Auswahl eines Arztes bestimmen.

In Betreff der Hebammenordnung fand er, vorzüglich auf der Landschaft, sehr gefährliche Mißbraüche und Mängel. Daher machte er es sich zur Pflicht, wöchentlich zwo Stunden unentgeltlich dem Unterricht der Hebammen zu wiedmen. Da diese Unterweisungen schlecht besucht wurden, wandte er sich an die hohe Regierung; im J. 1774. ward also die oberkeitliche Verfügung getroffen, daß alle Dorfschaften Hülfshebammen wählen und solche in ihren Kosten in der Nähe der Stadt für einen Monat

unter-

unterhalten sollen, damit sie dem Unterricht desto besser abwarten können.

Bey der chirurgischen Prüfung sah er oft mit Bedauren, daß, aus Mangel der nöthigen Glücksgüter, die jungen Wundärzte nur den Barbierstuben nachgehen — darum trug er den geschwornen Meistern unter den Wundärzten vor, das Gesetz wegen Wanderschaft der Landschärer dahin abzuändern, daß ein Aufenthalt in der Stadt ihnen für die Wanderzeit dienen sollte. Auch ward dieses genehmigt. Im J. 1754. ward einem anatomischen Demonstrator ein oberkeitliches Gehalt geordnet und eine Committee niedergesetzt zur beständigen Aufsicht über dieses Institut. Von Hirzeln ward dieses erneuerte Institut inaugurirt.

Im J. 1764. hatte er angefangen, seinem Sohn in der Arzneykunst Anleitung zu geben. Bey sonst überhaüften Geschäfften bediente er sich hiezu der früheſten Morgenstunden. Schon über ein Jahr hatte er ihn zu den Besuchen in dem Spital mit sich genommen; ihn ließ er alle Symptomen der Krankheiten aufzeichnen, dictirte ihm die vorgeschriebnen Arzneyen, ließ ihn ihre Würkung bemerken und aufzeichnen; diese

empyrische Känntniß der Krankheiten und ihrer Heilart ward alsdann durch nachherige Kunsttheorie aufgeheitert. Bey den Vorlesungen über die Physiologie legte er Hallers primas lineas — über die Pathologie und über die übrigen Theile der Arzneywissenschaft, Boerhaaven und Gauben, — über die ausübende Arzneykunst Boerhaavens Aphorismen und Home's Grundsätze zum Grunde. An diesen Vorlesungen ließ er mehrere Studiosos Antheil nehmen, die ihn auch bey seinen Spitalbesuchen begleiteten. Diese für ihn angenehme Beschäfftigung setzte er einige Jahre fort, und er hatte das Vergnügen, geschickte Aerzte unter seinen Schülern aufwachsen zu sehen.

Als grosse Aufmunterung in seinen Studien erkennte Hirzel die Freundschaft des Leibarztes Zimmermann. Mit diesem wechselte er vom J. 1757. bis zum J. 1770. da er nach Hannover berufen worden, alle Wochen regelmässig Briefe. In diese ergossen sich Kopf und Herz; beyde theilten einander ihre Lecture, ihre Erfahrungen, ihre innersten Herzensgedanken mit.

Im J. 1761. entschloß sich die naturforschende Gesellschaft, einen Band ihrer Abhandlungen heraus zu geben. Diesen wurde Hirzels

Einwey-

Einweyhungsrede von dem Einfluß der naturforschenden Gesellschaften, besonders auch der zürcherischen Gesellschaft beygefügt. In dem gleichen Bande befindt sich Hirzels Beschreibung eines bösartigen Pockenfiebers, wie auch die erste Ausgabe der Wirthschaft eines philosophischen Bauers; auf diese Ausgabe folgten mehrere mit wichtigen Zusätzen — auch Uebersetzungen in verschiedenen Sprachen. Der vermehrten Ausgabe vom J. 1774. sind einige Briefe an gelehrte Freunde angehängt. In diesen Briefen befinden sich neue Nachrichten zur Beleuchtung des moralischen sowol als des wirthschaftlichen Characters seines philosophischen Landmanns; so denn die Geschichte von den Bemühungen der ökonomischen Gesellschaft zur Aufnahm der zürcherischen Landwirthschaft. An Aufnahm derselben hatte unser Hirzel nicht geringen Antheil, da er von Anfang an zum Präsidenten bey den Unterredungen mit den Landleuten verordnet und im J. 1770. zum Vorsteher der öconomischen Commission ernannt worden. Auch hat man ihm die Dorftabellen zu danken, die zur Känntniß der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft veranstaltet worden. Seine landwirthschaftlichen Bemühungen brachten ihm auch die Ehre zuwegen, daß er im J. 1763. von der

öconomischen Gesellschaft in Bern, und im J. 1766. von der königl. Societät zu Metz den auswertigen Mitgliedern beygezählt worden.

Im Maymonat 1762. wohnte er in Schinznach einer freundschaftlichen Versammlung bey? Hiebey gab er Anlaß zur Stiftung der helvetischen Gesellschaft; auch ward er zum ersten Vorsteher erwählet. Ein Jahr hernach erhielt er von dieser Gesellschaft den Auftrag, dem Doctor Zellweger in Trogen für eine von ihm eingesandte Abhandlung zu danken. In gleicher Zeit aber starb dieser würdige Patriot und freydenkende Philosoph; Hirzels Zuschrift an ihn ward also in ein Denkmal dieses Mannes verwandelt. Dieses und andere Denkmale, die man den verstorbenen Mitgliedern der helvetischen Gesellschaft errichtete, erweckten bey dem erlauchten Bürgermeister Ott den patriotischen Wunsch, daß man auch verdienten Eidgenossen ausser dem Kreise dieser Gesellschaft solche Denkmale aufrichten möchte. Hirzel wählte sich Hans Blaarer von Wartensee; diesen erhabenen Staatsmann hatte er von Jugend auf persönlich beobachtet; er freute sich, Anlaß zu haben, seinen jungen Mitbürgern in der Geschichte eines Mannes, dem jeder mußte Gerechtigkeit wiederfahren lassen,

sen, das Bild eines ächten, zürcherischen Patrioten zu zeigen, und zwar zu einer Zeit, da eine politische Schwärmerey schädliche Folgen für das Vaterland befürchten ließ.

Im J. 1763. ward Hirzel in den grossen Rath erwählet; mit dieser Ehre übernahm er neue Pflichten; um dieselben treu und geschickt zu erfüllen, durchlief er in den ihm übrigen Stunden die vaterländischen Geschichte und Gesetze; auch hatte er das Glück, bey verschiednen Anlässen das Zutrauen seiner Mitbürger zu gewinnen. Er ward zu vielen sowol beständigen als zufälligen Kommissionen geordnet. — In gleichem Jahr ward er zum Beysitzer der Synode erwählet; dieses gab ihm Gelegenheit, unter der Geistlichkeit eine Menge gelehrter und würdiger Männer kennen zu lernen; zugleich ward er dadurch veranlaßt, des Inspector Simlers, seines ehmaligen, innigst geliebten Lehrers, academische Rede, von der brüderlichen Liebe unter den Gliedern unsrer Kirche in dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, zu übersetzen; dieser Rede ist Conrad Geßners letzter Wille beygesetzt worden.

Kaum war Hirzel in den grossen Rath erwählt worden, als man ihn dem neueingerichteten Tribunal beygesellte, welchem die Aufsicht über die äussern Sitten anvertraut ist; auch bediente sich seiner die Regierung bey Errichtung eines Polizeygesetzes für das Landvolk. — Das folgende Jahr ward er in die Commission verordnet, welche die Erbauung des Waisenhauses und die Einrichtung des Zuchthauses besorgte. Ebenfalls ward er ein Mitglied der Commissionen zu besserer Einrichtung der Aemter-Rechnungen, zur Untersuchung der oberkeitlichen Zehntenrechte, zur Verbesserung der Waldungen, zur Verbesserung der Schulen u. s. w. Die Stiftung der Kunstschule gab ihm Gelegenheit zur Verfertigung einer katechetischen Anleitung der gesellschaftlichen Pflichten, welche in der Kunstschule zum Grunde der Unterweisung gelegt wird; auch ward er den hohen Kuratoren dieses gemeinnützigen Instituts beygeordnet; so unermüdet als er vormals an dem Entwurf desselben gearbeitet hatte, eben so sehr war er seither um seine Erhaltung und Aufnahme bemühet.

Unter vielerley Geschäfften schrieb er in einigen Erholungsstunden den philosophischen Kaufmann, Fragment eines grössern Werkes, welches

ches er nicht fortgesetzt hat. — Besonders wichtig sind seine beyden neuesten Werke, das eine Sulzers, — das andre Heideggers Leben. Zu Verfertigung dieser unsterblichen Denkmale war er um so viel fähiger, da er mit diesen beeden Männern sehr vertraulich gewesen. Für das vorzüglichste Glück schätzte er seine zahlreiche Bekanntschaft mit grossen und edeldenkenden Menschen. Mit bescheidenem Selbstgefühl sagte er oftmals, daß, wenn er etwas Gutes vollbracht habe, solches als Zurückprellung der Einsichten und Handlungen, die ihn in seinen Freunden gerührt hatten, anzusehen seyn müsse.

Im J. 1778. ward er durch freye Wahl in den täglichen Rath aufgenommen; bald darauf ward er dem Kirchenrath oder dem Collegio Examinatorum beygesellet. Durch den Beysitz in diesem Collegium erhielt er die beste Gelegenheit, nach Herzenswunsch für Ausbreitung geläuterter Religion und für den öffentlichen Unterricht in der Stadt und auf dem Lande, in höhern und niedern Schulen, zu sorgen. — Im J. 1780. ward er zum Mitgliede der neuerrichteten, oberkeitlichen Committee zur Beförderung des Landbaus erwählet. Ausser vielen andern wandelbaren Commissionen, wohnt er

auch den vieljährigen Berathschlagungen über die Erneuerung des französischen Bundes und über die genferischen Streitigkeiten bey. —

Johann Georg Zimmermann.

Ward im J. 1728. in Brugg einer Munizipalstadt von Bern gebohren. Er legte in der Schule zu Bern den Grund seiner Studien, und reisete von da nach Göttingen, um unter Hallern die Arzneykunst zu studiren. Dieser grosse Mann, der jedem guten Schüler gerne beystand, schenkte Zimmermann, dessen Fähigkeiten und Fleiß ihn bald einnahmen, seine ganze Liebe: Er nahm ihn in sein Haus auf, und leitete den Liebling mit väterlicher Hand auf der gefährlichen Bahn. Hier hatte Zimmermann das Glück Augenzeuge der glücklichen grossen Versuchen und Untersuchungen zu seyn, mit denen Haller in der Anatomie und Physiologie Epoche machte: mußte dann nicht bey einer solchen Erziehung das junge Genie zum Mann, zum grossen nützlichen Arzt anwachsen!

Die

Die Abhandlung über die Reizbarkeit, welche er bey seiner Beförderung zur Doctorwürde in der Arzneykunst im J. 1751. in Göttingen herausgab, verschaffte ihm schon beym Antritt der Schriftstellerbahn einen grossen Platz unter den theoretischen Aerzten.

Er kam darauf in seine Vaterstadt zurück, welcher er in der ausübenden Arzneykunst wichtige Dienste leistete, wodurch er seinen Ruf in diesem Fache durch einen grossen Theil der Schweiz ausbreitete.

Doch war diese Sphäre für einen so thätigen Mann zu klein, er füllte manche Stunde mit Bearbeitung wichtiger Schriften, und mit einem ausgedehnten, für seine Freunde so wichtigen als erquickenden Briefwechsel aus.

Im J. 1768. folgte er einem Ruf als königl. Großbritannischer Leibarzt nach Hannover; wo sich ihm eine weitere Bahn als Arzt zu wirken, durch den nördlichen Theil Teutschlands eröffnete. Eine ununterbrochene Zerstreuung, welche ihm sein unermüdeter Fleiß verschaffte, ist und war immer das Mittel, den Kummer zu mildern, den das härteste Schicksal, das ihn mit

dem

dem Tod seiner Geliebten, die ihm alles war, und die er im J. 1770. verlor, auf eine traurige Weise zu verfolgen anfieng, ihm machte. Eine Reihe von Ungemach mußte seinen philosophischen Muth immer mehr stärken. Im Junius 1771. reiste er nach Berlin, um durch die geschickten Hände des Herrn General-Chirurgus Schmukers und Herrn Professor Meckels seine sinkende Gesundheit wieder zu erhalten. Mit philosophischer Standhaftigkeit unterwarf er sich einer schmerzhaften Operation, die ihn baldigen Tod oder Gesundheit erwarten liesse; bey der Operation selbst war er so mannlich, daß er, ungeachtet der peinlichsten Schmerzen, mit seinen Wund-Aerzten über seine Umstände sprechen, sie ermuntern und leiten konnte. Das Gebet seiner Freunde und vieler Hunderten, die dem grossen Mann ihre Gesundheit, ihr Leben dankten, brachte Segen für ihn; die Vorsehung schenkte ihnen von neuem den lieben Freund, den treuen Arzt. Während seines Aufenthalts in Berlin genoß er das Glück einer Unterredung mit dem Grossen Friderich; eine Ehre für einen teutschen Gelehrten, die Herrn Zimmermann mit Recht schmeichelte. Gesund empfiengen ihn in Hannover seine Freunde wieder, und nun lebt er noch

da

da in steter Geschäfftigkeit seinen Nebenmenschen in Palästen und verlaßnen Winkeln zu helfen.

Seine herausgegebnen Schriften sind.

Das Leben des Herrn von Haller, 1755.

Betrachtungen über die Einsamkeit, 1756. von welchen in Leipzig im Jahr 1773. eine neue umgearbeitete Ausgabe erschienen.

Vom National-Stolz, die im J. 1758. und hernach 1768. vermehrt und verbessert heraus gegeben worden.

Von der Erfahrung in der Arzneykunst, 1763.

Von der Ruhr, 1767.

Und verschiedene Beyträge in periodische Schriften, besonders das Hannoverische Magazin 1779. sind Zeugen eines hellen philosophischen und medicinischen Beobachtungs-Geistes, und einer weiten Belesenheit — Stärke des Ausdrucks, poetische Lebhaftigkeit, Laune, und reiner Witz, der bisweilen zur scharfen Satyre wird, machen seine Schriften allgemein gefällig und nützlich.

Ein



Ein teutscher Verfasser (siehe, Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten, Berlin 1781. erster Band seite 304.) sagt von ihm „ in sei„ nem ganzen Vortrage herrscht Ordnung und „ Bündigkeit; sein Styl ist mehr blühend und „ geschmückt als präcis; die Fülle seiner Em„ pfindungen reißt ihn einige mal zu poetischen „ Ausdrücken fort. Durch die stete Befeilung, „ da er mit rühmlicher Selbstverlaügnung oft „ die witzigsten und beredtesten Stellen wegtilg„ te, die mehr schimmernd, als lehrreich wa„ ren, haben seine Schriften nach und nach „ einen hohen Grad von Correctheit und Rei„ nigkeit erhalten, der von classischem Geschma„ cke zeugt.

Schade, daß dieser belehrende Schriftsteller, zwar durch ausgedehnte Ausübung seines Berufs und öftere Reisen aus Pflicht, so sehr von Schriftstellerarbeit entfernt worden ist! wie viel Nutzen könnte er als lehrender Arzt stiften, wie vielen Stoff fände sein Witz mit Lachen die Menschen Weisheit zu lehren, und von schädlichen Abwegen auf die rechte Strasse des wahren Glücks zu leiten!

Isaac

Isaac Iselin.

Iselin ward den 7. März 1728. in Basel gebohren. Sein Vater war ein Handelsmann; seine Mutter Anna Maria Burkhardt, eine Tochter des Rathsherrn Christoph Burkhardts. Wegen der fatalen Umstände seines Vaters, ward der junge Iselin ausser dem väterlichen Hause von seiner Mutter und Großmutter erzogen. Frühzeitig ward er von diesen beeden vortrefflichen Frauen zur Weisheit und Tugend gebildet. Die Mutter insonderheit war eine der rechtschaffensten und aufgeklärtesten Damen. Ihr einziger Fehler war eine ausserordentliche Empfindlichkeit und ein allzugrosses Mißtrauen in die Gesinnungen der Menschen. Diese Gemüthsart war eine Folge nicht blos ihres Temperamentes, sondern auch verschiedener Uebel, die sie eben in demjenigen Alter auszustehn hatte, in welchem der Character feste Bestandheit zu bekommen anfängt. Aller Orten sah die zärtliche Mutter Gefahr der Verirrung für ihren einzigen Sohn; daher kam es, daß dieser sich eine Art von Schüchternheit zuzog, die ihm in der Jugend ein etwas pinselhaftes Aussehn gab, das er hernach

nicht

nicht ohne Mühe abzulegen im Stand war.

Dem Doctor Linder, seinem ersten Lehrer in den Studentenjahren, glaubte Iselin am meisten zu danken zu haben. Ungeachtet die Gelehrsamkeit dieses Mannes ziemlich unbedeutend gewesen, so fiel er doch glücklich auf den Einfall, seinem Schüler nebst Quintilians Schriften des Heineccius Elementa Styli cultioris und Winklers Anfangsgründe der wolfischen Philosophie zu erklären. Diese Schriften und Gottscheds vernünftige Tadlerinnen brachten dem jungen Menschen den ersten Geschmack für Philosophie und schöne Litteratur bey; nachher fielen ihm Wolfens eigne teutsche Schriften in die Hand; mit Entzücken las er desselben vernünftige Gedanken von Gott, von der Seele des Menschen und von der Welt. Des Morgens studirte er diese und ähnliche Schriften mit seiner verehrungswürdigen Mutter; des Abends mit seinem Herzensfreunde, dem Obrist Frey. Dieser letztre machte ihn mit der französischen Litteratur bekannt. So sehr sichs einige unsrer teutschen Schöndenker angewöhnt haben, die französischen Schriftsteller verächtlich anzusehn, so glaubte Iselin immer, daß sie für die Teutschen eben

so

so wichtig seyn, als es z. B. die Griechen für die Römer gewesen.

Ziemlich jung ward er mit Spreng, dem Uebersetzer der Psalmen, bekannt; diesen Mann suchte er als grossen Poeten: Von demselben aber lernte er blos das Mechanische der Dichtkunst. Die ächten, poetischen Schönheiten, die Erfindung, die Zusammenordnung der Theile, die Oekonomie des Ganzen, die Auswahl der Farben und Bilder, das glückliche Mittel zwischen Verschwendung und Dürftigkeit im Ausdruck, die moralische Würkung u. s. w. — alles diß ward wenig in Betrachtung gezogen. Immerhin wagte es der junge Lehrling Verse über Verse zu schmieden; mehr als einen Band von solchen hatte er seither den Flammen geopfert, und von allen seinen poetischen Versuchen ward nicht mehr als ein einziger Bogen gedruckt. Durch dergleichen Uebungen indeß erwarb er sich jene Leichtigkeit des Styls, die man in seinen Schriften bemerkt.

Spreng brachte ihn in Bekanntschaft mit einem gewissen Herrn Beck von Thun, der nachher (wo ich nicht irre,) als preussischer Kriegs- und Domainenrath gestorben ist. Dieser da-

mals noch sehr junge Mann hatte weit mehr poetisches Genie als Spreng, dessen Schüler er in der Ferne war; er lebte nämlich niemals in Basel, sondern schickte Sprengen dahin seine schriftlichen Versuche. Zwischen diesem Jüngling und Iselin entstand ein freundschaftlicher, litterarischer Wetteifer. Noch weit mehr hatte Iselin dem berühmten Rhätier, Ulysses von Salis, zu danken, diesem nachherigen Eiferer für die Beförderung des Erziehungswesens. Derselbe besaß eine reiche und starke Einbildungskraft; jener feurige Muth, der ihn seither bey so vielen, wichtigen, politischen und litterarischen Unternehmungen begeisterte, belebte schon damals sein aufblühendes Genie. Electrisch theilte die Flamme sich mit und ergriff seine Freunde. Schon war er durch die Bekanntschaft Vater Bodmers und einiger junger Gelehrten in Zürich mit den ächten Grundsätzen der Philosophie und Critik vertraulich geworden. Durch ihn gerieth Iselin in gleiche Bekanntschaft. Unter anderm verschaffte er ihm den Briefwechsel mit einem jungen Gelehrten in Zürich, dem nachherigen Pfarrer Schinz in Altstetten. Auch ward er, gleich diesem und mehrern andern Zeitgenossen, von dem Fieber der anacreontischen Muse ergriffen; eine Krankheit, welche Hirzel

sehr

sehr wohl die Kinderpocken des helvetischen Witzes genannt hat.

Durch das Beyspiel andrer junger Genien in Bern und in Zürich erwachte auch in Iselin jener enthusiastische Stiftungsgeist. Nebst einigen Freunden errichtete er eine gelehrte Gesellschaft, zu deren Vorsteher er sich aufwarf; dieselbe daurete aber nicht lange.

Als die Zeit zur Erwählung einer Berufsart herannahte, entschloß er sich, ohne daß seine Mutter ihn weder aufforderte noch hinderte, ganz den Wissenschaften zu leben. In dem Studium der alten, classischen Litteratur genoß er, ausser Andreas Linders Handleitung, den Unterricht des Antonius Birrs. — Fleissig besuchte er Thurneysens Vorlesungen über die Vernunftlehre und Redkunst, über die Sittenlehre, über das canonische Recht und über die Pandecten. In der Meßkunst hörte er den Johann Bernoulli; indeß beschäfftigte er sich mit den mathematischen Wissenschaften nicht sehr, da ihm andre Lieblingswissenschaften ganz alle Zeit wegnahmen. Bey Andreas Weyß, nachherigen Professor in Leyden, nahm er Unterricht in dem Naturrecht. Nicht so fast aus besonderer Neigung,



als vielmehr um sich einen Stand zu verschaffen, legte er sich nunmehr auf die Jurisprudenz. Er begab sich nach Göttingen, wohin er vorzüglich durch den Namen eines Simonetti hingelockt wurde. Bey diesem studirte er die Vernunftlehre. Der methodische und fast mechanische Gedankengang seines Wolfianismus sollte bey dem Jüngling den Mangel mathematischer Känntnisse und Uebungen ersetzen. — Ein andrer seiner Lehrer in Göttingen war Hofrath Schmaus, welcher dem Wolfianismus eben so sehr zuwider, als hingegen Simonetti demselben günstig gewesen. Nichts desto weniger war Schmausens historischer Vortrag, so wie seine Methode in Behandlung des Staatsrechtes und der Staatistik so hell, so bestimmt, so ordnungsvoll als bey irgend einem der geübtesten, philosophischen Denker. Hätte er mit seinen historischen und juridischen Känntnissen Geschmack und Schreibart verbunden, vielleicht wär er alsdann einer der besten, teutschen Schriftsteller geworden. Von Göttingen aus hatte er immer viel Licht über ganz Teutschland verbreitet. Die Schweiz liebte er vorzüglich, woselbst er einige Jahre zu Basel in dem Dienste des Marggrafen von Baden zugebracht hatte. Unserm Iselin flößte er den Gedanken ein, das eydgenössische Staatsrecht in ein System

stem zu bringen. Nur das erste Buch desselben ist als eine Inaugural-Disputation in öffentlichem Drucke erschienen; von dem zweyten und dritten ist nicht viel mehr als das Gerippe vorhanden. Vor ungefähr zwanzig Jahren überließ Iselin die gesammelten Materialien dem seligen Gleser zu Verfertigung seiner academischen Abhandlung über die eydgenössischen Bündnisse. — Bey Ludwig Martin Kahle hörte unser junge Gelehrte das bürgerliche Recht. So geschickt Kahle als Philosophe gewesen, so mittelmässig war er als Rechtsgelehrter; daher kam es, daß unter solcher verkehrter Anleitung Iselin die ohnehin schwache Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit noch völlig verlor. Mit mehr eifer studirte er bey Schmaus die Reichsgeschichte, und bey Georg Ludwig Böhmer das Feudalrecht, das canonische und Kirchenrecht; auch schätzte er sich ungemein glücklich, den Umgang eines Mosheims, Hallers, Geßners, Ayrers u. a. genossen zu haben. Unter andern Freunden, mit welchen er in Göttingen bekannt wurde, waren auch Rathsherr Jenner von Bern und Leibarzt Zimmermann in Hannover.

Als er wieder in seine Vaterstadt nach Basel zurückgekehrt war, wurde er im J. 1749.



nebst zween andern Candidaten von dem academischen Senate zu dem Lehramt des Natur- und Völkerrechtes vorgeschlagen; das Loos aber, welches entscheidet, war ihm nicht günstig. Im J. 1754. gieng er, (nach vaterländischer Uebung) auf Reisen. Selber gesteht er, daß er in Paris weit mehr Zeit auf Besuchung der Schauspiele als auf das Studiren verwendt habe. Indeß besuchte er nichts desto weniger fleissig die königliche Bibliotheck; auch sah er zuweilen die berühmten Parisergelehrten, einen Fontenelle, den Abt Sallier, Rousseau, Büffon, Nollet u. a. Bey diesem letztern studirte er die Experimental-Physik. Sehr oft pflog er Umgang mit dem berühmten Mignaturmahler Massee. Dieser damals schon ziemlich betagte Mann zeichnete sich durch edles und offenes Betragen, durch gefälligen Witz und durch ausgewählte Schreibart eben so sehr aus als durch seine Mahlertalente. Immer hatte dieser Künstler viel Güte und Freundschaft für unsern Iselin. Eben so genoß er des freundschaftlichen Umgangs der Frau von Graffigni, dieser berühmten Verfasserinn jener peruvianischen Briefe. Das gröste Vergnügen und den meisten Vortheil, welche Iselin aus seinem Aufenthalt in Paris zog, hatte er diesen beyden letztern Personen zu danken. Immerhin fand

er

er sich durch das Andenken an jene Zeiten in dem Gedanken bestätigt, daß junge Leute auf Reisen mehr Zeit und Geld verlieren als sie Vortheile gewinnen, und daß es höchst selten sey, vor dem dreyssigsten oder wohl gar vor dem vierzigsten Jahr mit vorzüglichem Nutzen zu reisen.

Noch einige Zeit nach seiner Zurückkunft in Basel unterhielt Iselin mit oben erwähnter Frau von Graffigni einen Briefwechsel, der grossentheils die teutsche Litteratur zum Gegenstand hatte. Besonders entzückt schien diese Dame über einige Stellen aus Wielands Natur der Dinge, die ihr unser junge Gelehrte in der Uebersetzung mitgetheilt hatte.

In seiner Vaterstadt fieng er nun an, sich eifriger als niemals den juridischen Studien zu wiedmen. Er nahm sich vor, das römische Recht nach philosophischen Grundsätzen zu untersuchen; seine Lieblingsstudien waren Philosophie und Geschichte; beyde verband er; der einen bediente er sich, um mehr Licht, mehr Anmuth und Nutzen aus der andern zu ziehn. Schon damals setzte er sich ein Werk vor, welches mit seiner Geschichte der Menschheit, die er hernach verfertigte, einige Aehnlichkeit hatte. Auch las



und sammelte er Urkunden, um sein eydgenössisches Staatsrecht vollenden zu können; zugleich war er mit philosophisch-politischer Behandlung der helvetischen Geschichte beschäfftigt. Alle diese Entwürfe wurden vereitelt, als im J. 1754. das Loos ihn von dem historischen Catheder ausschloß und ihm hernach im J. 1756. durch eben dieses Loos die äusserst mühsame Aufsicht über die Staatskanzley zufiel.

Da im J. 1754. sein Oncle, Isaac Burkhardt, als Gesandter auf die eydgenössische Tagleistung verreiste, begleitete ihn unser Iselin. Unterwegs hatte er Gelegenheit, in Zürich die grossen Beförderer des guten Geschmacks, einen Bodmer und Breitinger, kennen zu lernen. Mit Salomon Geßner, dem Dichter, mit dem damaligen Staatsschreiber und nunmehrigen Rathsherr Hirzel und mit andern geistreichen Jünglingen, die seither die Zierde des Vaterlandes geworden, trat er in genaue Bekanntschaft.

Im J. 1760. hatte er aus Anlaß des Jubiläums der baslerischen Universität das Vergnügen, die eben erwähnten Freunde, Geßner und Hirzel, nebst dem itzigen Statthalter Schinz

bey

bey sich zu sehen. Ohne weitere Absicht, als nur um die Freuden des freundschaftlichen Wiedersehens wiederholt zu geniessen, verabredeten sie eine Zusammenkunft in Schinznach; diese Zusammenkunft war es, welche der helvetischen Gesellschaft den Ursprung gegeben.

Im J. 17:5. fieng er an, seine schriftstellerischen Talente dem Vaterlande zu wiedmen. Nicht als Schulgelehrter, als Mensch und als Bürger betrat er die litterarische Laufbahn. Durch Ungereimtheiten, die er auf seiner Zunft hörte, ward sein edler Enthusiasmus entflammet; er gieng nach Haus, setzte seine Feder an und schrieb die patriotischen und philosophischen Träume eines Menschenfreundes. Ungefähr zu gleicher Zeit schrieb er die Warnungen wider die Geringschätzung des Wahleydes, wie auch den Entwurf zu einer Gesellschaft, welche er gerne in Basel zu Beförderung der Künste und Wissenschaften hätte errichten mögen. Diese patriotischen Warnungen und Wünsche blieben fruchtlos, so wie die freymüthigen Gedanken über die Entvölkerung seiner Vaterstadt, die er im J. 1758. herausgab, und die Entwürfe zur Verbesserung der Baslerischen Erziehungsanstalten, die er in den



J. 1762. und 1779. durch den Druck bekannt gemacht hatte. — Unter mehrern andern Schriften, wodurch er sich die Hochachtung jedes Menschenfreundes erworben, erwähnen wir nur seiner Geschichte der Menschheit, die zu wiederholten malen vermehrt aufgelegt worden, wie auch seiner Ephemeriden der Menschheit. Aus diesen beyden Werken leuchtet ein Geist hervor, dem es bey Ausbreitung der mannigfaltigsten Känntnisse um nichts anders als um Ausbreitung menschlicher Glückseligkeit zu thun ist. Mit Hintansetzung aller Nebenabsichten, schreibt er voll warmen Gefühls für die Tugend; vielleicht daß er, aus edler Güte des Herzens, zuweilen allzu sehr lobte, was ihm im Ganzen und durch die Absicht gut schien, obgleich es in den Theilen und in der Ausführung fehlerhaft seyn mochte; eben so freymüthig tadelte er alles dasjenige, wovon er überhaupt eine schlimme Würkung im Moralischen oder im Politischen befürchtete, wenn es schon in seinen Theilen oder auch im Ganzen kunstrichterischen Beyfall verdiente. So absichtlos er aber immer zu handeln glaubte, so konnte er doch nicht verhüten, daß man ihm nicht oft Absichten zuschrieb; so kömmt es zuweilen, daß, je unparteyischer der Schriftsteller

ist,

ist, er es zuweilen mit allen Parteyen verderbet. Mit Recht pflegte er von sich selber zu sagen:

In Moderation placing al my glory,
The Torys call me Whig, and Whig a Tory.

Necker.

Nur ein zweiter Necker wird ihn in seiner ganzen Grösse zu schildern im Stand seyn, so wie er selber seinen Colbert dargestellt hat. — Seine Voreltern waren ursprünglich von Cüstrin; sein Vater war Professor in Genf. Ungefehr anfangs des dritten Jahrzehents in dem achtzehnten Jahrhundert erblickte Necker das Licht der Welt. In Genf genoß er eine gewöhnliche Erziehung. Alles, was mir von seiner ersten Jugend bekannt worden, ist, daß er auf der Schule einige Prämien wegen seiner guten Aufführung erhalten. Frühzeitig belustigte er sich mit der Dichtkunst; er verfertigte sehr viele Gedichte; unter andern drey Lustspiele, in welchen Molierens Laune und Beobachtungsgeist hervorleuchtet.



leuchtet. Aus ungedruckten Handschriften weiß ich, daß er sich mitten unter den tiefsinnigsten Berechnungen und bey den weitaussehendesten Entwürfen sehr gerne hinwegstiehlt, um sich ganz der Begeisterung seines philosophischen und launigten Cappricio zu überlassen. Von ihm hab ich eine satyrische Lobrede, le Bonheur de Sots gesehn, wovor sich selbst eines Erasmus Laus Moriæ im Schatten verliert. Auch hat er schon im zwanzigsten Jahr seines Alters ein Schauspiel, in der Manier der Femmes savantes, verfertigt, welches mit dem Beyfall des theatralischen Tribunals in Paris bekrönt worden, dessen Aufführung aber er selbst verhinderte. Sehr jung kam er nach Paris in das Handelscomtoir Herrn Vernets, seines Verwandten. Kein Jahr noch war er daselbst, als er schon mit Herrn Thelüsson dieses beträchtliche Handelshaus zu regieren im Stand war. Schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahr erblickte in seiner Person der Abt Raynal das künftige, schöpferische Genie, welches einst in dem französischen Finanzwesen die ausserordentlichsten Revolutionen hervorbringen würde. Schon übersah er das Handelswesen mit dem Auge des Staatsmanns. Zum Beweis hievon dient seine Untersuchung der Angelegenheiten der ostindischen Compagnie.

Unter

Unter seinen übrigen Schriften dürfen wir nur seiner Lobrede auf Colbert erwähnen, die im J. 1773. den Preis der französischen Academie davon trug; ferner seiner Abhandlung über die Gesetzgebung des Kornhandels, wovon in dem Zeitraum eines Monats vier Ausgaben erschienen; die Sammlung der Edicte und seine Commentarien über dieselben, die er dem König überreicht hat; und endlich die Abhandlung über die Provinzialverwaltung und seinen Compte rendu au Roi. — So tiefsinnig und viel umfassend seine politischen Berechnungen gewesen, so hinderte ihn alle diese ausserordentliche Geistesanstrengung nicht im geringsten, theils als aufgeraümter Gesellschafter im täglichen Umgang, theils als gemeinnütziger Bürger im Staate zu glänzen. Zur Zeit der Theurung machte er sich durch Rathschläge und Anordnungen um seine Vaterstadt Genf ungemein verdient. — Im J. 1776. that er eine Reise nach London. Daselbst gelangs ihm, in wenigen Wochen das brittische Finanzwesen besser als kein Lord Schatzmeister ganz zu durchschauen. — Zu Ende dieses Jahres ward er in Frankreich zum Finanzrath und zum Director des königlichen Schatzes, und in dem darauf folgenden Jahr zum General-Director der Finanzen ernennet. Ungeachtet



tet er durch geheime Triebfedern vom Steuer entfernt worden, so befanden sich gleichwol das Volk und der König bey seinen Finanzoperationen so wohl, daß er auch noch seit seiner Entfernung allgemeine Hochachtung besitzt, von der Nation angebetet, von den Grossen geliebkoset und von den Staatsbedienten rathsgefragt wird. In dem Schooß seines Hauses und in seinem eignen, edelgesinnten Herzen genießt er jener philosophischen Zufriedenheit, gegen welche aller bloß aüssere Beyfall der Grossen, gegen welche Kronen und Zepter als leerer Schatten verschwinden. Mit republicanischer Selbstgenügsamkeit schlug er jedes königliche Geschenk aus; ungeachtet der unermeßnen Schätze, die er im Handel erworben, und ungeachtet des unvermeidlichen, glänzenden Aufwands, womit er täglich die ausgesuchteste Gesellschaft in seinem Hause, dem Tempel des Geschmackes und der Tugend, freygebig bewirthet, weiß er doch für sich selber in seiner eignen Person die edle Einfalt des Weisen rein zu behalten. —

Im J. 1765. hatte er sich mit Mamsel Cürchod verheyrathet, einer Tochter des Pfarrers zu Cressi im Wattland. Von ihrem Vater hatte sie eine männliche und gelehrte Erziehung

empfan-

empfangen, ohne darüber irgend eine von den Grazien und von den Tugenden des schönen Geschlechtes zu vernachlässigen. Wie sehr auch sie, eben sowol als ihr Gemahl, für das Wohl der Menschheit beseelt sey, hievon zeugt unter anderm die Reforme der öffentlichen Armen- und Krankenhaüser, wozu sie nicht wenig beytrug. Die schönste Lobrede hat sie von Neckern selbst in dem Compte rendu au Roi empfangen. —

Unter so vielen und so grossen Wohlthaten, die Necker der Menschheit erweist, dürfen wir folgende nicht unbemerkt vorbeygehn. — In dem königl. französischen Kraütergarten, welcher nebst Amelot und Büffon auch Neckern anvertraut war, suchte dieser leztre Gewächse heisserer Erdstriche nach und nach zum europäischen Klima zu gewöhnen. Auch mit dem Brodfruchtsbaum der Südländer, der schon mit gutem Erfolg nach Surinam verpflanzt worden, sollen in Paris Versuche angestellt werden. Diß einfache und gesunde Nahrungsmittel wird für Europa ein wichtiges Geschenk seyn. Weit mehr Anspruch auf die Hochachtung der Nachwelt hat ein solcher Wohlthäter als sonst das gröste Genie. — Noch zu den Zeiten des Tarquinius Priscus waren durch ganz Europa keine Oelbaü-



me, welche seither über die Alpen bis in Frankreich gekommen sind. Vor dem Sieg des Lucullus über den Mithridat waren noch keine Kirschen in Italien. Nach der Eroberung von Griechenland und Kleinasien wurden alle Arten von Früchten nach Rom gebracht, die Abrikosen aus Epirus, die Pfersiche aus Persien, die Citronen aus Medien, die Granatäpfel von Carthago, die Kuitten aus einer Insel des Archipelagus; die besten Birnen kamen aus Alexandrien, Numidien und Griechenland; die besten Pflaumen aus Armenien, Syrien und Damascus. Die römischen Consuls und Feldherren, welche zuerst dergleichen Obst nach Italien brachten, rechneten es sich zur Ehre, solchen Früchten ihre Namen beyzulegen, und durch neue Pflanzungen glaubten sie sich nicht weniger verherrlicht als durch Eroberungen und Siege. Derjenige, welcher in Europa die amerikanischen Erdapfel oder die Pisangfrucht versetzt, verdient billig den Dank aller europäischen Völker. —

Besondern Dank von Frankreich hat sich Necker auch dadurch erworben, daß nunmehr durch seine Veranlassung im Conseil entschieden worden, die Arbeit am Canal in der Picardie wieder vorzunehmen, die von gewissen Leuten bis-

her,

her, aus Nebenabsichten, für unausführbar erklärt wurde. Auf Neckers Befehl aber haben Kunstverständige das Werk in Augenschein genommen, und einmüthig bezeugt, daß die Vollendung sehr möglich sey. Die Arbeit ist bereits angefangen worden, und man hofft, diesen berühmten Canal in zwey Jahren zu vollenden. Alsdann wird man zu Wasser von Amsterdam nach Nantes, und wenig Jahre nachher auch nach Beaucaire gehen können, denn die Loire soll mit der Saone vereinigt werden, welche in die Rhone fällt.

Salomon Geßner.

Derselbe ward im J. 1730. in Zürich gebohren. Unter der Aufsicht eines ungeschickten Lehrers wär ohne Zweifel sein Genie zu Grunde gegangen, wenn nicht das Genie seiner Natur nach alle Schwierigkeiten besiegte. Noch so erbaulich mochte ein poetisches Werk seyn, wenn ihn der Lehrmeister bey Lesung desselben ertappte, so hatte es der Knabe mit Ohrfeigen zu büssen.



Lieber thut das junge Genie gar nichts, als daß es gegen seinen innern Hang würkt. Daher jener Anschein von Trägheit und Sorglosigkeit! So bald hingegen durch irgend einen Zufall der Geist sich entzündet und auf die angemessenste Nahrung geführt wird, alsdann erwacht er aus Todesschlummer zu geschäfftigem Leben. „Sie „wissen, schreibt Geßner an Füßli, daß mein „Beruf niemals seyn konnte, Künstler zu wer„den; daher war ich in meiner Jugend ganz oh„ne Anleitung. Beschmierte ich gleich in mei„nen jungen Jahren die Menge Papier, so wars „doch nur ein elendes Spiel, ohne Absicht und „ohne Anführung; so mußte ich nothwendig „zurücke bleiben; und es war eine natürliche „Folge, daß meine Neigung sich um vieles ver„lor. Die besten Jahre giengen so dahin, oh„ne daß ichs versuchte, ob ich in der Kunst „wohin gelangen könnte. Indeß thaten die „Schönheiten der Natur und die guten Nach„ahmungen derselben von jeder Art immer die „gröste Würkung auf mich; aber in Absicht auf „Kunst wars nur ein dunkles Gefühl, das mit „keiner Känntniß verbunden war; und daher „entstand, daß ich meine Empfindungen und „die Eindrücke, welche die Schönheiten der „Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf

„eine

„ eine andere Art auszudrücken suchte, deren
„ Ausdruck weniger mechanische Uebung, aber
„ die gleichen Talente, eben das Gefühl für
„ das Schöne, eben die aufmerksame Bemer-
„ kung der Natur fordert."

Die Jugend unsers Geßners fiel nämlich in jene poetische Epoche, da in dem südlichen Teutschland Haller und Bodmer, in dem nördlichern Kleist und Klopstock durch unsterbliches Vorbild so manchen edlern Jüngling zur Dichtkunst leiteten. Sowol der freye Sinn und die Sitteneinfalt der Schweizer als auch die würklich romantischen Naturscenen um Zürich her stimmten glücklich zum Gesange der Musen. Auch sammelten gerne Teutschlands Dichter an den Ufern der Limmat, in den Haynen und auf den Hügeln bey Zürich poetische Blumen, wie denn von Zeit zu Zeit diese Stadt der Aufenthalt der Klopstocke, der Kleiste, der Wielande u. a. d. gewesen. Daher ein poetischer Wetteifer, welcher an jenes güldene Zeitalter der zürcherischen Minnesinger, Hadloub, Maneß u. a. erinnert! — Einen ganz eignen Blumenweg öffnete sich durch poetische Wildniß die geßnerische Muse. Wenn wir Kleisten als vortrefflichen Landschaftsmahler, Mahler der leblosen Natur, — wie sehr müssen



wir nicht in Salomon Geßner das Genie bewundern, welches lachende Fluren, blumigte Ufer, die ganze arcadische Schöpfung mit den liebeswürdigsten Figuren beseelet! Welche Feinheit und Rührung in den kleinsten Nüancen seiner schäferischen Sittengemählde! Wie im Strahl der Morgenröthe neugebohren die Natur dem aufdämmernden Himmel zulacht, so lächelt sie unter Geßners reichem, belebenden Pinsel. Kein Wunder, daß seine ländliche Muse, indem sie aus dem eisernen Zeitalter in das güldene Alter der Natur und Freyheit, der Unschuld und Minne versetzt, die Lieblingsmuse jeder schönen Seele, nicht bloß in Teutschland, sondern auch bey allen gesitteten Völkern geworden! Wenn wir in Geßners Schäfergedichten die interessantesten Geschichtgen, die gefälligsten Charactere, die rührendesten Situationen studiren, kein Zug zu viel, keiner zu wenig, jeder durch den andern erwärmt und verschönert, müssen wir nicht gestehn, daß sich der Dichter, noch so vertraut mit den Moschus und Bions, mit den Theokriten und Marons, immer eine eigne Idealwelt, und eben so eine eigne, der Huldgöttinnen würdige Sprache geschaffen habe? — Eine ganz neue Dichtart schuf er sich auch in dem Tod Abels, schäferische Naivität mit religioser Würde verbunden. —

Gleich-

Gleichwie er mit allen Sinnen, in jeder mannigfachen Scene der Schöpfung das Schöne empfindet, eben so gelingt ihm nicht bloß eine Art des Ausdruckes allein; so bezaubernd spricht sein Pinsel, wie sein Gedicht mahlt.

Durch was für Veranlassung und mit welchem Erfolg bey ihm die Liebe zur Zeichnungskunst und Mahlerey wieder erwacht sey, beschreibt er in seinem Brief an Füßlin folgender massen: *

„ Da ich Gelegenheit bekam meines seligen
„ Herrn Schwehervaters fürtreffliche Sammlung
„ täglich zu sehn, erwachte meine Leidenschaft für
„ die Kunst von neuem, und ich faßte im dreyssig-
„ sten Jahr meines Alters den Entschluß, zu ver-
„ suchen, ob ich noch zu einem Grad gelangen
„ könnte, der mir bey Kennern und Künstlern
„ Ehre machen würde. — Meine Neigung, fährt Geßner fort, „ gieng vorzüglich auf die
„ Landschaft, und ich fieng mit Eifer an zu
„ zeichnen; aber mir begegnete, was so vielen
„ begegnet. Das Beste und der Hauptzweck ist

* S. Joh. Caspar Füßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Band III. in der Vorrede.



„doch immer die Natur; so dacht ich, und zeich-
„nete nach der Natur; aber was für Schwie-
„rigkeiten, da ich mich noch nicht genug nach den
„besten Mustern in der verschiedenen Art des
„Ausdrucks der Gegenstände geübt hatte! Ich
„wollte der Natur allzu genau folgen, und sah
„mich in Kleinigkeiten des Details verwickelt,
„die den Effect des Ganzen störten, und fast
„immer fehlte mir die Manier, die den Ge-
„genständen der Natur ihren wahren Character
„beybehält, ohne sclavisch und ängstlich zu seyn.
„Meine Gründe waren mit verwickelten Klei-
„nigkeiten überhaüft, die Baüme ängstlich und
„nicht in herrschende Hauptpartien geordnet,
„alles durch zu ängstliche Arbeit zu sehr unter-
„brochen. Kurz, mein Auge war noch nicht
„geübt, die Natur wie ein Gemählde zu betrach-
„ten, und ich wußte die Kunst noch nicht, ihr
„zu geben und zu nehmen, da wo die Kunst
„nicht hinreichen kann. Ich fand also, daß
„ich mich zuerst nach den Künstlern bilden müs-
„se. Ist nicht das, was mir begegnete, der
„Fehler der ältern Künstler, die noch nicht ge-
„nug gute Muster hatten? ich meyne die ältern
„Niederländer und Teutsche; sie hielten sich so
„genau an die Natur, daß der kleinste Neben-
„umstand oft so genau gemahlt ist, wie der her-

„vorste-

„ vorstechendeste, und ihre Gemählde verlieren
„ darum ihre Würkung; sie sind zu ängstlich und
„ zu überhaüft. Genien, die diese Fehler ein-
„ sahn, suchten dieselben zu meiden, und machten
„ sich mit den Regeln des Schönen in der Di-
„ sposition, der gemässigten Mannigfaltigkeit, der
„ Hauptmassen in der Anordnung und im Schat-
„ ten und Licht u. s. w. bekannt. Nach diesen
„ war nun nöthig zu studiren; um den Weg so
„ kurz als möglich zu machen, wählte ich nur
„ das Beste, das, was in jeder Art am besten
„ sich ausnahm, um zu einem Muster zu dienen.
„ Wie sehr wird die Zeit verschleudert, wenn
„ man bey Unterweisung junger Künstler sie bey
„ Mittelmässigem aufhält! ihr Geschmack wird
„ so für das wahre Schöne nicht gebildet; das
„ Mittelmässige bleibt ihnen erträglich, und nährt
„ bey ihnen den Stolz, sich groß zu glauben,
„ weil es ihnen ein leichtes war, nicht weit hin-
„ ter ihrem Original zu bleiben. Man lasse den
„ jungen Künstler die Köpfe nach Raphael studi-
„ ren, wie unerträglich werden ihm die faden,
„ süssen Gesichtergen vieler von den Neuern seyn!
„ Man lasse ihn nach dem Schlender so vieler
„ beliebter Künstler nach der Mode zeichnen, und
„ laß ihn dann den schönen Apoll oder Antinous
„ zeichnen, er wird aus beyden gemeine Leute

 „ oder



„oder schlechte Tänzer machen, und nicht em„pfinden, daß er es schlecht gemacht hat.

„Ich fand das Beste, in meinen Studien „von einem Haupttheile zum andern zu gehn; „denn wer alles zugleich fassen will, wählt sich „gewiß den mühsamern Weg; seine Aufmerk„samkeit wird allzu zerstreut seyn und immer er„müden, da er bey zu vielen, verschiedenen Ge„genständen auf einmal zu viel Schwierigkei„ten findet. Ich wagte mich zuerst an die Bäu„me, und da wählte ich mir vorzüglich den Wa„terloo, von dem in dem obgedachten Cabinet „eine fast vollständige Sammlung ist. Je mehr „ich ihn studirte, je mehr fand ich wahre Na„tur in seiner Landschaft. Ich übte mich in „seiner Manier so lange, bis ich in eigenen Ent„würfen mit Leichtigkeit mich ausdrückte. Ich „versaümte indeß nicht, nach andern zu arbei„ten, deren Manier nicht des Waterloo, aber „nichts desto weniger glückliche Nachahmung der „Natur war; ich übte mich darum auch nach „Swanefeld und Berghem, und wo ich ei„nen Baum, einen Stamm, ein Gestraüch „fand, das vorzüglich meine Aufmerksamkeit „reizte, das copirte ich in mehr und weniger „flüchtigen Entwürfen. Durch diese gemischte

„Uebung

„ Uebung erhielt ich Leichtigkeit im Ausdruck und „ mehr Eigenthümliches in meiner Manier, als „ ich hatte, da ich an den Waterloo mich allein „ hielt. Ich gieng weiter von Theilen zu Thei„ len; für Felsen wählte ich die grossen Massen „ des Berghem und St. Rosa; die Zeichnungen, „ die Felix Mejer, Ermels und Hackert nach der „ Natur und in ihrem wahren Character ge„ macht haben; für Verschiesse und Gründe wähl„ te ich die grasreichen Gegenden, und die sanf„ ten, dämmernden Entfernungen des Lorrain, „ die sanft hinter einander wegfliessenden Hügel „ des Wouvermans, die in gemässigtem Lichte, „ mit sanftem Gras, oft nur zu sehr wie mit „ Sammet bedeckt sind; dann den Waterloo, „ dessen Gründe ganz Natur sind, ganz so, wie „ er sie in seinen Gegenden fand, und darum „ ist er auch hierinn schwer nachzuahmen. Für „ sandigte oder Felsengründe, die hier und da „ mit Gesträuch, Gras und Kräutern bewachsen, „ wählte ich mir den Berghem.

„ Wie sehr fand ichs leichter, wenn ich izt „ wieder nach der Natur studirte! Ich wußte „ izt, was das Eigenthümliche der Kunst ist; „ wußte in der Natur unendlich mehr zu beob„ bachten, als vorher, und wußte mit mehr

 „ Leichtig=



„ Leichtigkeit eine ausdrückende Manier zu fin-
„ den, da wo die Kunst nicht hinreicht. Aber
„ wenn ich izt einen Gegenstand, den ich aus
„ der Natur genommen hatte, ergänzen wollte,
„ wenn ich das beyfügen wollte, was ein mahleri-
„ sches Ganzes ausmachen soll, dann war ich furcht-
„ sam und verfiel oft auf erkünstelte Umstände,
„ die mit der Einfalt und der Wahrheit dessen,
„ was ich aus der Natur genommen hatte, nicht
„ harmonirten. Meine Landschaften hatten nicht
„ das Grosse, das Edle, die Harmonie, —
„ noch zu zerstreutes Licht, keine rührende Haupt-
„ würkung; und also mußte ich izt aufs Ganze
„ denken. — Aus allen suchte ich izt diejeni-
„ gen Künstler aus, die in Absicht auf Ideen und
„ Wahl und Anordnung ihrer Gegenstände mir
„ vorzüglich schienen. — — Das gröste Exem-
„ pel, wie man nachahmen soll, giebt Dietrich;
„ seine Stücke in diesem Geschmacke sind so, daß
„ man glauben sollte, Everdingen habe sie ge-
„ macht, und sich selbst übertroffen. — Swane-
„ felds edle Gedanken, die mit so grosser Wür-
„ kung ausgeführt sind, und die auf seine gros-
„ sen Massen von Schatten einfallende Reflex-
„ Lichter. Sal. Rosa kühne Wildheit, des Ru-
„ bens Kühnheit in Wählung seiner Gegenstän-
„ de. Diese und mehrere studirte ich in flüchti-

„ gen

„ gen Entwürfen, izt im Ganzen, da es mir izt
„ meist darum zu thun war, der Einbildungs-
„ kraft ihren wahren Schwung zu geben. End-
„ lich studirte ich bloß und allein die beyden Pous-
„ sin und den Claude Lorrain. — Aber das
„ war nicht genug, mir ihre Denkart und ihre
„ Ideen gänzlich bekannt zu machen. Ich legte
„ sie beyseite, und wiederholte die Hauptzüge
„ derselben aus dem Gedächtniß; aber ich ruhe-
„ te auch da nicht; ich machte mehr flüchtige als
„ genaue Copien von ihren Landschaften. —
„ Es wird niemand fragen: Warum das? Ich
„ kann sie ja in Kupferstichen haben. Gut, dann
„ besitz ich sie wohl, aber ich habe nichts für
„ mein Studium gethan. So wird der Künst-
„ ler eine immer merkwürdige Sammlung zu-
„ sammenbringen; er hat so nach dem Besten
„ studirt, und sich zugleich in den Besitz desselben
„ gesetzt. — — So lang es des Künstlers Haupt-
„ beschäfftigung ist, andrer Werke so genau als
„ möglich nachzubilden, so verliert oder schwächt
„ er darüber die Kühnheit und den Schwung
„ der Einbildungskraft, die zum Erfinden nöthig
„ sind. Von dieser Furchtsamkeit suchte ich mich
„ sorgfältig zu erholen; ich legte meine Origi-
„ nale weg, dachte auf eigne Ideen, und gab
„ mir die schwersten Aufgaben auf. So fand
„ ich,

„ ich, wie viel ich wieder gewonnen hatte; fühl-
„ te, was mir am leichtesten und vorzüglich ge-
„ lang; beobachtete, welche Theile mir noch
„ die meisten Schwierigkeiten machten, und be-
„ kam so die Anleitung, worauf ich vorzüglich
„ wieder zu arbeiten hatte. Zugleich faßte ich
„ neuen Muth, wenn ich fand, daß Schwie-
„ rigkeiten wieder verschwunden waren, und ich
„ mich besser aus der Sache gezogen hatte, als
„ ich hoffte; und zugleich gab ich so meiner Ein-
„ bildungskraft Nahrung und Kühnheit. — Bey
„ dem allem hab ich mir zur Regel gemacht,
„ immer mit dem versehen zu seyn, was zum Zeich-
„ nen nöthig ist, ich mag seyn, wo ich will,
„ nicht allein auf Reisen und Spatziergängen,
„ sondern auch zu Haus und in der Stadt.
„ Man vergißt oft etwas, nur weil man zu nach-
„ lässig ist, von einem Zimmer ins andre zu gehn,
„ um das Benöthigte zu holen. — Ein Ge-
„ danke, im ersten Feuer gedacht, wird auch im
„ ersten Feuer am besten entworfen. —

„ — Eine Beobachtung muß ich nicht ver-
„ gessen, die ich aus eigener, vielfältiger Er-
„ fahrung weiß, wie sehr es nämlich den Muth
„ erfrischt und wie oft es mich von neuem be-
„ geistert hat, wenn ich die Geschichte der Kunst

„ und

„ und der Künstler lese. — — — Noch einen
„ wichtigen Rath muß ich dem Künstler andrin=
„ gen: die Dichtkunst ist die wahre Schwester
„ der Mahlerkunst. Er unterlasse nicht die be=
„ sten Werke der Dichter zu lesen; sie werden
„ seine Einbildungskraft mit den schönsten Bil=
„ dern bereichern."

— So weit das geßnerische Sendschreiben im Auszug. Ohne Zweifel ist es unnöthig noch viel von den Lebensumständen und von dem Sitten= und Kunst=Character dieses Lieblings jeder Grazie zu sagen. Seinen Character hat er in obigem Sendschreiben und in seinen Werken am besten gemahlet. Einige seiner wichtigsten Zeichnungen hat Füßlin in der helvetischen Künstler=Geschichte beschrieben. Und wenn irgendwo Füßlin behauptet, daß durch den Gott Hymen der junge Virtuose aus den Chören der Musen und der Huldgöttinnen weggescheucht werde, so kann doch Geßners Beyspiel zur Ausnahme dienen. Wie dieser selber gesteht, so hatte er sowol seiner Gattinn als seinem Schwiegervater die Ausbildung des Genies zu danken. Letzterer, Heinrich Heidegger, Mitglied des innern Rathes, ehrte und kannte die Künste. Sein Cabinet ist eines der besten in Zürich, und enthält vornem=

lich



lich die besten Stiche nach der niederländischen Schule, wie auch eine vollständige Sammlung der ersten Drücke des Freyischen Werkes, welches die erhabenen Werke der römischen Schule am würdigsten liefert. Auch ist es wegen einer starken Sammlung von Handzeichnungen merkwürdig, und wird izt, nach dem Hinscheid des Vaters, durch seinen Sohn mit Wahl und Einsicht immer vermehret.

Auch mit bürgerlichen Ehren hat das Vaterland Geßners Verdienste belohnet. Seit dem Jahr 1767. ist er Mitglied des innern Rathes in Zürich, und seit dem J. 1781. ward ihm das Amt eines Oberaufsehers der Hoch- und Frohnwälder des zürcherischen Freystaates aufgetragen. Unter andern Ehrenbezeugungen, die ihm in der Nähe und Ferne sowol die berühmtesten Schriftsteller und Künstler als auch die Grossen der Erde erwiesen, erwähnen wir noch jener güldenen Schaumünzen, womit ihn die Kaiserin in Rußland beschenkte. Ungeachtet der allgemeinen Huldigung, womit ihn jeder Kenner des Schönen beehret, ist er von Stolz und Eitelkeit eben so sehr als Lafontaine entfernt, und in seinem Character herrschen die Naivität und Einfalt, wodurch uns die Schäfer in seinen Idyllen entzücken.

Johann

Johann Caspar Lavater.

Derselbe ward zu Zürich den 15. Nov. 1741. gebohren. In der Kindheit war er ein gutherziger, aber furchtsamer und wainerlicher Knabe. Anstatt zu studiren, beschäfftigte er sich mit Spielwerk, besonders mit allerley Wachsbildnerey, auch mit Glasschleifen und verschiedenen mathematischen und physischen Jugendspielen. In den höhern Schul-Classen ward sein Eifer für die Wissenschaften theils durch Anleitung eines Bodmers und Breitingers, theis durch Wetteifer edler Mitschüler beseelet, nunmehr fieng er an, sich als freyen, kühnen Selbstdenker zu zeigen; vor keinem der verwegensten Gedanken erschrack er, und aus der augenscheinlichsten Gefahr, sich selbst in den Abgrund methaphysischer Nachforschung zu verlieren, zogen ihn allemal Wahrheitssinn und moralische Gefühle zurück. Mit Speculation nämlich verband er das thätigste Leben. Wie feurig in frühester Jugend sein patriotischer Enthusiasmus gewesen, hievon könnten mehrere Beyspiele angeführt werden. Eine Art poetischer Schwärmerey berauschte damals die Jugend; hiezu kam noch tieferschütternder Eindruck

druck rousseauischer Schriften, nebst genauerm Umgang mit den freydenkenden Römern und Griechen. Bey schwächern Köpfen, für welche der olympische Nectar zu stark war, sah man das Fieber politischen Enthusiasmus entstehen; da war bald kein Zunftmeister vor dem Scherbengerichte der unbärtigen Katons gesichert. So lächerlich indeß bey manchem der blinde Eifer geworden, so viel Gutes quoll gleichwol hie und da in der Gährung unter dem Schlamme hervor. Beweis hievon die Wochenschrift des Erinnerers, an welcher vorzüglich auch Lavater arbeitete; eine Wochenschrift, die mit Nachdruck thätiges Christenthum und republikanische Sitten beförderte. Schade, daß einige als persönlich ausgedeutete Satyren und andre politische Umstände die Fortsetzung verhinderten! Nach Aufforderung der helvetischen Gesellschaft verfertigte er die Schweizerlieder, in welchen hin und wieder derselbe Heldengenius [illegible], womit die Voreltern im Schlachtgewitter bey Laupen und Sempach Triumphe erfochten.

Im Maymonat 1761. ließ sich Lavater zum Predigamt weyhen. Im März 1763. machte er gelehrte Reisen mit seinen Freunden, dem sel. Felix Heß und dem noch lebenden Heinrich Füßli,

von

von denen ersterer durch die Schrift über die moralischen und philosophischen Predigten, — letztrer aber als grosser Kunstmahler berühmt ist. Unter Professor Sulzers Aufsicht giengen sie nach Berlin. Einige Zeit blieb Lavater bey Spalding, bildete da seinen Geist und seinen Stil, und lebte selige Tage bey dem vortreflichen Manne. — Wie sehr er in dem freyen Geist der berliner Theologen webte, und wie doch in seiner theologischen Denkensart von ihnen entfernt war, sieht man aus seinen Briefen an M. Bahrdt, die im J. 1763. in Breßlau gedruckt sind. Seither besonders seit dem Verluste seines philosophischen Freundes, Felix Hessen, schien er einiger massen die betretne Bahn zu verlassen. Je feuriger seine Einbildungskraft war, desto kühner und ausgebreiteter seine Wünsche und seine Begriffe von seinen Christen- und Amtspflichten, je schwächer er sich zur Ausführung fühlte, desto durstiger ward nach ausserordentlichen Kräften zum ächten Christusglauben, fieng er an, besondere Geistesgaben zu fordern und zu behaupten, daß alle Menschen dem wesentlichen nach sich gleich und alle Christen aller Zeiten, ceteris paribus, in gleichen Rechten stehen. Den Saamen dieser Lehre findt man in seinen Anmerkungen zu Bonnets Palingenesie, die er



im J. 1769. übersetzt hat; eben so in den Manuscripten für Freunde, in den vermischten Schriften, in den christlichen Liedern, in einem besonders gedruckten fliegenden Blatte, in dem geheimen Tagbuch, in den Aussichten in die Ewigkeit u. s. w. In den meisten dieser Schriften wird man ein seltenes Gemisch von gesundem Beobachtungsgeist und von mystischen Chimären, sehr viel brauchbare Lebens-Philosophie mit verstiegnen Grillen bemerken. Als Gedicht, wozu der Verfasser sie bestimmt hat, scheinen die Aussichten in die Ewigkeit sehr kühn und erhaben; für den Philosophen hingegen scheint der Blick auf den ungeheuren Schauplatz der Zukunft bald zu mikroscopisch, bald sonst zu umnebelt. Um dieses Werk auch für den gemeinen Haufen desto erbaulicher und brauchbarer zu machen, hat es der Verfasser im Auszug von müssigen Hypothesen gesaubert. Je unerschöpflicher Lavaters Geisteskraft, je unersättlicher seine Herzens-Sehnsucht seyn mag, desto weniger wird es befremden, wenn er, gleich einem Alexander in intellectuellem Verstand, nicht genug hat an der sichtbaren Schöpfung, sondern neue Welten und neue Himmel zu erobern bemüht ist. Schade, wenn seine Liebe zum Wunderbaren ihn allzuweit aus der Sphäre der Würklichkeit fortstößt, oder

wenn

wenn er allzu ungeduldig ausserordentliche Hülfsmittel erwartet; einige seiner Freunde giengen würklich so weit, daß sie mit theoretischen und hermenevtischen Nachforschungen auch historische, ja so gar würkliche Wunderversuche verbanden. * Ein gewisses Bauersweib ** ward gegen alle seine Bitten, Warnungen, und Abhaltungsversuche zur Seherin erhoben; seither war Lavater nach Pondorf zu Gaßner gereiset: wie groß anfangs seine und seiner Freunde Erwartung von diesem Wunderthäter gewesen, können unter andern Lavaters Briefe an Semlern beweisen, und wie er jezt noch davon denke, sehen wir in dem zweyten Bande seiner vermischten Schriften, wo er seine Gedanken mit vieler Treuherzigkeit aüssert, daß er ihm nämlich summum imperium über gewisse Uebel, die einige dem Satan, andre den Nerven zuschreiben, beymesse. Je schlechter überhaupt hie und da Lavaters Meynungen verdaut wurden, desto haüfiger ward darüber pro und contra geschrieben. So nachtheilig zuweilen Controvers-Schriften für die Ruhe der Verfasser

* S. Pfennigers Appellation an den gesunden Menschenverstand, wie auch hin und wieder das christliche Magazin.

** Siehe Pfennigers Appellation.



fasser seyn mögen, so leicht gleich einem flüchtigen Einfall solche Schriften für immer erkalten und nach kurzer Verjährung alles Interesse verlieren: so scheinen sie gleichwol in dem litterarischen Dunstkreis vielleicht eben so nöthig, als z. B. in dem physischen Sturmwind oder Gewitter, wodurch die Luft vor Faülniß bewahrt wird. Scharfsinnig wurden die lavaterischen Meynungen von Doctor Rung in Bremen und hie und da in der allgemeinen teutschen Bibliotheck untersucht. In eben dieser Bibliotheck und in der leipziger Bibliotheck, wird auch seine Physiognomik umständlich beurtheilt. Dieses Werk erschien in vier Quartbänden, in aller typographischen Pracht, und mit vielen Kupferstichen. Auch ist es ins Holländische, und neuumgearbeitet ins Französische übersetzt. Ungeachtet der hie und da eingestreuten blos willkührlichen Muthmassungen, enthält dieses Werk immer grossen Reichthum feiner und wichtiger Bemerkungen sowol für den Menschenbeobachter überhaupt, als auch besonders für den Dichter und Künstler. Eine zierliche Ausgabe seiner Gedichte ist unlängst erschienen. In denselben, wie überhaupt in seinen übrigen geistlichen Liedern und Psalmen, duftet hin und wieder heilige Salbung, und sein Gesang strömt zuweilen vollen, cramerischen Wohlklang; freylich

wie

wie Cramer, oftmals reicher an Ausdruck und Bildern als an Erfindung. Bey allem Mißtrauen gegen die einen und andern von Lavaters Hypothesen, als z. B. von der fortdaurenden Wunderkraft, von dem tausendjährigen Reich u. s. w. wird gleichwol niemand weder das Verdienst seiner ausserordentlichen Thätigkeit, noch den Vorzug seiner grossen Talenten mißkennen.

Nachdem er einige Zeit die Seelsorge am Waisenhause treulich versehen hatte, ward er im J. 1778. zum Diacon bey St. Peter in Zürich erwählt. Seine zahlreich gedruckten Predigten sind Zeugen, mit wie viel Wärme er sich die Erbauung seiner Kirche angelegen seyn lasse. Ungeachtet so vieler Stunden, die er seinem geistlichen Amte weyht, und so vieler Schriften, womit er von Zeit zu Zeit das Publicum beschenkt, weiß er, durch haushälterische Zeitersparung, immer noch diesen und jenen Tag zum Empfang oder zur Erwiederung freundschaftlicher Besuche, zu interessanten Reisen und zu zahlreichem Briefwechsel zu gewinnen. Einem Heiligthum ist sein Haus gleich, zu welchem beynahe täglich Leute von jedem Stand und Geschlecht, von jedem Range und Alter, aus den entferntesten Gegen-

den wallfahrten. — Einiger massen dient sein geheimes Tagbuch zum Commentar seines Lebens.

Jacob Heß.

Derselbe ward den 21. Weinm. 1741. gebohren. In der Kindheit ward er dem Unterricht seines Oheims, Heinrich Goßweilers, damaligen Pfarrers zu Affoltern, anvertraut. Diesen geschickten und liebenswürdigen Mann kostete es nicht wenig Mühe, bis er endlich dem jungen Neffen, bey aller seiner Neigung zum Tändeln, nach und nach etwas Bücherliebe einflößte. Am liebsten las er noch Reisebeschreibungen und historische Nachrichten. Latein lernte er nicht ohne Widerwillen. Da er in keine Schule kam, so hatte er sein Lesen, seine Kurzweil und alles abgesöndert für sich allein; daher nahm er ein ungeselliges, leutscheues Wesen an sich. Nicht ohne Mühe konnte er sich davon entwöhnen. Indeß entwickelten sich freylich seine Seelenkräfte freyer als es in der Stadt und in der Schu-

le geschehen wär. Zum Landleben und zur Einsamkeit bekam er so starke Neigung, daß ihm hernach der Aufenthalt in der Stadt wieder zur Last ward. In der Stadt hatte er dem Unterricht des nunmehrigen Pfarrer Freytags alles zu danken. Vermittelst dessen Handleitung brachte ers so weit, daß er im J. 1755. in die philologische Classe des höhern Collegiums befördert worden. In der griechischen Sprache brachte er es unter Breitingers Aufsicht sehr weit. Breitinger und Bodmer nahmen sich des Jünglings eifrig an. Einige hoffnungsvolle Jugendgefehrten forderten ihn zu freundschaftlichem Wetteifer auf. Izt nahm Ehrbegierde von seinem Herzen Besitz; diese Leidenschaft schien durch Heftigkeit seinem moralischen Character nachtheilig zu werden; nicht ohne beschwerlichen Kampf gelang ihm der Sieg über sich selber. Auch waren nunmehr seine Studien fast lauter Lieblingsstudien; manches Ernsthaftere ward hiebey versaumet. Doch gewann er unter Anleitung der grösten Männer Liebe zur Weltweisheit, besonders zur Metaphysik. Nichts als die Reizungen der Dichtkunst konnten ihn von den Schriften eines Leibnitz, Wolf, Bülfingers hinweglocken. — Dann zog ihn wieder alles an sich; bald die Geschichte, insonderheit die vaterländi-



sche; bald eine Reisebeschreibung, bald ein Gedicht; bald eine Abhandlung, bald ein Roman. — Hier ist das Scheidealter, wo der von Känntniß zu Känntniß herumirrende Geist sich so leicht in den Irrhaynen flüchtiger Lecture verliert. Vorsehung ist es, wenn bey so unordentlichem Studiren endlich noch etwas solides herauskömmt; Vorsehung ist es, die einem Jüngling Freunde, Gönner, Rathgeber verschafft, aus deren Beyspiel er sieht, wie die Arbeit kann zweckmässig und übereinstimmend gemacht werden. Solche Beyspiele waren für ihn ein Schultheß, Steinbrüchel, Tobler. — Was er in diesen academischen Jahren von der Theologie verstehn lernte, — freylich bey so zerstreutem Studiren wenig, — das hatte er seinen beeden Professoren, Lavater und Zimmermann, zu danken.

Im Frühling 1760. ward er zum Predigamt ordinirt. Hierauf kam er zu seinem väterlichen Oheim, dem Pfarrer Heß, nach Neftenbach, als Vicar und Lehrer seines Sohnes. Dieser Oheim war ein tiefer Kenner der wolfischen Philosophie und war auch selbst Wolfens Schüler gewesen. Mit seltener Gründlichkeit im Denken verband er den feinsten Geschmack und die ausgesuchteste Belesenheit; auch, was über alles

geht,

geht, das menschenfreundlichste Herz. — Der Jüngling, der einigen Autorstolz von dem Gymnasium her — er hatte einige Gedichte verfertigt, — mit sich zu seinem Oheim gebracht hatte, war endlich so gescheut, für einmal das Studium inclarescendi, die Schreib- und Publicirsucht dem gründlichern Lernen und regelmässigen Studiren aufzuopfern. Es waren meistens die besten und nahrhaftesten Schriften, die er bey seinem Oncle las; das Studium der Alten setzte er fort. Hiedurch gelangte sein Geist je länger je mehr zu völliger Reife. Ausser dem Umgang mit seinem vortrefflichen Oheim in Neftenbach, hatte er auch einem andern, mütterlichen Oheim, dem Pfarrer Schulthess, diesem glücklichen Uebersetzer der griechischen Weltweisen, wegen seines litterarischen Briefwechsels sehr vieles zu danken. — Die Art, wie er auf dem Lande die göttlichen Schriften studirte, und seines Oheims geschickte Methode, die evangelischen Erzählungen in Predigten zu behandeln, veranlaßten ihn frühe, Versuche einer Lebensgeschichte Jesu zu wagen. Von dem Oheim aufgemuntert, brachte er gegen das Ende seines siebenjährigen Aufenthaltes in dessen Hause das erste Bändgen zu Stande. — Er schrieb auch um diese Zeit den Tod Moses, ein Gedicht. — Etwas früher



zwo Elegien, dem Andenken eines Jünglings von seinem Freunde gewiedmet.

Um diese Zeit starb sein Vater, dessen ungemeiner Fürsorge er so manche vortheilhafte Situation, in die er gekommen, so manche Hülfsmittel zum Studiren zu danken hatte. — Izt eröffnete sich ihm ein neuer Auftritt des Lebens. Im J. 1767. verehlichte er sich mit Jungfrau Anna Maria Schinz, einer Person, deren ganze Sinnesart sich für ihn, so wie er sich für sie, durchaus schickt. Drey Jahre lebte er mit ihr, ein Paar Stunden von Zürich entfernt, in einem angenehmen Landhause. Hier konnte er nach Herzenslust dem Studiren obliegen. Tiefes, Geist und Herz befriedigendes Studium der göttlichen Schriften war hier sein Hauptgeschäffte. Auch schrieb er hier das zweyte Bändchen der Lebensgeschichte Jesu. Vornemlich aber las und sammelte er, was immer zur Aufklärung des Plans der Offenbarung dienen konnte. Die erste Idee hievon gab er in einer kleinen Schrift: Ueber die beste Art, das Christenthum zu vertheidigen, Zürich 1769. 1774.

Beym Lesen des alten Testaments bediente er sich, um mit der Sprache des neuen desto bekann-

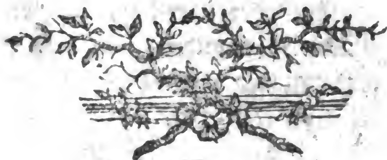
bekannter zu werden, der griechischen Dollmetschung. Aus diesen Betrachtungen entstand sein Werk vom Reiche Gottes, welches die Aufklärung des Plans der göttlichen Offenbarung zum Zweck hat. — In sechs Bänden hatte er im J. 1772. die Geschichte Jesu vollendet. Wie vortheilhaft sich Münter dieses Werkes zur Bekehrung des Grafen von Struensee bedient habe, ist aus öffentlichen Blättern bekannt. Im J. 1774. schrieb er noch die Geschichte der Jugendjahre Jesu; im J. 1775. die Geschichte der Apostel; im gleichen Jahr die Geschichte der Israeliten u. s. w. Wir übergehen verschiedne kleinere Schriften, wie z. B. die Gedanken über das anti-lavaterische Sendschreiben, — die Hoffnungsinsel und so manchen, wichtigen Aufsatz, den er als Mitglied und Vorsteher der ascetischen Gesellschaft edirt hat. —

Der Hauptcharacter der hessischen Methode ist, daß sie Schrift durch Schrift erklärt und fest sich an die biblische Geschichte anschmiegt. Mit Hintansetzung sowol metaphysischer als zu gehaüfter critischer Untersuchungen, für welche das Volk nicht gemacht ist, bemüht sich Heß, den Fortschritt der göttlichen Offenbarungen in so übereinstimmendem Plane und auffallendem



Lichte zu zeigen, daß, wenn auch diese oder jene Lücke, diese oder jene, dogmatische oder philologische Schwierigkeit bleiben, nichts desto weniger die Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Bücher sich durch Innhalt und innere Uebereinstimmung jedem unumfangnen Gemüthe empfehlen.

Seit dem J. 1777. steht unser Heß mit grosser Erbauung als Diacon bey dem Frauenmünster in Zürich.





Gedruckt bey Emanuel Thurneysen.

Helvetiens Berühmte Männer

in Bildnissen dargestellt

von

Heinrich Pfenninger, Mahler,

nebst

kurzen biographischen Nachrichten

von

Leonhard Meister.

Zweyter Band.



Zürich und Winterthur,

In Commißion bey J. C. Füßli und Heinrich Steiner und Compagnie.

1 7 8 4.

Sr. Hochwolgeb. Gnaden

HHrn. Johann Heinrich Ott

Erbherrn von Hefenhofen und Moos

bestregierenden Bürgermeister

des Zürcherschen Freystaates,

dem Vater des Vaterlandes

dem Beschüzer des Verdiensts und der Talente

meinem gnädigen HHerrn

in tiefster Ehrfurcht gewiedmet.

Nicolaus von Flüe. *

Derselbe war aus vornehmem Geschlechte von Sareln im Unterwaldner-Cantone. Noch zeigt man in der Kirche zu Kernz den Taufstein, bey welchem er im J. 1417. den 21. März getauft worden. Die Kindheit verfloß dem stillen, fleissigen Knaben unter den Geschäften und auf den Triften des Vaters. Von seinen Altersgenossen hat er das Zeugniß, daß sie ihn niemals weder unzufrieden gesehn, noch von seinen Lippen ein unwahrhaftes oder unanständiges Wort gehört haben. In seinem männlichen Alter wohnte er dem einheimischen Kriege und den eydgenößischen Feldzügen gegen Siegmund von Oesterreich bey. Damals soll er das Kloster Catharinathal bey Diessenhofen vor der Einäscherung verwahrt und die unbändigen Sieger gelehrt haben: „Freun„de, wenn Ihr den Sieg mit Gott erkämpft „habt, so schont des Besiegten!„ — Nachher bekleidete er eine Rathsstelle im Lande; unbe-

* S. Helvet. Almanach vom J. 1780. wie auch Lebensbeschreibungen heiliger Seelen, B. I. und Arnolds Leben der Gläubigen, nebst dessen Kirchenhistorie Th. IV. Sect. II. No. 18.

weglich schlug er die höchste Würde eines Landammans aus; unvermögend nämmlich glaubt' er sich zur Verbesserung der herrschenden Mißbräuche, und durch fruchtlosen Eifer besorgte er vielmehr Erbitterung als Eintracht zu stiften. Bey solcher Lage der Sachen ließ er sich theils durch natürlichen Hang zur Andacht, theils durch den Genius der Zeiten, ungefähr in seinem fünfzigsten Jahre, zur Erwälung eines einsiedlerischen Lebens verleiten. Noch sieht man über der Thüre seines ehemahligen Wohnhauses das Gemälde seines Abschiedes von Weib und Famillie, mit einer Aufschrift, woraus sich erhellt, daß er im J. 1467. sich von seiner Gattin und von fünf Söhnen und eben so viel Töchtern, nicht ohne innern Streit zwischen Natur und Menschheit und zwischen religiosen Gewissenstriebe, losgetrennt habe. Umsonst daß ihn dieser letztre in den Wüsten, bald an der Reuß, bald an der Aare, hin und her trieb: sein Herz zog ihn zurück; wenn er auch dem Eremitenberuf treu bleiben sollte, so konnte es nur in der Nähe bey den Seinigen geschehen, um auch in der Abgeschiedenheit noch immer für diese zu leben. Zum Aufenthalte wält' er sich also das Ranft, ein enges Bergthal in dem quellenreichen Melchtobel. Hier war ein Brett sein Lager, sein Pol-

ster

ster ein Stein, sein Dach anfänglich ein grosser Lerchenbaum; nachher bauten ihm seine Landsleute eine Hütte und eigne Kapelle, obgleich er seine Mutterkirche zu Saxeln fleißig besuchte. Weit und breit hatte er sich durch Betten und durch ausserordentliches Fasten den Ruhm eines Heiligen erworben. In der Nähe hatten sich seine Gefehrten, auf der einen Seite Ulrich aus Bayern, auf der andern Seite Cecilia von Kerns dem gleichen Eremitenleben gewiedmet. Den Thalleuten von Unterwalden und den Pilgrims, die zu seiner Zelle herbeyflossen, gab Niclaus die heilsamsten Erinnerungen; die Tugend machte er zum nothwendigen Beding einer höhern Seligkeit. Der Kern seiner Sittenlehre bestand darinn: „Liebe ist die Mutter aller Tugenden im „Himmel und auf Erde; an allen ihren Jün„gern äussert sie sich sichtbar; an dem Unter„than z. B. durch Gehorsam; an den Obern „durch Gerechtigkeit. Jeder sey treu und fleis„sig in seinem Stande; nur wenige (sagt er,) „sind zu dem meinigen berufen. — Man ehre „die Priesterschaft, auch selbst die unwürdige; „es ist gleich viel, ob lebendiges Quellwasser „durch Bley oder durch Gold rinnt.„ Auch er selbst that beynahe keinen Schritt, ohne Rath und Beystimmung etlicher, benachbarter Prie-

ster. Zwar unterhielt er sich gerne auch mit Andern über die heiligen Geheimnisse: doch nicht selten sprach er: „Frägt nicht den Mann, der „weder schreiben noch lesen kann; frägt eure „Lehrer!„ Das Leiden des göttlichen Erlösers bat er jedermann im Herzen zu tragen, als den größten Trost in der Stunde des Todes. Einmal bestrafte er die Eifersucht einer Frau, die Hoffart einer andern und den Mutwill eines in burgundischer Ausbeute glänzenden Landmanns. Sein gewöhnliches Gebeth war: „O Gott, „nihm mich mir, und gieb mich ganz zu eigen „dir!„ Den Eidsgenossen empfahl er die Eintracht: „Auch bey Euch, meine Freunde, sprach „er, „leite die Liebe alles zum Besten. Un„friede zerstört und wird zerstört; darum stellt „nach dem Frieden. Einigkeit hat eure Feinde „geschlagen und Euch in Ansehn gesetzt; Eigen„nutz allein kann Euch trennen. Wessen Glück „sich auf Erde vermehret, wie das eure, der „soll zufrieden und Gott dankbar seyn, so mehrt „es sich auch noch im Himmel. Greift niemand „feindlich an, aber wiedersetzt Euch der Ge„walt und beschützt Wittwen und Waysen ge„gen Ueberdrang wie bisher. Macht den Zaun „eurer Freyheit nicht zu weit; auch öfnet ihn „nicht jedem, der anderwärts ausgejagt wor-

„den.

„ den. Meidet fremde Herren und ihre Gaben „ und glaubt meinen Worten, ehe sie unnütz „ sind!„

Von Figur war Niclaus ein hagerer, aber nicht steifer Mann, von ungewöhnlich langem Ebenmaasse, so daß er in seiner sechs Schuh hohen Zelle nicht aufrecht stehen konnte. Die Spitzen glatter Haarlocken berührten seinen braunen Nacken und die ruhige Stirne. Ein dünner Bart gab ihm mehr ein bescheidenes als furchtbares Aussehn. Sein schwarzes Aug hatte einen anziehenden Blick voll Freundlichkeit; wenn er lebhaft redete, so schienen die schwellende Halsadern eher mit Luft als mit Blute angefüllt. Er selbst genoß dauerhafter Gesundheit; seine Kinder hingegen waren alle schwächlich, und zwar an Geiste wie an Körper.

Bey der Uneinigkeit zwischen den Kantons im J. 1481. hatte Niclaus eine ehrwürdige Role gespielt. Zu Anfang dieses Jahres meldeten sich die Städte Freyburg und Solothurn um den Beytritt zu der eydgenößischen Verbindung. Den städtischen Kantons, Zürich, Bern und Luzern waren sie, als Freunde zu gelegener Zeit, sogleich willkommen; von den Kantons Ury,

 Schwytz

Schwytz und Unterwalden hingegen wurden sie als geheime Feinde betrachtet; von jenen erhielten sie das Jawort, von diesen den Abschlag, von Zug und Glarus zweydeutige Antwort. Fruchtlos wurden Tagsatzungen nach Tagsatzungen gehalten.

Es war ungefähr acht Tage vor Weyhnächten, als sich, auf Anhalten der Schiedrichter von Zug und Glarus, und, wie es scheint, durch Veranstaltung des Eremiten, die eydgenößische Gesandte zum letzten male in Stanz versammelten, um entweder Krieg anzufangen oder Frieden zu schliessen. — Zu Stanz lebte ein frommer Priester, Herrmann im Grund, von Luzern, des Eremiten Vertrauter. Als dieser sah, daß der Handel je länger je gefährlicher geworden, begab er sich in der Nacht vierthalb Stunden weit zu Niclaus und kömmt erst in der Mittagsstunde wieder. In vollem Schweisse läuft er in alle Gasthöfe, wo die Gesandte sich eben zur Abreise auf den Nachmittag anschickten. Mann für Mann bat er mit wainenden Augen, um Gottes willen, noch einen Augenblick zu säumen und des frommen Einsiedlers Rath zu vernemmen. Der unerwartete Schritt that seine Würkung. Die betrofene Gesandte hatten sich eben

versammelt, als Niclaus zu ihnen hereintrat. Vor dem wichtigen Unterfangen des Mannes und vor seinem ehrwürdigen Anstande stehn alle von den Stülen auf; er aber sprach mit entblößtem Haupte: „Liebe Herren, ich komme „aus meiner Einöde und weiß nichts von „menschlicher Weisheit; aber Gott hat mich un„terrichtet. Laßt (sagt' er zu den Städten,) „das Burgrecht fahren, welches nur Unrath „gebären kann. Ihr aber (und wandte sich an die Landkantone) „seyd erwiesener Guttha„thaten eingedenk und nehmt Freyburg und „Solothurn gerne zu Eidsgenossen auf; es „kömmt eine Zeit, wo Ihr Euch der Be„folgung meines Rates freuen werdet. Dann „hab ich mit Bedauren vernommen, daß Ihr, „anstatt Gott für eure Siege zu danken, be„ständig über ihre Ausbeute streitet. Lieber! „Theilt in Zukunft herrschschaftliche Eroberun„gen nach den Kantons, und die bewegliche „Beute nach der anwesenden Mannschaft. „Ihr vier Waldstädte bleibt bey der natürli„chen Billigkeit der gleichen Sätze. Und Ihr „alle endlich vereinigt eure vorigen, absönder„lichen Bündtnisse in ein allgemeines Band der „Liebe, der Treu und guter Ordnung. Nichts „mehrers. Der Herr sey mit Euch! „ —

Hierauf allgemeiner Beyfall und Dank von Seite der erstaunten Gesandten. So sehr unterstützte der Ruhm der Tugend und Heiligkeit des Redners den Vortrag, daß er plötzlich auch den Wiederspennigsten einleuchtete. Wenige Tage hernach erschien das Verkommniß zu Stanz und der eydgenößische Bundesbrief für Freyburg und Solothurn.

Das Stanzerverkommniß und sein Stifter, der Eremite von Flüe, erweckten aufs neue die erloschenen Nationalgrundsätze; daher ruft schon der Eingang alle vorigen Verträge in das Gedächtniß zurück und will die Gelübde der Väter nicht auflösen sondern erfüllen; daher ward der Pfaffenbrief vom J. 1370. zur Handhabung des Landesfriedens und der weltlichen Gerichte, — daher die Sempacher-Kriegesordonanz vom J. 1393. wörtlich beygerückt; daher werden für die Zukunft alle heimlichen Gemeinden, Sammlungen oder Anträge verboten und jedem Kanton seine gegenwärtige Verfassung zugesichert; daher verbinden sich alle Contrahenten zu gegenseitigem Schutze gegen den Ueberpracht eines einzelnen aus ihnen und gegen frefelhaften Auszug der Unterthanen. Zugleich verstehn sich die Cantons unter einander, liegende Eroberungen wie auch

Brand-

Brandschatzungen zu gleichen Theilen zu theilen; die bewegliche Beute aber den Truppen nach Marchzal zufliessen zu lassen.

Damit die neue Bundesgenossen, Freyburg und Solothurn, den Arm der Verbündeten nicht zu gefährlicher Vergrösserung mißbrauchen, so wird ausser dem bisherigen eydgenößischen Bezirke für sie ein gewisser Hilfskräis festgesetzt, der ihr Gebiet umfaßt. Zween Puncte unterscheiden diesen Bundesbrief vor den ältern; die beyden Städte, Freyburg und Solothurn dürfen, ohne den Willen aller oder der mehrern von den VIII. ältern Kantons, in keine neuen Bündtnisse tretten; nur behalten sie sich die Freyheit zur Mittheilung ihres Bürgerrechts vor, in so fern nämmlich diese Mittheilung den eydgenößischen Bündtnissen unschädlich seyn werde. — Ein andrer Punkt verpflichtet die neuern Bundesgenossen, daß sie den rechtlichen oder friedlichen Verglich mit ihren Gegnern annehmen müssen, wofern es die mehrern oder alle acht alte Kantons verlangen.

Von allen eydgenößischen Ständen erhielt Niclaus schriftliche Versicherungen des Danks und der Ehrfurcht nebst verschiedenen Geschen-

ken, die er zum Schmucke seiner kleinen Capelle anwendete.

Er starb sechs Jahre hernach im J. 1487, in dem siebzigsten seines Alters, nach achttägigem Leiden, an einer Nervenkrankheit. * An dem Tage seiner Begräbniß zu Saxeln wurden die Werkstätte im Lande beschlossen, und der gewohnte Gottesdienst selbst eingestellt; denn alle Thäler von beeden Unterwalden zogen mit ihren Priestern herbey, dieses erste Gedächtniß seines Todes zu feyren.

Zween seiner Söhne haben die höchste Würde eines Landammans bekleidet. Ihr Portrait mit dem Portraite des Vaters befindt sich auf dem Rathhause zu Sarnen.

* * *

Noch müssen wir über das wunderbar Fasten unsers frommen Niclaus einige Gezeugnisse — und zwar der Zeitgenossen selbst anführen:

In dem Jahrbuche der Pfarrkirche zu Sachseln findt man unterm Jahre 1485. folgende Urkunde: „Um das J. Christi 1417. war ein from„mer Mensch, Nicolaus von der Flüe, gebo-

ren

* In Joh. Jac. Grassers schweizerschen Heldenbuch wird das J. 1502. als sein Todesjahr angegeben.

„ ren und erzogen in der Pfarre Sachseln, —
„ der hernach in eine Wildniß gegangen, die
„ man den Ranft heißt, allda ihn Gott erhal-
„ ten hat ohne Speise und Trank, eine lange
„ Zeit, nämmlich achtzehn Jahre, da dieß ge-
„ schrieben worden, und er war noch selbiger
„ Zeit guter Vernunft und heiligen Lebens. „ —
Aufs J. 1488. steht im Kirchbuche zu Sachseln der kurze Bericht vom Leben und Sterben Nicolai. Darauf hat auch im J. 1491. die Obrigkeit zu Unterwalden die Wahrheit der Sache durch eine authentische Schrift bekräftigen lassen. — Von Gundelfingen, ein Zeitgenosse unsers heiligen Helden, war der erste, welcher so gleich nach dessen Hinscheid im J. 1488. sein Leben beschrieben und der Regierung in Lucern zugeeignet hat. Eben dieses Leben beschrieb bald hernach, nämlich im J. 1501. der Bernersche Gelehrte, Heinrich Wölflin. In seinem Chronicon drückt sich Trithemius bey dem J. 1480. über unsern Nicolaus so aus: „ dieser Mann
„ Gottes ist zu dieser Zeit ein Wunder gewe-
„ sen; siehe, itzt ist es schon das zwanzigste Jahr,
„ daß er in die Einöde trat und keine menschli-
„ che Speise genoß. „ — In den ältern Lebensbeschreibungen wird seines langwirrigen Fastens unter folgenden Umständen erwähnet:

„ Meh-

„ Mehrere argwoneten, daß Claus sich heim-
„ lich Speise zubringen lasse. Auf obrigkeitli-
„ chen Befehl wurde alles genau untersucht und
„ nicht der geringste Betrug entdeckt. Im J.
„ 1469. sandte der Bischof von Constanz seinen
„ Weihbischof, Thomas, nach Unterwalden;
„ nach vielen erbaulichen Gesprächen fragte die-
„ ser den Eremiten, welches die größte Tugend
„ eines Untergebenen sey? — Er antwortete:
„ Gehorsam. — Hierauf legte ihm der Weih-
„ bischof drey Stücke Brod und ein wenig Wein
„ vor, mit Befehl davon zu kosten. Niclaus
„ erschrak; schon achtzehn Monate nämmlich
„ hatte er sich von aller Nahrung entwöhnet;
„ gleichwol nahm er eines von den Stückgen
„ Brod, mit Bitte, daß er es in drey kleinere
„ theilen dörfte. Nach erhaltener Erlaubniß
„ nahm er ein Bröcklein und ließ auch ein we-
„ nig Wein durchgehen; dieß gieng mit solcher
„ Beschwerlichkeit und schmerzenvoller Empö-
„ rung der ganzen Natur zu, daß man besorgte,
„ er würde daran sterben müssen. Von jzt an
„ ließ man ihn seine Lebensart ungehindert fort-
„ führen. „ *

In

* Man sehe Connor in seinem Evangelium Medici, welcher diese Entbehrung der Narungsmit-

In der Einsamkeit schrieb Niclaus verschiedene geistliche Lieder und kleine Erbauungsschriften; unter diesen ist wol die merkwürdigste sein Büchelchen von der Abgeschiedenheit. Dasselbe hatte Peter Canisius herausgegeben; auch ist es in Arnolds Leben der Gläubigen und in Taulers Schrift vom armen Leben eingerückt worden. Zum Beschlusse liefern wir's im Auszuge:

I.

„ Ich habe der Schriften viel gelesen, und
„ mit Ernste gesucht, welches die nächste Tugend
„ sey, wodurch der Mensch sich am innigsten
„ mit Gott einfügen, und also aus Gnaden wer-
„ den könne, was Gott von Natur ist, damit
„ der Mensch am gleichsten dem Bilde sey, wie
„ er in Gott war, bevor er Mensch wurde, als
„ zwischen ihm und Gott kein Unterscheid war,
„ ehe noch Gott die Natur schuf: — so viel ich
„ erreichen mochte, so finde ich nichts anders
„ als daß lautere Abgeschiedenheit das nächste
„ sey. Alle andre Tugenden nehmen einige Rük-

„ sicht

tel theils aus der Austrocknung des Liquoris gastrici, theils aus dem Einathmen stärkender Kräutergerüche u. s. w. erkläret.

„ sicht auf die Creatur: Abgeschiedenheit aber
„ hat Ledigkeit aller Creaturen.

2. *

„ Die Meister loben die Liebe über alle Din-
„ ge: so lobe ich Abgeschiedenheit über die Liebe.
„ Die Liebe zwingt mich, daß ich Gott liebe;
„ Die Abgeschiedenheit zwingt Gott, daß er
„ mich lieben muß. Nun ist dieß lezte viel ade-
„ licher; denn Gott kann sich leichter zu mir
„ fügen als ich mich mit ihm vereinigen könnte.
„ Daß aber Abgeschiedenheit Gott zur Liebe ge-
„ gen Mich zwingt, beweise ich damit, weil
„ jedes Ding gerne seinen natürlichen, eigenen
„ Platz einnihmt. Lauterkeit und Einigkeit
„ kömmt von Abgeschiedenheit, darum muß
„ Gott nothwendig sich einem abgeschiedenen
„ Herzen ergeben. — Zum andern lob ich Ab-
„ geschiedenheit über die Liebe; die Liebe näm-
„ lich zwingt mich dazu, daß ich alle Dinge lei-
„ de durch Gott: Abgeschiedenheit aber bringt
„ mich dazu, daß ich nichts mehr empfänglich
„ bin als Gott. In jedem Leiden nihmt der
„ Mensch Etwas Rücksicht auf die Kreatur, von
„ welcher er das Leiden hat. Abgeschiedenheit

„ aber

* Dieser §. 2. befindt sich nicht bey Arnold, hinge-
gen bey Tauler.

„ aber ist nichts anders empfänglich als Gottes.
„ Was empfangen soll werden, das muß in Et-
„ was empfangen werden. Nun ist Abgeschie-
„ denheit so kleingefügig, daß sich kein Ding
„ darinn enthalten mag als allein Gott; Gott
„ ist so einfältig und innig, daß er sich in den
„ abgeschiedenen Herzen wol enthalten mag.

3.

„ Abgeschiedenheit ist mehr als Demut; oh-
„ ne jene kann diese nicht bestehn. Vollkommne
„ Demut neigt sich unter alle Kreatur: Abge-
„ schiedenheit aber bleibt in ihr selbst. Kein
„ Ausgang ist so edel, daß nicht das Inneblei-
„ ben noch edler sey. Davon spricht der Pro-
„ phet David Ps. XLV. 14. des Königs Toch-
„ ter hat alle ihre Ehre von innen. Lauter Ab-
„ geschiedenheit hat nicht die geringste Rücksicht
„ auf keine Kreatur; sie will weder unten noch
„ oben seyn; sie will also stehn von ihr selbst,
„ niemand zu Lieb noch zu Leid, und will weder
„ Gleichheit noch Ungleichheit mit keiner Krea-
„ tur, noch dieß oder das; sie will nichts an-
„ ders als Seyn — keineswegs dieß oder das
„ seyn; denn wer dieß oder das seyn will, der
„ will Etwas; die Abgeschiedenheit aber will
„ nichts.

4.

4.

„ Nun sollst du wissen, daß die Liebe und
„ Demut Gott dazu gebracht hat, daß er sich
„ senkte in menschliche Natur, und so war lau-
„ ter Abgeschiedenheit unbeweglich in ihm, als
„ er Mensch ward: also that er, da er Himmel
„ und Erde schuf.

5.

„ Auch lob ich Abgeschiedenheit über alle
„ Barmherzigkeit. Barmherzigkeit ist nichts an-
„ ders als daß der Mensch aus sich selber geht
„ auf seines Nächsten Gebrechen und sein Herz
„ davon betrübt wird: Von aller Betrübniß ist
„ die Abgeschiedenheit ledig und sie bleibt in ihr
„ selbst. Dionysius spricht also: der geistliche
„ Adel der Abgeschiedenheit ist so groß, was sie
„ schaut, das ist wahr; was sie begehrt, das
„ ist ihr gewähret; und wem sie gebeut, das
„ ist ihr gehorsam. Wenn der freye Geist steht
„ in rechter Abgeschiedenheit, so ist alles groß,
„ was er schaut, so zwingt er Gott zu seinem
„ Wesen; und mögte er stehn formlos ohn' allen
„ Zufall, so nähme er Gottes Eigenschaft an
„ sich. Dieß mag aber Gott niemand geben als
„ sich selbst; davon mag er dem abgeschiedenen

„ Geist

„ Geist nicht mehr mittheilen, als daß er sich „ ihm selbst giebt; in gänzlicher Abgeschieden- „ heit wird der Mensch also verzückt in die „ Ewigkeit, daß ihn nichts Zergängliches zu be- „ wegen im Stande ist und daß ihm weiter „ nichts Irrdisches schmeckt, und so ist er der „ Welt todt. Gal. II. 20.

6.

„ Rechte Abgeschiedenheit wiedersteht unbe- „ weglich jedem Zufalle, der Freude, den Lei- „ den, der Schande, dem Laster, gleich einem „ bleyernen Berge, den kein Windstoß erschüt- „ tert. In grössere Gleichheit mit Gott kann „ der Mensch nicht gelangen als durch die Ab- „ geschiedenheit. Was die eigentliche Natur „ Gottes ausmacht, das ist eben seine unbeweg- „ liche Abgeschiedenheit; von der Abgeschieden- „ heit hat er seine Lauterkeit, seine ungemischte „ Einfalt und Unwandelbarkeit. Wenn also der „ Mensch soll göttlich werden (in wiefern eine „ Kreatur Gleichheit mit Gott haben mag,) so „ muß es geschehn durch Abgeschiedenheit.

7.

„ Allhie sollst du wissen, daß Gott in dieser „ unbeweglichen Abgeschiedenheit immer gewe-

„ sen ist und immer seyn wird. Da er Himmel „ und Erde schuf, so änderte dieß in seiner un- „ beweglichen Abgeschiedenheit so wenig als ob „ nie keine Kreatur erschaffen wäre. Ich sage „ noch mehr: Alles Gebeth und alle gute Werke „ des Menschen, die er in der Zeit thut, verän- „ dern Gottes Abgeschiedenheit so wenig, als „ ob nimmer gute Werke oder Gebether in der „ Zeit geschehen, und wird Gott dadurch nim- „ mer desto milder oder huldreicher. Ja, ich „ sage noch mehr: Als der Sohn in der Gott- „ heit wollte Mensch werden und da die Natur „ lidt, so gieng dieß die unbewegliche Abgeschie- „ denheit Gottes so wenig an, als ob er nie „ Mensch worden wäre und Marter gelidten „ hätte.

8.

„ Nun mögte einer sprechen: Also hör' ich „ wol, daß alles Gebeth und alle gute Werke „ umsonst sind! Allein hier sollst du wol merken „ und mich weislich verstehen, daß Gott in sei- „ nen ersten Anblicken (so wir einen ersten An- „ blick da nennen sollen,) alle Dinge ansah, „ wie sie geschehn sollten und in demselben An- „ blick sah er, wenn und wie er die Kreaturen „ schaffen wollte, und sah, welches Gebeth er

„ erhö-

„ erhören wollte oder sollte; er hat dein Gebeth
„ erhört in seiner Ewigkeit ehe du je Mensch
„ wurdest. Ist dein Gebeth unmöglich und oh-
„ ne Ernst, so verweigert dir Gott nicht jzt deine
„ Bitte; er hat sie dir in seiner Ewigkeit ver-
„ weigert; also würkt Gott nicht von neuen
„ Dingen; alles ist vorgewürkt Ding, und also
„ steht Gott allezeit in seiner unbeweglichen Ab-
„ geschiedenheit.

9.

„ Nun mögte einer sprechen: Hatte Christus
„ auch unbewegliche Abgeschiedenheit als er
„ sprach: Meine Seele ist betrübt bis in den
„ Tod! Und Maria, als sie wimmerte unten
„ am Kreuze? — Allhie mußt du unterscheiden
„ zwischen dem innern und dem äussern Men-
„ schen, d. i. zwischen der Kraft der vernünfti-
„ gen Seele und der Sinnlichkeit Nun sollst
„ du wissen, daß der innere Mensch, welcher
„ Gott lieb hat, seine Kraft dem äussern Men-
„ schen nicht mehr mittheilt, als in wie fern es
„ die fünf Sinne zu ihrer Leitung bedürfen.
„ Bey jedem höhern Gegenstand zieht der innere
„ Mensch die Kraft, die er den äussern Sinnen
„ geliehen hat, einwärts und heißt alsdenn ver-
„ zückt und sinnlos. Nun sollst du wissen, daß

„ der äussere Mensch mag in Uebung seyn, ohne
„ daß darum der innere Mensch bewegt wird.
„ Nun war in Christo auch ein solcher äusserer
„ Mensch, der gerührt war, ohne daß der in=
„ nere in seiner Abgeschiedenheit gestört wurde.
„ Nihm zur Erläuterung folgendes Gleichniß:
„ Eine Thür geht in den Angeln auf und zu:
„ nun gleich ich die Angeln dem innern Men=
„ schen und das Brett an der Thüre dem äus=
„ sern Menschen; dieses Brett wandelt hin und
„ her; die Angeln bleiben unverändert an glei=
„ cher Stelle.

10.

„ Und was ist nun der Gegenstand lautrer
„ Abgeschiedenheit? — Sie steht auf einem
„ bloßen Nicht. — Nun steht derjenige am höch=
„ sten, in dem Gott nach allem seinem Willen
„ würken mag. Wiewol Gott allmächtig ist,
„ so würkt er doch auf die Dinge nur nach ih=
„ rer Empfänglichkeit oder Bereitschaft; sein
„ Würken ist anderst im Menschen als im Stein.
„ Und finden wir ein Gleichniß in der Natur:
„ Wenn man einen Backofen heitzt und legt ei=
„ nen Täig darein von Hafer und Wäitzen und
„ einen andern von Gersten, so ist zwar nur
„ Eine Hitze im Ofen, und gleichwol würkt sie
„ nicht gleich in den Täigen; dieß aber ist

„ nicht

„ nicht der Hitze Schuld, die gleich ist, son=
„ dern der Täige, die ungleich sind. Eben so
„ würkt Gott in den Herzen nach ihrer verschie=
„ denen Bereitschaft. Soll das Herz die höchste
„ Bereitschaft oder Empfänglichkeit haben, so
„ muß es stehn auf einem bloßen Nichts. Des=
„ sen nihm ein Gleichniß in der Natur: Will
„ ich schreiben auf eine Wachstafel, so mag kei=
„ ne Schrift so klein seyn, die sich schon in der
„ Tafel befindt, so verhindert sie mich, daß ich
„ nicht so gut darein schreiben kann; will ich
„ wol schreiben, so muß ich das vorher geschrie=
„ bene tilgen.

II.

„ Nun frag ich: Was ist des Abgeschiedenen
„ Gebeth? Ich antworte: Ganz lautere Abge=
„ schiedenheit kann nicht bethen. Wer bittet,
„ begehrt etwas; das abgeschiedene Herz begehrt
„ nichts; all sein bethen ist nichts anders als
„ einförmig seyn mit Gott! — Das gute Ge=
„ beth nihmt den Ursprung in guten Gedanken
„ des Herzens, und erst hernach ergießt es sich
„ in Worte: soll nun das Gebeth aufs höchste
„ kommen, so muß es wieder zurückgehn und
„ sich vorerst scheiden von der Hülse der Worte.
„ Alsdenn kömmt die Seele Gott so nahe wie
„ die Morgenröthe der Sonne, die sich in dieser

„ verliert; also zieht Gott die Seele in sich,
„ daß sie an ihr selber nicht ist und ist sie als=
„ denn Gott mit Gott. Auf solche Weise steigt
„ die Andacht aufs höchste. Die Einförmigkeit
„ mit Gott entsteht daher; wenn der Mensch
„ sich Gott unterwirft; hingegen je mehr er sich
„ den Kreaturen unterwirft, desto weniger ist er
„ mit Gott einförmig und desto weniger seines
„ göttlichen Einflusses empfänglich. Dieß meint
„ Paul Röm. XIII. 14. wenn er sagt: Legt an
„ Euch Jesum Christum, und meint Einförmig=
„ keit mit Christo. Wisse auch, daß, als Chri=
„ stus Mensch ward, so nahm er nicht an einen
„ Menschen, sondern menschliche Natur. Geh
„ also hinaus aus allen Dingen, so bleibt noch
„ allein dasjenige, was Christus an sich nahm,
„ und also hast du Christum angezogen. Chri=
„ stus sagt Joh XVI. 7. Es ist euch nützlich,
„ daß ich von Euch gehe u. s. w. — Recht als
„ wollte er sagen: Ihr hängt Euch zu viel an
„ mein gegenwärtig Bild; darum genießt Ihr
„ den vollkommenen, heiligen Geist nicht. Schei=
„ det weg die äussern Bilder und einigt Euch
„ mit formlosen Wesen!

12.

„ Wenn aber das Wolgefallen an dem leib=
„ lichen Bilde Jesu Christi uns säumt an der

„ Em=

„ Empfänglichkeit des h. Geistes: wie viel mehr „ wird uns nicht das Wolgefallen an andern zergänglichen Dingen hieran verhindern? „

So weit der Auszug einer Schrift, welche eben durch Bestreitung aller sinnlichen Empfindlichkeit die tiefste, innere Empfindsamkeit in dem Karacter unsers Niclaus von Flüe an den Tag legt. Bey gefühlvollen Seelen nichts leichter und gewöhnlicher als der schnellste Uebergang von lebhafter Anhänglichkeit zu gänzlicher Abgezogenheit; unmöglich können sie sich zwischen beyden Extremen in der Mitte erhalten. — Nur im Tone oder im Kolorit, keineswegs in dem Grunde oder in der Quelle selbst scheinen die Betrachtungen unsers abgeschiedenen Eremiten von den Empfindungen z. B. eines weltscheuen Rousseau verschieden. * Wenn dieser seinem

* S. Rousseau's Oeuvr. T. XXIV. Lettr. à Mlle. D. M. Je sais, schreibt er, combien le besoin d'attachement rend affligéante aux cœurs sensibles, l'impossibilité d'en former. Je sais combien cet état est triste; mais je sais qu'il a pourtant des douceurs; il fait verser de ruisseaux de larmes; il donne une melancolie qui nous rend témoignage de nousmême, & qu'on ne voudroit pas ne pas avoir. Il fait rechercher la solitude comme le seul asyle où l'on se retrouve avec tout ce qu'on a raison d'aimer. Je ne puis trop vous le dire; je ne connois ni bonheur

Einsiedlerleben einen misantropischen, so hat von Flüe dem seinigen einen mystischen Anstrich gegeben. Seine fromme Methaphysik scheint er von den bessern Mystikern, z. B. Johann Tauler und Thomas à Kempis gelernet zu haben. Gleichwie ehmals gegen den Despotismus des heydnischen Roms die stoische Philosophie, so wurde nunmehr gegen die Hierarchie des christlichen Roms die mystische Theologie als Zuflucht, als einziger Seehafen erwählt. Bey durchgängig herrschendem Sittenverderben und bey verschwindender Hofnung zur Heilung desselben, was schien einem Mann von so reinen Religionsgefühlen, wie Niclaus, noch übrig zu bleiben, als sich der Welt zu entziehn und in sich selbst, in näherm Umgange mit dem Himmel zu leben? Sonderheitlich auch unter den einsamen Alpenbewohnern hat man zu allen Zeiten den Hang zum Mysticismus bemerket.

ni repos dans l'éloignement de soi-même, & je sens mieux, de jour en jour, qu'on ne peut être heureux sur la terre, qu'à proportion qu'on s'éloigne des choses & qu'on se rapproche de soi. — Rousseau fand nichts ausser sich; weit erhabener fand Niclaus nichts als Gott weder in sich noch um sich.

Mat=

Matthäus Schinner. *

Derselbe ward in der letztern Hälfte des XVten Jahrhunderts zu Milibach, in dem Zehnten Gombs, im obern Wallis, geboren. Sein Oheim, Nicolaus Schinner, war Bischof zu Sitten und General-Vicar Papst Alexanders VI. Ungeachtet eines so angesehenen Verwandten, mußte der junge Neffe sich gleichwol armselig durchschleppen. Er besuchte die Schule zu Sitten; gleich andern armen Schülern sang er ums Brod vor den Häusern. Wegen seiner witzigen Einfälle prophezeyte ihm ein angesehener Greiß, daß er einst zu den höchsten Würden empor steigen werde. Ungemein ward der Jüngling durch solche, noch so entfernte Erwartungen zum Fleiß im Studiren ermuntert. Um desto mehr in Künsten und Wissenschaften zu wachsen, ging er nach Zürich und Como. Bey seiner Heimkunft erhielt er anfänglich nur einen gemeinen Pfarrdienst. Wegen seiner schon bekannten Gelehrsamkeit und Wolredenheit ward er von Jost von Silenen, der zufälliger Weise vorbey reisete,

* S. Paul Jovius Elogia, Basil. 1577. wie auch Hist. sui temporis. Bas. 1577.

sete, mit einem Besuche beehret. Dieser Jost von Silenen war jener berühmte Walliser-Bischof, von dem wir im Vorbeygehn nur folgendes bemerken: derselbe hatte viele Kirchen und Schlösser erbaut und auch die Silber-Mine in dem Banier-Thal eröfnet. Wegen sehr geringer Veranlassung hatte er mit seinem Bruder im J. 1487. den Grafen von Arona überfallen. Von dem Lehnherrn dieses letztern, dem Herzog von Mayland, wurd' er geschlagen. Dieser Vorfall und die allzugrosse Anhänglichkeit, welche Jost von Silenen gegen Frankreich bezeugte, empörten gegen ihn einen der angesehensten Einwoner, den Georg Supersax, d. i auf der Flüe. Auf Anstiften dieses Georgs, zog im J. 1496. das Landvolk vor die bischöfliche Burg Majoria; man ließ ihm die Wal, sich entweder gefangen zu geben oder sogleich und für immer und ewig das Land zu verlassen. Der Bischof wälte das letztre. — Dieses Mannes erwähnten wir etwas umständlicher, da wir ihn mit Grund als den ersten Beförderer unsers Schinners ansehen können. Von demselben ward er im J. 1490. zum Dohmherrn zu Sitten ernennet. Als Dohmherr, trug er vieles bey, seinen oben gemeldten Oheim, Niclaus, auf den bischöflichen Stul zu erheben; in dessen Nammen besorgte er die meisten

sten Geschäfte. Im J. 1497. ward er Decan zu Valleria. — Mittlerweile hatte der entsetzte Bischof, Jost von Silenen, verschiedene Bewegungen zur Wiedererlangung des Bistums gemacht, die aber alle fruchtlos geblieben, so daß er genötigt war, sich mit dem Bistum Grenoble zu befriedigen. Sein Nachfolger zu Sitten, obiger Niclaus Schinner, fand die bischöfliche Regierung so unruhig und beschweerlich, daß er sie im J. 1500. aufgab. Nach Einigen soll sein Neffe, unser Matthäus Schinner, so wol von dem Dohmstift als von den Landesbewonern an seine Stelle ernennt worden seyn. Nach den meisten Nachrichten aber ein Andrer, für welchen Schinner die päpstliche Beståthigung in Rom hätte abholen sollen. Daselbst aber kartete dieser letztre die Sache so, daß der Papst ihm selbst die bischöfliche Würde auftrug. Bey seiner Heimkunft fand er freylich gegen sich das Landvolk äusserst erbittert: indeß blieb er, vermittelst der Empfehlung seines ehmaligen Schülers, des oben erwähnten Georg auf der Flüe in dem Besitze des Bistums. Seit jener unglücklichen Expedition der Walliser im Mayländischen wurden dieselbe völlig von Frankreich entfernt; um sich ihnen gefällig zu machen, trat Schinner in die gleichen Gesinnungen; so sehr sein vormaliger

liger Beförderer, Bischof Jost von Silenen, dem französischen Hofe ergeben gewesen, so sehr war nunmehr der neue Bischof diesem Hofe zuwieder. Freylich hatte er im J. 1500. Ludwig XII. seine Dienste anbieten lassen, allein unter solchen Bedingungen, daß der König keineswegs Lust hatte, die Freundschaft eines einzigen Mannes so theuer zu kaufen. Schinner ließ ihm sagen: Nunmehr soll Frankreich empfinden, wie sehr viel an einem einzigen Manne gelegen seyn könne, und hiemit trat er auf Seite des Herzogs von Mayland, des Papsts und des Käisers. Durch seinen Einfluß und durch seine rührende Beredtsamkeit brachte er's im J. 1501. dahin, daß in der Eidgenoßschaft, zum Nachteil der französischen Anwerbungen, die Pensionen bey hoher Strafe untersagt wurden. Im J. 1503. ward auf seine Vermittlung zwischen obgedachtem König und zwischen den Eidgenossen Friede geschlossen; Kraft dieses Friedens fiel die Grafschaft Bellenz an die Kantons Uri, Schweiz und Unterwalden Nid dem Wald; auch hinterhielt er die Schweizer, daß sie diesem König keine Hilfstruppen zu seinem Zug nach Neapel bewilligten. Im J. 1506. hatte er die Kriegesflamme, welche zwischen Wallis und Savoien ausbrechen wollte, im ersten Funke gelöscht.

Als

Als päpstlicher Legat befand er sich im J. 1510. auf der eydgenößischen Tagleistung; daselbst bewog er die Eidgenossen zu fünfjähriger Verbindung mit dem römischen Stule. Auf zween verschiedenen Wegen zogen sie, zu Gunsten des Papstes, bey 6000 Mann in Italien. Bey ihrem Dnrchmarsch zu Martiqui und über den Sanct Bernard sah sie der Bischof vorüber ziehn, indem er ihnen sogleich das erste Soldgeld bezalte. Aus Mangel an Proviant, zogen diese Truppen unverrichteter Sachen wieder nach Hause. Hierüber liessen sich die Eidgenossen beym Papste entschuldigen und zugleich die noch rückständige Besoldung abfordern. Nach Verweigerung dieses Begehrens, wendete sich nunmehr Georg auf der Flüo mit seinen Wallisern auf die französische Seite und ganz wurde der Unwillen des Volkes auf Schinners Nacken geladen. Schon war es im J. 1511. vor seinem Palaste mit der Mazze versammelt. — — Im Vorbeygehn mag man bemerken, daß dieses Wort in der celtischen Sprache und auch jzt noch in der spanischen, Matta, so viel als Töden bedeutet, wie denn Matt im Schachspiel den gleichen Sinn hat.* Die Mazze bey den Wallisern ist eine Stange, mit Lappen umwunden.

den.

* S. Eccard ad legem salicam.

den. Unter allerley Schimpfreden wird sie im Begleite des Volkes vor das Hause des verhaßten Bürgers getragen; bey Vermehrung des Zulaufs ist für denjenigen, auf welchen die Mazze abzielt, alle Rettung verloren. Kaum hatte Schinnern dieser Ostrazismus getroffen, so flüchtete er sich in eines Feld-siechen Kleidung über das wilde Gebirg, mitten durch das französische und ferrarische Kriegsheer. In Rom erhielt er zur Belohnung seines politischen Martyrtums den Kardinalshut nebst der Würde eines päpstlichen Legaten in der Lombardie, in Deutschland und wo noch sonst der Papst sich seiner Dienste zu bedienen bereit war.

Bey seiner Zurückkunft in die Eidgenoßschaft arbeitete er eifrig gegen die Vereinigung der Eidgenossen mit Frankreich. Eine kleine Beleydigung, die einem Läufer aus Schweiz von einem französischen Soldaten im Mayländischen angethan worden, kam ihm eben gelegen, unter dem Vorwand, die Beschimpfung zu rächen, die Eidgenossen aufzufordern, daß sie bey 10000 Mann stark gegen die Franzosen ins Mailändische zogen.

Im J. 1512. trafen die eydgenößischen Gesandte, welche nach Venedig geschickt worden, daselbst den Kardinal an; ihn ersuchten sie, den

Papst

Papst zur Auszalung des ausstehenden Solds zu bereden. Anfangs stellt' er sich schwirrig; allmälich machte er Hofnung; nebst einem andern päpstlichen Legaten brachte ers durch Indulgenzen, durch rührende Worte und besonders durch ausgestreutes Geld dahin, daß zum Beystand des Papstes sich bey 20000 Eidgenossen nach Italien begaben. Diesen sollten bis zu gänzlicher Auszalung des Soldes alle gemachte Eroberungen zum Unterpfand dienen. Unter Mittheilung eines kostbaren Hutes und Schwerdtes wurden sie von dem Kardinal nach Mäiland geführt. Daselbst verjagten sie das Kriegesheer Ludwigs XII. und setzten den verlaßnen jungen Maximilian Sforzia im J. 1513. wieder in sein väterliches Herzogtum ein. Zur Vergeltung erhielten sie die Herrschaften Lauis, Lugarus, Mendris und Maynthal; die Graubündtner aber das Veltlin, Cleven und Worms. Der Kardinal ward von dem Herzog mit der Stadt Vigevano beschenkt. Vom Papste erhielten die Eidgenossen nebst kostbaren Kriegespannern den Titel der Kirchenbeschützer. Noch in gleichem Jahr wollte Ludwig XII. Mayland dem neueingesetzten Herzogen wieder entreissen. Er ließ Novarra belagern. Die eydgenößische Besatzung von 8000 Mann that einen Ausfall auf das verschanzte,

fran-

französische Lager; sie erstiegen dasselbe, richteten das eroberte Geschütz gegen den Feind und zwangen ihn, mit eiliger Flucht aus ganz Italien zu ziehn. Seither wagte sich im J. 1515. Franz I. wieder an Mäiland. Zalreich zogen ihm die Eidgenossen über den Gotthard entgegen. Von Frankreich aber wurden die Einen bestochen, die andern wußten selbst nicht, was sie wollten. Der kleinere Theil griff das französische Lager bey Marignan an. Die Verschanzungen nebst dem Geschütze wurden erobert und der König selbst war in Gefahr. Die Nacht hinderte den Fortgang der eydgenößischen Waffen. Des folgenden Tags vereinigte sich der venetianische Feldherr Alviano mit dem französischen Kriegsheer; dieser Umstand zwang die Eidgenossen zum Abzug; die Feldstücke luden sie auf ihre Schultern; die Verwundten hatten sie in die Mitte genohmen; in bester Ordnung zogen sie nach Mayland, mit solchem Erstaunen der Franzosen, daß von ihrem ganzen Heer nicht Einer es wagte, sie zu verfolgen. Dieß ist das Zeugniß des Guiccardins.* Der Unterkönig von Neapel und der päpstliche Feldherr, anstatt, vermöge des Bündtnisses, den Eidgenossen zu Hilfe zu kommen, waren unthätig geblieben.

Aus

* S. auch Paul. Jovii Hist. L. XV.

Aus Unwillen hierüber, verliessen nun leztre Italien und verglichen sich mit den siegreichen Franzosen. Durch ihren ewigen Frieden mit Frankreich vom J. 1516. war Franz I. zu ruhigem Besitz von Mäiland gelanget.

Die Schuld von der erkalteten Freundschaft zwischen den Eidgenossen und dem Herzog von Mayland warf der Kardinal auf den Bischof Sfortia von Lodi. Dieser aber beschuldigte jenen, er habe von den wegen Eroberung Mäilands empfangenen 500000 Ducaten 200000 für sich selbst auf die Seite geschlagen. Auf Anstiften des Kardinals wurde der Bischof zur Verantwortung gezogen und zur Bestrafung dem Papst übergeben.

Der Haß gegen den Kardinal wurde in Wallis so groß, daß er nicht länger im Lande bleiben durfte. Er begab sich zum Käiser nach Insprugg. Diesen suchte er zur Widereroberung von Mäiland zu bewegen; auch schrieb er an die Eidgenossen, um sie zur Rache gegen Frankreich zu reitzen; alles blieb fruchtlos. Nichts desto weniger ließ sich Franz I. verlauten, daß er die Feder dieses Kardinals für fürchterlicher halte als manche Schwerdter der Feinde. — Keineswegs schien Schinner der Kirchenverbesserung unabgeneigt; ob er sich nur so gestellt

habe, um den Zwingli in seine Gesinnungen zu bringen, oder ob er sonst durch seine nachherigen Schicksale von der Partey der Reformatoren entfernt worden sey, mögen Andre entscheiden. — Schon im J. 15:3. hatte er dem VIten Lateranensischen Conzilium in Rom beygewohnt und daselbst den Johann von Medicis, nachherigen Leo X. bey der Papstwal begünstigt. Hätte er seine Stimme einem Andern gegeben, so wär er wahrscheinlich bey einer künftigen Gelegenheit auf den h. Stul befördert worden. Nach Einigen soll er im J. 1514. in England durch seine Philippica gegen Frankreich den König Heinrich VIII. von näherer Verbindung mit dieser Krone entfernt haben. — Auch dem Käiser Karl V. war er zum Nachteil der französ. Krone eifrig ergeben. Niemals indeß vergaß er über der Theilnemmung an öffentlichen Geschäften seine Privatrache. — Seinen Wiedersächer, den Georg ab der Flüo, welcher das Bürgerrecht zu Bern besaß, klagte er in dieser Stadt an und machte ihn überall bey den Eidgenossen verdächtig. Dem Kardinal war es gelungen, ihn zu Rom in päpstlichen Verhaft sezen zu lassen. Auf des Königs in Frankreich Fürbitte ward er wieder aus dem Gefängniß befreyt. Seither hatten sich beede Parteyen

tödt-

tödtlich verfolgt und je einer des Andern Verbannung aus Wallis befördert.* Auf der eydgenößischen Tagleistung klagten die Walliser, daß ihnen der Kardinal die für sie empfangne Besoldung verweigeret habe.** Abermal ward vor seinen Palast die Mazze getragen; seine Schlösser wurden erobert; seine Beamten, seine Freunde und Brüder vertrieben und er selbst des Bistums unwürdig erkläret. — Mittlerweile hatte er in Rom für dieses Bistum die größte Sorge getragen. Schon im J. 1513. hatte er von Papst Leo X. zwo günstige Bullen erhalten; vermög einer derselben trat das Bistum Sitten in den Genuß jener schon vorher zwischen dem h. Stul und zwischen der teutschen Nation errichteten Concordaten; vermög der andern wurde das Bistum so wol als das ganze Walliserland von der geistlichen Ober-Gerichtsbarkeit des Erzbistums Tarantaise entledigt. — In Wallis war unterdessen eine dritte Faction entstanden; sie nennte sich neuteral, errichtete ein Landgericht, zog die bischöflichen Güter zu gemeiner Hand und versprach jeder Parten rechtliches Verhör. An die Eidgenossen begehrte der Käiser die

* S. Simlers Valesia I. 51. und Stettler I. 558.
** S. eydgn. Absch. Freib. 27. Sept. und 18 Octob. 1516.

Wiedereinsetzung des Bischofs. Nach wiederholten Gesandschaften und Tagleistungen thaten diese den Vorschlag, sie wollten die geistlichen Puncten des Streithandels der Entscheidung entweder eines päpstlichen Legaten oder eines eydgenößischen Bischofs überlassen, und nur über die weltlichen Klagen, jedoch ohne Appellazion, urteilen. Diesen Vorschlag schien der Kardinal zu genehmigen, nur mit Ausnahme, daß es ihm vergönnt sey, den ab der Flüo zu Rom am Rechten zu suchen. Durch die Freunde dieses letztern wurde der ganze Vorschlag vereitelt und von neuem mit Thätlichkeiten gegen den Kardinal und seine Anhänger verfahren. Mit Acht und Bann wurden hierauf ihre Widersächer verfolgt. Nichts desto weniger bewilligte der Dohm, Decan zu Sitten, ein Sohn des ab der Flüe, eigenmächtig die Fortsetzung des Gottesdienstes und, ungeachtet aller Aufforderung von Seite des Käisers, wollten sich die Eidgenossen keineswegs zur Bekanntmachung der Acht und des Banns gegen die Walliser in ihrem Lande verstehen.

Umsonst versuchte es der Kardinal sich wieder nach Wallis in den Gambser-Zehnten zu wagen; gar bald sah er sich wieder aus seinem Vaterlande vertrieben. Von Rom aus kam die

Er-

Erklärung, daß Wallis bis zur Widereinsetzung des Bischofs im Bann bleiben solle. Immer blieb unterdessen hie und da sein Einfluß in der Eidgenoßschaft noch ungemein groß. Zu wiederholten Malen hatte der Papst helvetische Truppen begehrt, das eine mal wurden sie ihm abgeschlagen das andre mal wieder bewilligt. In seinem Namen mußte Verulan von neuem Zuzug begehren. Da dieser wenig ausrichtete, so ward dem Kardinal von Sitten, als damaligem käiserlichen Abgesandten, der gleiche Auftrag gegeben. Vorläufig, um desto eher Eingang zu finden, ließ der Kaiser versprechen, daß der Kardinal den Wallisern in Betref ihrer Klagen gegen diesen Genugthuung leisten werde. Ganz sachte grif der Kardinal das Geschäft an. Zum voraus lehnte er den Verdacht von sich, als wär er abermal zur Stöhrung der Ruhe in die Schweiz gekommen; heilig versicherte er, daß er einzig zur Beförderung der eydgenößischen Ehre und Vorteile da sey: mit den schmeichelhaftesten Liebkosungen indeß verband er die unverschämtesten Dräuungen. Endlich erhielt er zu Zürich für den Papst 2700 Mann. Aeusserst war hierüber Zwingli erbittert. „Ich wollte, sprach er, daß „man durch des Papstes Bundesbrief ein Loch „gestochen und ihn dem Boten zur Heimreise

„ auf den Rükken geheftet hätte Ueber einen „ Wolf, fuhr er fort, stürmt man; den Wölfen „ aber, welche Menschen verschlingen, wehrt „ niemand; sie tragen billich rothe Hüte und „ Mäntel; schüttelt man diese, so fallen Duca- „ ten und Kronen heraus: und werden sie eng „ zusammengewunden, so fließt aus denselben „ das Blut deines Sohnes, Bruders, Vaters „ und Freundes. „

In Person trat der Kardinal vor die Raths- versammlung in Zürich, um wegen Genehmigung seiner Bitten zu danken. Unvermerkt aber gab er sich bloß, daß die bewilligten Truppen zur Vertreibung der Franzosen aus Mayland sollen gebraucht werden. Ganz betrofen hierüber, entschloß sich der Rath zur Abstellung der Werbung. Die Kreaturen des Papstes, besonders Joachim am Grüt, wußten diesen Entschluß wankend zu machen; um so viel mehr da itzt Schinner aufs neue gelobte, daß der Kriegshaufen nicht anderst als auf päpstlichem Boden gebraucht werden sollte. Kraft des römischen Bündtnisses glaubte sich endlich Zürich zum Nachgeben genötigt. Ungeachtet die übrige Kantons alle päpstliche Werbung bey Lebensstrafe verboten, so konnten sie doch den Zulauf der Ihrigen zum Kardinale nicht ganz verhindern.

Schon

Schon hatte dieser 6000 Eidgenossen, nebst etlichen tausend Bündtnern und Wallisern gesammelt. — Nach erhaltnem Bericht, daß selbige gegen Mayland geführt werden, ward durch Eilboten der Kardinal von den Kantons hievon abgemahnet und den Truppen beym Eyd untersagt, daß sie nichts Feindseliges gegen die Eidgenossen in Mayland vornehmen sollen. Hierüber entstand unter dem Kriegeshaufen Verwirrung; viele gaben den Reißaus; andre fluchten dem Kardinal vor die Stirne. Dieser hob die gefaltenen Hände zum Himmel: „Allmächtiger „Gott, rief er, du weissest, warum ich das „thue, und wie viel ich leide. Der gute, arme „Mann weiß nicht, was er sagt.„ Sonst pflegte er zu sagen: „Um der Kirche willen „muß ich viel dulden: Nachts aber schüttle „ich meine Mütze, jage alle Unruhen von mir „und schlafe.„

Ungemein stark hatten die Franzosen den Fluß Adda verwahret. Der Kardinal sah wol ein, daß er seine Völker an den Rand des Abgrundes geführt hätte. Schon war er darauf bedacht, sich bey nächtlicher Weile aus dem Staube zu machen. Mit äusserster Gefahr schlug Caspar Göldlin sich durch; nunmehr wollte man das Heer mit grossen Verheissungen zur Verei-

nigung mit den päpstlichen und käiserlichen Truppen an dem Fluß Adda bereden, um alsdann mit gesammter Macht die Franzosen aus Mayland zu schlagen. Die Befehlshaber von Zürich erklärten sich: Wenn diese Zelte und alles, was darinn ist, lauter Gold wären, so nähmen wirs nicht an, wofern wir dafür die geschworne Ordonnanz übertreten sollten. Bey diesem Entschlusse blieben die Zuger und Zürcher. Die übrigen Eidgenossen stiessen zu dem päpstlich-kayserlichen Heere. Ohne Schwerdtstreich eroberten sie Mayland. Bald hernach starb der Papst, nämlich den 13. Christm. 1521. Nach einigen von Vergiftung, nach Andern wegen ausschweifender Freude über den Sieg. — Der Kardinal von Sitten begab sich ins Conclave, einen neuen Papst zu erwälen. Plötzlich ward er daselbst todt gefunden. Als nämlich nach einigen Stimmen die dreyfache Krone auf sein Haupt fallen sollte, war dieß Andern zuwieder, so daß er (wie man vermutet,) durch Gift aus dem Weg geräumt worden.

Noch wollen wir kürzlich der Schicksale Georg Supersax erwähnen. Ehmals war er Schinners Schüler und Freund; hernach aber hatte er zugleich mit den politischen Gesinnungen auch sein Herz gegen Schinner verändert.

Nach-

Nachdem auf Anstiften dieses letztern sich die Schweizer mit dem Papste vereinigt hatten, so bewog Supersar die Graubündtner und einen Theil der Walliser zu einer Verbindung mit Ludwig XII. — Georgs von Suppersar Sohn war damals Decan des Dohmstifts zu Sitten; an der Spitze eines Kriegeshaufens zog dieser nach Mayland. — Dem Kardinal Schinner gelang es, Georg von Supersar wegen empfangner, französischer Jahrgehalte verdächtig zu machen. Mit Hintansetzung aller Formalitäten ward er verurteilt. Er wollte nach Bern gehn, wo er das Bürgerrecht hatte, in der Absicht, sich daselbst zu rechtfertigen. * Unterwegs aber ward er zu Freyburg ins Gefängniß geworfen. Daselbst lag er beynahe drey Monate; drey Tage nach einander ward er auf die Folter geschlagen. So wenig Begriff hatte man in jenen barbarischen Zeiten von Natur- und Völker-Recht, daß man nicht Ursache hat, sich über solch gesetzwiedriges Betragen zu befremden. Supersar hatte eine sehr schöne Gemalin; ihm hatte sie drey und zwanzig Kinder geboren; sie begab sich nach Freyburg, um für ihren Gemal um Gnade zu bitten. Arsent, der Schultheiß die-

 ses

* S. Sinners Voïage dans la Suiſſe occidentale, T. II. Ch. IX.

ses Freystaats, hatte Mitleiden mit der unglücklichen Famillie; dem Supersax war er zur Flucht aus dem Kerker behülflich. Morgens darauf entstand hierüber allgemeiner Tumult. Der Schultheiß hatte sich wegen Entwischung des Gefangnen verdächtig gemacht. Um der Wut des Volks zu entgehn, rettete er sich in eine Kirche; man riß ihn heraus, setzte ihn in den gleichen Kerker, in welchem Supersax gewesen war, und auf der Folter ward er zum Geständtniß gezwungen. Mittlerweile hatte Supersax sich nach Neuburg geflüchtet. Die Freyburger liessen ihn herausfordern. Ludwig von Orleans, der damalige Beherrscher von Neuburg, befand sich bey dem französischen Kriegsheer in Italien. Supersax rief die Neuburger um Schutz an, und sie wiedersetzten sich seiner Auslieferung. Unter dem Vorwand, daß er mit Bern im Bürgerrecht stehe, zog dieser Kanton den ganzen Prozeß vor seinen Gerichtshof. Kein Bedenken fanden die Neuburger, ihn dahin zu liefern. Immer indeß waren die Freyburger auf ihren Ansprüchen beharret; bey ununterbrochen verweigerter Auslieferung des Supersax, suchten sie sich an seinem Erretter, dem Schultheiß, zu rächen. Weder sein Rang noch seine Vermälung mit der Tochter des Bernerschen Schutheiß Dieß-

bachs

bachs konnten ihn der Wut des Pöbels entreissen; er ward verurteilt, auf der Blutbühne den Kopf zu verlieren.

Ungeachtet Abgeordnete von Wallis und Freyburg nach Bern gekommen waren, um die Auslieferung des Supersax zu verlangen, so ward sie gleichwol verweigert; er selbst wurde vor dem Bernerschen Tribunal ledig gesprochen; jedoch unter Bürgschaft, daß er alle Prozeßunkosten bezale und daß weder er noch jemand von den Seinigen jemals wegen der erlidtnen Unbillen sich räche. Zu gleichem Gelübde wurden auch die Verwandte des unglücklichen Schultheissen in Freyburg verpflichtet.

Supersax wagte sich nicht wieder nach Wallis zurückzugehn; er starb zu Vevai im Bernergebiete.

Philippus Aureolus Theophrastus Parazelsus genennt Bombast von Hohenheim. *

Nach den Einen fällt sein Geburtsjahr in das Jahr 1483, nach den andern in das Jahr 1493. Eben so wird sein Hinscheid von den einen in das Jahr 1541. und von den andern in das Jahr 1551. gesetzet. Auch über sein Geburtsort sind die Meinungen verschieden; nach den Einen war es Einsiedeln im Kanton Schweyz, nach den andern Hundwyl im Appenzeller-Kanton. Sein Vater wird für den unehlichen Sohn eines Edelmanns von Hohenheim, genennt Bombast, gehalten; nach andern war sein Vater ein Commenthur deutschen Ordens zu Abenau in der Eiffel. Desselben erwähnt er unter dem Namen Wilhelms von Hohenheim, als eines Arztes zu Villach in Kärnthen. Dieser unterwies den Sohn in der Arzneykunst; in der lateinischen Sprache

* S. Schröcks gelehrte Lebensbeschreibungen, I. Samml. No. 2. Adami Vitas medicor. Conring. de Hermet. medic. B. II. C. 12. Der deutsche Mercur vom Julius 1776. u. a.

Sprache scheint er ihn verabsäumet zu haben. Conring vermutet, aus Mißverständtniß habe der Jüngling jene Worte beym Hieronymus gegen den Jovian: extat aureolus Theophrasti liber also gelesen: extat Aureoli Theophrasti liber, und daher sich mit dem Namen Aureolus Theophrastus geschmücket. — Hierinnen stimmen Thomas Erastus und von Helmont überein, daß er schon in der Kindheit seiner Mannheit beraubt worden sey; letztrer schreibt den Zufall dem Biß eines Schweins zu; erstrer erzält, daß es von einem Soldaten auf der Wayde geschehn sey. Von einigen vornehmen Geistlichen, besonders von dem Abt Trithemius zu Spanheim und von Sigmund Fugger von Schwarz wurd' er in allerley chymische Geheimnisse eingeweyht. Auf Reisen erweiterte er seine medicinische Känntniß; nicht nur die Gelehrten, sondern auch Bader, alte Weiber, vermeinte Schwarzkünstler zog er zu Rate. Er selbst meldet, daß er in Finnland und Lappland gewesen; auch soll er Arabien und Aegypten besucht haben. Seinen Aussagen indeß darf man nicht allemal traun, da er ein grosser Praler gewesen. In Rußland wurde er von den Tartarn aufgefangen; der Chan schickte ihn mit seinem Sohn nach Konstantinopel; daselbst fand er, nach eigenem Vor-

geben,

geben, im acht und zwanzigsten Jahr den Stein der Weisen. In seinen medicinischen Fragmenten * rühmt er sich, sechshundert ganz neue Entdeckungen gemacht zu haben. — Fleißig hatte er die alten Handschriften in den Bibliotheken durchblättert. In einem Sendschreiben des kayserlichen Leibarztes Krato von Krafftheim an Joseph Skaliger ** wird er beschuldigt, er habe seine größten Geheimnisse aus der Handschrift eines ungenannten Mönchen aus dem XIII. Jahrhundert entlehnet. In dem Aufsatz von der Pestseuche behauptet er gegen die Gegner, daß er Galens Anweisungen weit besser als sie selber verstehe. „Ihr werdet, schreibt er, in der
„Stadt Braunschweig und auf der böhmischen
„Gränze in einem Kloster ein Buch finden mit
„den ungefälschten Commentarien des Galens
„und Avicenna; ist ein Buch, grösser als sechs
„Mannsspannen in der Länge, und drey in der
„Breite; ist Sünde und Schande, daß ein so
„köstlicher Schatz soll vergraben bleiben. —
„Ein solches Buch ist noch bey einem alten Bür-
„ger in Hamburg vorhanden, und noch viele
„eigne Handschriften des Galens und Avicenna
„auf birkenen Rinden und wächsernen Tafeln.
„Aber

* S. Tom. I. Opp. S. 131.

** S. Exercitat. Scaligeri contra Cardan.

„ Aber was ists? So bald es unsre Gelehrten
„ sehn werden, werden sie sagen, es sey Negro-
„ mantie oder sonst Gauckeley u. s. w. „

Im J. 1527. ward Parazelsus durch Joh. Oecolampaden Vermittlung als Lehrer der Chymie nach Basel berufen. Sowol an Patienten als an Schülern war sein Zulauf ungemein groß. Bitter beklagt er sich in der Vorrede der Bertheonea über den Mißbrauch und über die Verdrehung seiner Vorlesungen; wenn er die meisten seiner Schüler für Betrüger erklärt, so gedenkt er hingegen Johann Oporins als seines redlichen Vertrauten, ungeachtet er auch diesem durch ausschweifende Lebensart, besonders in der Trunkenheit, viel Verdruß verursachet hatte. — In seiner Verthaydigungsschrift * schreibt Parzelsus von sich selbst: „ Er sey von Natur nicht subtil
„ gesponnen; es sey auch nicht seines Landes
„ Art, daß man das mit Seidenspinnen erlan-
„ ge; sie werden nicht mit Feigen erzogen, noch
„ mit Meth, noch mit Wäizenbrod, sondern
„ mit Käse, Milch und Haferbrod. — Diejeni-
„ gen, die im Frauenzimmer auferzogen werden,
„ und sie, die unter Tannzapfen erwachsen, ver-
„ stehn einander nicht wol. „ — Von dem pralerischen und beleydigenden Ton seines Vortra-

ges

* S. T. I. Op. s. 261.

ges mag folgende Stelle aus der Einleitung zu seinem Paragranum zum Müstergen dienen: *
„ Mir nach, ich nicht Euch nach. Ihr mir
„ nach, mir nach, Avicenna, Galen, Rhasis,
„ Montagnana, Mesue u. a. Mir nach, und
„ ich nicht Euch nach, Ihr von Paris, Ihr von
„ Montpellier, ihr von Meißen, von Wien,
„ Ihr Inseln im Meer, du Italien, du Athen,
„ du Araber, du Israelit, mir nach, und ich
„ nicht Euch nach; euer wird keiner im hinter-
„ sten Winkel bleiben, an den nicht die Hunde
„ br— werden. Ich wird Monarch, und mein
„ wird die Monarchie seyn, und ich führe die
„ Monarchie und gürte eure Lenden. Wie ge-
„ fällt Euch Cacophrastus? Diesen Dr— müßt
„ Ihr essen. „ Um seine Verachtung gegen die Alten zu zeigen, ließ er die Schriften des Avicenna öffentlich verbrennen. — Daß er Zauberey und Geisterbeschwörungen verabscheuet habe, sieht man aus seinem Buch de Imaginibus. ** Die Zauberworte und die Geisternamen in seinen Schriften scheinen nichts anders als Benennungen seiner Heilmittel zu seyn.

Nach zwey Jahren sah er sich genötigt, Basel zu verlassen. Cornel von Lichtenfels, Schul-

herr

* S. Tom. I. s. 199, und 951.

** S. Opp. Tom. II. C. 11. s. 307.

herr unter den Dohmherren daselbst, wurde von Magenschmerzen heftig geplaget. Für die Befreyung davon versprach er Parazelsen hundert Gulden. Dieser schickte ihm drey Pillen von seinem geheimnisreichen Laudanum. Der Dohmherr fühlte Erleichterung; dem Arzt aber schickte er nicht mehr als sechs Gulden. Darüber kams zum Prozesse; die Obrigkeit sprach Parazelsen nicht genug Lohn zu; unwillig hierüber, stieß er Schmähworte aus; dann flüchtete er sich ins Elsaß, ferner nach Nürnberg, Bayern und endlich nach Salzburg. An leztern Orte starb er — nach einigen im Gasthof, nach andern im öffentlichen Lazareth, in einem Alter von ungefähr 47 Jahren. Umsonst also, daß er von seinem Elixir proprietatis ein Leben von etlichen Jahrhunderten und freye Todeswahl erwartete! Der Erzbischof ließ auf seinen Grabstein setzen, daß er die Gicht, die Wassersucht und den Aussatz habe heilen können, und daß er sein Vermögen unter die Armen ausgetheilt habe. — Er war ein abgesagter Weiberfeind und hatte sich niemal verheyratet.

Parazelsus wußte zuerst das Opium und Quecksilber heilsam zu gebrauchen; ungeachtet seine vorgebliche Entdeckung des Steins der Weisen Charletanerie war, so hatte er es doch in

der Chymie überhaupt weit gebracht; die Krankheiten leitete er aus dem Tartarus und aus chymischen Bestandtheilen her; von der schneidenden und brennenden Wundarzney hielt er nicht viel, dagegen empfahl er sympathetische Heilmittel. Seine Künste verhüllete er in dunkle Worte und Bilder. Sein Vortrag war Deutsch, mit Latein vermischt. Hellmont * vermuthet, daß er theils aus Verachtung und Unkunde der lateinischen Sprache, theils aus Liebe zum Vaterland sich der Muttersprache bedient habe. — In Absicht auf die Religion schien Parazelsus weder mit der römischen noch mit der protestantischen Kirche zufrieden. Die Känntniß der Wege Gottes in der Natur hielt er für die einzige Grundlage ächter Gottesgelehrtheit. Da, nach seiner Lehre, Gott im Gnadenreich eben so handelt wie im Naturreich, so glaubte er aus der Naturwissenschaft und aus der Chymie Gott und seinen Willen am besten kennen zu lernen; daher war sein theologischer Vortrag ganz in chymische Kunstwörter gehüllet. In neuern Zeiten ist diese Theosophie durch Robert Fludd, Valentin Weigel, Jakob Böhm u. a. fortgepflanzt worden. Hie und da liegen mehrere seiner Handschriften vergraben. Unter denselben befinden

sich

* S. Hist. Tartari. s. 225.

sich seine Commentarii in omnes pene N. T. libros. Diese hat Morhof (Polyhist. L. I. C. X.) in Isaac Vossen Büchersammlung gesehen. Andre Handschriften, besonders auch sein wichtiger, sehr vertraulicher Briefwechsel mit Bartholomäus Schobinger zu St. Gallen, waren vormals an leztern Orte in der Schobingerischen Famillie verwahret. Von diesen Schriften sagt Goldast, * ea auro contra cara esse. Da sich keine einzige von des Parazelsus Schriften findet, welche vor seinem Sterbejahr öffentlich erschienen, so ists wahrscheinlich, daß er bey seinem Leben nichts davon habe drucken lassen. Dieß ist um so mehr zu bedauren, da seine Anhänger, Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhaüser, Peter Severin, Croll, Scheünemann u. a. seine hinterlaßnen Papiere in der größten Unordnung zum Drucke befördert haben. Unter diesen ragt besonders der Peter Severin hervor, welcher vieles aus seinem Gehirn zu den Theophrastischen Schriften hinzugefügt hat; wie davon folgendes zum Beyspiel dienen kann: „Dem Arzte ist nöthig zu wissen, daß im Menschen ist der Drachenschwanz, der Widder, „die Polaraxe, die Mittagslinie, der Auf- und

* S. Goldast Tom. III. rerum aleman. in proleg.

„ Untergang der Sonne u. s. w. „ — Dieser Meinung von der Unordnung und von den Zusätzen in Theophrasts Schriften ist auch Johannes Oporinus; in seinen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wierus drückt er sich hierüber in folgenden Worten aus: „ Ich muß „ mich in der That wundern, daß so viele „ Schriften zum Vorschein kommen, welche „ alle dem Theophrast zugeschrieben werden und „ aus dessen Verlassenschaft seyn sollen; denn „ ich bin überzeugt, daß er den Innhalt einiger „ dieser Schriften nie geträumt, geschweige denn „ wachend dergleichen gedacht habe. „

Parazelsens Schriften sind in drey Folio-Bänden zusamengedruckt; die beeden ersten sind im J. 1616. und der dritte im J. 1618. zu Straßburg erschienen. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die Genfer vom J. 1658. in drey Folio-Bänden.

Johann

Johann Oecolampadius. *

Derselbe ward im J. 1482. zu Winsperg von nicht unbemittelten Aeltern geboren. Als einzigen Sohn wollt' ihn der Vater dem kaufmännischen Gewerbe bestimmen. Die Mutter aber, eine fromme Matrone, erhielt durch sehnliches Bitten, daß er den Wissenschaften gewiedmet wurde. Zur Unterweisung ward er nach Heilbrunn und weiter nach Heidelberg geschickt; schon im zwölften Jahre schrieb er erträgliche Verse. Nachdem er sehr jung Baccalaur und Magister geworden, begab er sich nach Bononien. Daselbst befließ er sich, nach dem Willen des Vaters, der Rechtsgelehrtheit. Theils war das italienische Clima seiner Gesundheit nicht allzugünstig, theils ward ihm das Geld, welches ihm der Vater durch einen Kaufmann zuschiken wollen, nicht richtig geliefert; also kehrt' er wieder nach Teutschland und vertauschte nun die juridischen Wissenschaften mit den theologischen; vorzüglich aber beschäftigte er sich mit den gelehrten Sprachen und mit der schönen Lit-

* Man sehe desselben Lebensbeschreibung von Capito in Joh. Fischarts Vitis virorum illustrium, welche im J. 1536. zu Frankfurt gedruckt sind.

Litteratur. Selbst die dornigten Labyrinthe der Scholastick schreckten ihn nicht ab. Wenig Geschmack fand er an den Spitzfündigkeiten des Scotus; weit mehr als die Thomas und Richard gefiel ihm Gerson, weil die Schriften dieses letztern ganz besonders ächte, warme, thätige Frömmigkeit empfahlen. Durch den Ruf seiner brauchbaren Känntnisse erhielt er bey dem pfälzischen Churfürsten, Philipp, die Aufsicht über die Erziehung der jüngern Prinzen. Ungeachtet ihm dadurch der Weg zu dem glänzendesten Glücke geöfnet worden, so entfernte er sich gleichwol, so bald möglich, vom Hofe, um wieder ungestört für die Wissenschaften zu leben. Wegen kränklicher Leibesbeschaffenheit durfte er keine Nachkommenschaft hoffen; also wiedmete er sich dem geistlichen Stande; auf seinen Antreib stifteten seine Aeltern in ihrer Vaterstadt eine Predigerstelle, die er nun selber bekleidete. Nicht lange hernach erhielt' er die Erlaubniß, zur Fortsetzung der Studien, wieder nach Heidelberg zu gehn. Vorher begab er sich nach Tübingen und Stuttgard; daselbst genoß er Räuchlins Unterricht in der griechischen Sprache; hierauf schrieb er in Heidelberg seine Grammatick, die hernach unter der Aufschrift: Dragmata gedruckt worden. Zu Heidelberg gerieth

er

er in enge Bekanntschaft mit Capito, dem damaligen Prediger zu Bruchsal. Nach der Zurückkunft in seine Vaterstadt, predigte er mit Beyfall, obschon sein Vortrag von dem päpstlichen Sauertäig noch nicht völlig rein war. Eben so weit von dem polternden Gelärm als von der Mährgen — und Legendenkrämerey der Mönchen war er entfernt. Da sein gesunder und bescheidner Lehrvortrag von diesen letztern critisirt wurde, so veranlasete ihn dieses zur Verfertigung der Schrift de risu paschali ad W. Capitonem. Apud Froben. 1518. Die Ursache dieser Aufschrift liegt in der abgeschmackten Osterfreude der päpstlichen Prediger, welche von der Kanzel herab das Volk mit Zotten und Possen belustigen; unter anderm erzält er, er habe im J. 1517. bey einigen Bekannten über Tisch wieder diese Gewohnheit geredet; hierauf habe ein jeder vorgebracht, was er an diesem Tag in der Kirche gehört hätte. Der eine von den Predigern hätte geschrien wie ein Kuku, der andre geschnattert wie eine Gans; ein dridter hätte von dem Apostel Petrus allerley Schwänke angeführt und wie derselbe seine Gastwirthe um die Zeche betrogen habe; noch andre hätten so schmutzige Possen auf die Kanzel gebracht, daß man sie nicht einmal melden dürfte.

Capito ruhte nicht, bis er ihn zu sich nach Basel gezogen hatte. Er brachte sechs christliche Trauerspiele in Versen mit sich; ungeachtet selbige den Beyfall der Gelehrten erhielten, so durften sie gleichwol niemals gedruckt werden.

In Basel war er dem Erasmus bey Herausgabe seines neuen Testamentes behilflich. Ihm giebt Erasmus das Lob, daß er es in dem ebräischen Sprachstudium weiter gebracht habe als er * — Von Basel ward Oecolampad als Prediger nach Augspurg berufen. In der Nachbarschaft befand sich ein Kloster, dessen Mönche sich durch Gelehrsamkeit so wol als durch Frömmigkeit hervorthaten; in ihrem Umgang entschloß er sich zum Klostergelübde, jedoch mit ausbedungenem Vorrecht, predigen zu dürfen. In diesem Kloster schrieb er verschiedene Predigten wie auch eine Schrift über die Ohrenbeichte. Diese Schrift zog ihm, besonders von Seite des käiserlichen Beichtvaters, Verdruß zu. Mit Einwilligung der Klosterbrüder begab er sich in Geheim weg. Auf das falsche Gerücht hin, daß er sey eingesperrt worden, machte sich sein Herzensfreund Capito, der ihm jederzeit das Klosterleben mißraten hatte, auf der Eile reisefertig

* S. Erasmus Vorrede zur dridten Ausgabe vom J. 1521.

fefertig zu seiner Erlösung. Wie entzückt war nicht dieser, als er ihn so ganz unerwartet zu Mainz bey einem gemeinschaftlichen Freund, Caspar Hedio, in Sicherheit antraf? Hierauf flüchtete sich Oecolampad zu dem heroischen Franz von Sickingen; unter dessen Schutz schrieb er gegen den Mißbrauch der Messe; auch übersetzte er dieß und das aus den claßischen Autoren, wie auch aus den Kirchenvätern, besonders aus dem Chrysostom. — Ihm wird vom Crocius * die Geschichte dreyer grausamer Thaten, so sich in Teutschland zur Zeit des Baurenkriegs zugetragen haben, zugeschrieben. Aus dieser Geschichte führt er folgendes an: „Es war ein „gewisser Pfarrer, welcher oftmals die schand„lichen Laster der Edelleute ernstlich bestrafte, „daß sie nämmlich das Volk in allem Bösen „bestärkten. — Die Edelleute wiedersetzten sich „ihm und sagten: Er hätte sie nicht zu strafen, „weil sie selbst seine Oberherren wären und „Macht hätten, ihm das Leben zu nehmen. „— Im J. 1525, da der Baurenkrieg noch „nicht gestillet war, kam ein Junker mit sei„nen Knechten zu ihm, ließ sich das Mittages-

* S. das Marterbuch S. 178. Von dieser Geschichte geschieht keine Meldung in Geßners Bibliotheck.

„ sen bereiten und zechte mit fröhlichem Mute.
„ Nach dem Essen befahl er den Knechten, sie
„ sollten ihn an einem Balken in seinem eig-
„ nen Hause aufknüpfen. Der Pfarrer fleht'
„ auf den Knien, man möchte ihn doch nicht
„ unverurteilt strafen. Die Knechte selbst voll-
„ streckten ungern den Befehl des grausamen
„ Junkers. Umsonst! Seine Mordlust wurde
„ befriedigt. „

Oecolampad hatte sich wieder nach Basel begeben. Troz der mißgünstigen Mönche, las er daselbst über den Jesajas und predigte für den Pfarrer zu St. Martin, auch gab er den Theophylact in lateinischer Uebersetzung heraus. Durch die Freymütigkeit, womit er seine Gedanken über das Nachtmal entdeckte, zog er sich viel Verdruß zu. Nicht ohne Gefar wohnte er dem Religionsgespräch gegen Faber und Eccius bey; auch befand er sich bey der Bernerschen Religionsdisputation; sehr groß waren seine Verdienste um Beylegung des Streites zwischen den Alt- und den Neugläubigen in Basel. — Daselbst edirte er im J. 1527. gegen die Wiedertäufer folgenden Aufsatz: **Unterrichtung von der Wiedertaufe und von der Obrigkeit und von dem Eyd auf Carlins N* Widertäufers Artikel. Antwort auf Balthasar**

Hub-

Hubmeyers Büchlein wieder die Prädicanten. Gespräch zu Basel von der Kindertauf. * — Auch gegen die Invectiven der Lutheraner verfocht' er die schweizersche Kirche. Im J. 1526 gab er zu Basel eine kleine Schrift heraus: daß von wegen des Herrn Nachtmals brüderliche Liebe nicht soll zertrennt werden und vom wahren Innhalt der Zeichen. Unter anderm heißt es: „Die „Lutheraner sagen, wir haben in unsern Gemeinden nichts dann Wein und Brod; wir „haben weder Gott noch Christum — — ich „wollte zu diesen Dingen allensamen gern „thun, als hörte und merkte ich es nicht. „Aber von den Ungeübtern und Schwächern „halb darf ichs nicht thun, dann die Wahrheit muß man lauter entdecken u. s. w. „Hierauf wiederlegt er die Einwürfe eben so bescheiden als gründlich.

In dem historischen Bericht von der Reformation, Th. II. s. 230. gedenkt Abraham Scultet der Reliquiarum Bibliothecæ Oecolampadianæ, die mir aber gänzlich unbekannt sind.

Mit

* S. Geßners Bibl. wie auch Casp. Sagittarius Hist. eccl. T. I. f. 663. und Schelhorn in der kleinen Sammlung s. 148.

Mit Ambrosius Blaarer und Martin Buzer hatte sich Oecolampad nach Ulm begeben; so wol hier als anderstwo beförderte er die Ausbreitung der reinern Lehre. — In den Memoires des Georg Morells * wird die ganze Unterhandlung der Abgeordneten von Merindole im Dauphiné mit Oecolampad und Buzern beschrieben. Noch sind zween Briefe des erstern unter seinen und Zwinglis Briefen vorhanden, aus welchen Oecolampads Betragen gegen die Waldenser-Abgeordneten erhellet. Ungeachtet er nicht überall ihre Lehrsätze begünstigt, so erklärt er sie gleichwol für fromme, redliche Christen: venient ad te, schreibt er an Buzern unterm 17. Weinmonat. 1530, Valdenses illi, viri nimirum perquam pii, audituri & tuum in quibusdam consilium. Ostendent, quid illis responderim. Tu ne multis confabulationibus horas perdas. Leges Scripta mea & vel illis probatiora dato, vel aliqua commendatiuncula approbato, ut sic a te in pace dimissi sua corrigere incipiant. — Unterm 13. Weinm. 1530. hatte er an die Gemeinde zu Merindole gegen den Synkretismus in folgenden Ausdrücken geschrieben: Si licet sub Antichristo fidem occultare, licebit etiam cum Tur-

* S. Conr. Füßli Beyträge zur helvet. Reformat. Geschichte, Th. V. S. 407.

Turca, licebit etiam cum Diocletiano ad Aras Jovis vel Veneris adorare & fortassiis minori periculo. Merkwürdig ist der Bericht, den er ihnen von dem Lehrbegriff der Reformirten mittheilt: A Papistis baptizatos non rebaptisamus. Magistratum secularem audimus in his, quæ contra Deum non sunt; honoramus etiam, esse posse christianum credimus. Juramentum si exigat, non negamus, non obstante eo, quod apud Mathæum legimus. Similiter non tam austeri sumus, ut omnes mutuantes & inde aliquid recipientes usurarios dicamus. Item judices & Magistratus seculares animadvertere in flagitiosos & defendere patriam viduasque ac pupillos gladio, non arbritamur legi divinæ contrarium; quod ad Ministros verbi attinet, probamus, quod non quosvis adsumitis, sed adultos probatæque vitæ viros. Sed pace vestra monuerimus, videntur illi non nunquam laboribus manuum, plus quam res postulat, esse addicti & horas, quas Lectioni collocare debebant, artificiis impendere. Deinde neque hoc videtur ex mente Apostolorum, ut singulis trienniis mutetis ministros verbi in alia loca. Discrimen enim est inter Apostolos & Pastores. * Die sämtliche Gemeinden der Waldenser in Frank-

* S. J. Paul Perrin Hist. des Vaudois f. 157.

Frankreich und Piemont hielten im Herbstm. 1535. eine Synode zu Angronge; aus der Kirchen- und Lehrform, die sie daselbst einführten, erhellt, daß Oecolampadens Anleitung bey ihnen Eingang gefunden habe.

So verträgsam sonst dieser Mann war, so unerbittlich blieb er gegen denjenigen, der das Christentum in seinen Grundsäulen erschütterte. Schon im J. 1530. beklagte er sich bitterlich bey Zwingli über den Michael Servetus, der ihm mit Einwürfen gegen die Gottheit Christi beschweerlich gefallen. * Zu Basel wurden die Bücher des Letztern de trinitatis erroribus gedruckt. Auf obrigkeitlichen Befehl mußten sie untersucht werden und Oecolampad erklärte sie für höchst profan, worauf Servet sich genötigt sah, aus Basel zu entweichen; nach langem Herumschweifen ward er endlich wegen fortgesetzter, hartnäckigter Ausbreitung seiner Irrlehren im J. 1553. zu Genf lebendig verbrennt. — Um allen Argwohn von sich selbst abzulehnen, als ob er in die Herausgabe von Servets Büchern eingewilligt habe, sah Oecolampad sich zu öffentlichen Gegenvorstellungen genötigt, und zwar um so vielmehr, da auch schon vorher seine Toleranz gegen Irrlehren von den Wiedersächern

als

* S. Biblioth. Bremens. I. s. 764.

als Theilnehmung an denselben angesehn worden. So z. B. hatte Caspar Schwenkfeld seine Treuherzigkeit mißbraucht. Ihm hatte dieser eines seiner Bücher zur Censur übersendet und dasselbe hatte Oecolampad mit einer Vorrede begleitet, welche ihm hernach sehr übel ausgelegt worden.

In dem ganzen letzten Lebensjahr hatte Oecolampad mit Leibesbeschwerden zu kämpfen. Er starb an der Pestseuche den 23. Winterm. 1531.* Durchgängig war das Gerücht erschollen, er sey von seiner Ehegenoßin oder von einem Hausbedienten, oder (nach Andern) von eigner Hand entleibt worden. Um dieses falsche Gerücht zu zerstreuen, verfertigte sogleich Simon Grynäus die ganze Geschichte seiner Krankheit und seines Todes. So wol durch ununterbrochnes Studiren als auch wegen Zwinglis Hinschied hatte er sich so sehr abgezehrt, daß, als er noch überdieß von der Pestseuche angegriffen worden, itzo alle Arzneymittel unwürksam blieben. Seine Mitarbeiter ließ er zu seinem Krankenbeth kommen und ermunterte sie zum Fleiß in ihrem Berufe. Dann segnete er seinen Sohn und beyde

Töch-

* S. Jac. Hotting. helvet. Kirchengesch. B. VI. f. 634.

Töchtergen und beschwor seine Gattinn und Schwieger, diesen unmündigen Kindern, (davon das älteste nur drey Jahre hatte,) eine gute Erziehung zu geben.

Unter Hersagung des ein und funfzigsten Psalms starb er, in Gegenwart zehn Kirchendiener. *

* S. Hartmacc. Not. ad Horn. hist. eccl. f. 457. — Luther von der Winkelmesse. Bulling. ad Myc. — Arnolds Hist. Eccl. XVI. 31: 24.

Wil

Wilhelm Farel.

Er wurde im J. 1489. zu Gap im Dauphiné aus adelichem Geschlechte geboren. Mit grossem Erfolg studirte er zu Paris; einige Zeit hielt er Vorlesungen in dem Collegium des Kardinal le Moine; durch Jacob Faber Stapulensis erhielt er einen Beruf von Wilhelm Briçonnet, dem Bischofe von Meaux. Dieser Bischof schien der Glaubensverbesserung nicht unabgeneigt; in diesen Gesinnungen lockte er verschiedene, reformirte Gelehrte zu sich; im J. 1521. forderte er unsern Farel auf zur Verkündigung der reinern Lehre. Bey der Verfolgung, welche im J. 1523. zu Meaux gegen die Neugläubigen ausbrach, flüchtete sich dieser wieder nach Gap; auch hier ward er wegen seiner Lehrsätze verfolgt; er begab sich nach Basel;* daselbst bat er die theologische Facultät um die Erlaubniß, öfentlich einige Theses verthaydigen zu dürfen. Die Facultät, sonderheitlich Ludwig Berus, der Probst bey St. Peter verweigerten ihm die Bitte, unter dem Vorwande, daß seine Sätze die neue Lehre begünstigen. Der Magistrat hin-

* Im J. 1524.

gegen gab ihm völlige Erlaubniß zur Verthaydigung dieser Säze. Farel ließ sie also an der Thüre des Collegiums anheften. Bey Strafe des Kirchenbannes liessen der Großvicar und die Professoren jedermann die Beywohnung bey der Disputation untersagen. Hierüber beleydigt, befahl der Magistrat, daß sich alle Theologen, alle Pfarrer und alle Studierende bey diesem Religionsgespräche einfinden, und zwar unter Bedräung, daß die Ausbleibende aller Vorteile des täglichen Lebens, alles Handels und Verkehrs, usu molendinorum, furnorum & mercatus beraubt seyn sollen. Den 15. Horn. 1524. verthaydigte also Farel seine Thesen in Gegenwart einer zalreichen Menge geistlicher und weltlicher Personen. Nichts desto weniger war die Partey der Catholiken noch so stark, daß er sich genötigt sah, Basel zu verlassen und nach Straßburg zu gehn. Mit ofenen Armen ward er an leztterm Orte von Capito und Buzer empfangen. Zur Ausbreitung der neuen Lehre wurde er von dem Herzoge von Würtemberg nach Mümpelgard berufen. Mit Erfolg sah er seine Unternemmungen bekrönet. Nicht ohne Grund bat ihn Oecolampad seinen Eifer zu mäßigen. Dieser Eifer war so ausschweifend, daß er eines Tages bey einer öfentlichen Prozeßion dem Priester das

Bild

Bild des h. Antons aus der Hande riß und es über die Brücke in den Fluß hinabwarf. Ohne panischen Schrecken, der das Volk überfiel, wär er in Gefahr geraten, gesteinigt zu werden.* Sehr unzufrieden war Erasmus über sein heftiges Betragen. Seinetwegen schrieb er an den Official von Besançon: Habetis isthic in propinquo novum Evangelistam Pharellum, quo nihil vidi unquam mendacius. virulentius aut seditiosius. Wenn er unsern Farel so schwarz abmalt, so geschah's unter anderm, weil er sich von ihm persönlich beleydiget glaubte; es verdroß ihn, daß Farel ihn einen Balaam gescholten und in verschiedenen Pamphlets geschimpft hatte. Die Hitze, womit Farel und einige andre Glaubensverbesserer sich gegen den hierarchischen Unfug empörten, so überspannt sie war, so schien sie nichts desto weniger in den damaligen Zeiten ein nothwendiges Uebel. Auf diese Zeloten paßten jene Ausdrücke des Erlösers Luc. XVI. 16. Matth. XI. 12. Durch Heldenmut brachte es Farel so weit, daß er durch den Blitz-

* S. Fried. Spanheim in Geneva restituta wie auch Erasmus Epist. B. XVIII. Ep. XXX. Buch XXXI. Brief LIX. Ruchat im IIIten Bande seiner Reformationsgesch. schreibt diesen ausschweifenden Eifer nicht dem Farel zu, sondern seinem Bedienten.

stral seiner Beredsamkeit in Kurzem nicht nur Mümpelgard, sondern auch Aile, Murten, Lausanne, Biel, Neuenburg aus der Finsterniß in das helle Licht der Wahrheit hervorzog. Selbst jene Priester, welche mit Seidenflocken und Baumwolle vor seiner Rede die Ohren verstopften, welche zur Betäubung der Zuhörer alle Glocken anschlagen liessen, wurden endlich von seinen Vorstellungen besieget.

Nach Neuenburg kam er im J. 1529. und bald wurde daselbst die Reformation völlig gegründet. Als Deputirter reisete er auf die Waldensische Synode in dem Thal Angrogne.

Mittlerweile gieng die Morgenröthe der Glaubensverbesserung auch in Genf auf. Die Priesterschaft setzte sich mit aller Macht den für sie so nachtheiligen Neuerungen entgegen. Der Rath verlangte von dem General-Vicar, daß in allen Kirchen das lautere Evangelium sollte verkündigt werden. Unter diesen Umständen erschien Farel mit seinem Freunde, Anton Saunier, und machte sich einen beträchtlichen Anhang. Auf Anstiften des Dohmkapitels und der Priesterschaft mußte Farel vom Rathe als Verwirrer des Volkes censurirt werden. Er antwortete: Ich bin kein Aufrührer, ich bin ein Prediger der Wahrheit. Für sie opfr' ich mein

Leben,

Leben. Ich trage von dem Kanton Bern ein Kreditif bey mir. Wenn man mich unangehört wegschickt, so verräths offenbare Verachtung gegen die Berner-Regierung, ja gegen das Evangelium selber. — Einiger massen hatte er durch seine Vorstellungen die Gemüther besänftigt. Nunmehr aber lud ihn der General-Vicar vor sein eignes, geistliches Gericht, und zwar nicht um mit ihm in Unterredung zu tretten, sondern vielmehr um ihn sogleich verurtheilen zu lassen. — Herbey, schrien sie, herbey, du verteufelter Kerl! — Ich bin kein Satan, erwiederte er, ich verkündige Christum. Sogleich erhob sich einer von den geistlichen Verhörrichtern, mit lautem Geschrey: Blasphemavit, non amplius indigemus testibus. Reus est mortis. Fort, nach der Rhone, nach der Rhone! Farel versetzte: Sprich Gottes Worte, nicht des Kajaphas Schmähungen. Die Priester spien ihm ins Gesicht, fluchten ihm und traten mit den Füssen auf ihn. Hierauf bewachten sie ihn in einer Galerie. Ein Bedienter des Großvicars schoß nach ihm, der Schuß aber schlug fehl. Farel wurde von Genf weggewiesen.

In dem J. 1533. hatten die Reformirten in Genf keinen andern Prediger als einen gewissen Handwerker, Nammens Johann Guerin,

der zum erstenmal in einem Garten bey Pré l'Eêque das Nachtmal austheilete. Der Rath wollte sich eben wegen der Religionsangelegenheiten versammeln, als es die Priester zu hindern suchten. In der Nacht begaben sich 700 bewaffnete Männer zu dem Großvicar und verschworen sich zur Ausrottung der Reformirten. Noch zur rechten Zeit warnte diese ein gutherziger Priester, und bey 200 stark setzten sie sich den Katholiken entgegen. Zween Handelsmänner von Freyburg, die zufälliger Weise zu Genf waren, beredeten beyde Parteyen zur Niederlegung der Waffen. Man machte einen Vertrag, daß man nichts ohne Beweisstellen der h. Bücher predigen sollte. Farel kehrte nach Genf zurück. Die Priester indeß unterhielten den Samen der Zweytracht. Bey einer Religionsunterredung zwischen Katholiken und Reformirten zog man von beyden Seiten den Degen, steckte ihn aber bald wieder ein. Der gegenseitigen Aussöhnung ungeachtet liessen die Priester Lärm schlagen. Im Augenblick erscheinet an der Spitze von 1500 bewehrter Männern der Canonikus Peter Wernli, bewafnet vom Scheitel bis auf die Fußsohle, mit entblößtem, zweyschneidigen Schwerdte. Es kömmt zum Gefechte. Ein Syndik, der die Streiter von einander trennen will, wird am Haupte gefährlich

ver-

verwundet. Auf der Flucht wird Wernli erschlagen. Er war aus einem angesehenen Geschlechte von Freyburg, und daselbst wurden die Genfer immer verhaßter.

Die Genfer baten zwar ihren Bischof, daß er seinen Aufenthalt wieder in der Stadt aufschlagen möchte, allein, da sein Official neun bis zehn Bürger in Verhaft setzen ließ, so stellte ihm der Rath vor, daß die Bürger von niemand als von den Mitbürgern abhängen. Dieser Widerstand veranlasete die gänzliche Entfernung des Bischofs. Inzwischen verurtheilte der Rath den Mörder des Canonikus zum Tode. Die Enthauptung eines Einzigen that dem bischöflichen Fiscal wenig Genüge. Er drang auf Appellation. Der Rath verweigerte sie, indem er keinen höhern Richter über sich anerkannte.

Der Großvicar ließ einen Befehl gegen das Bibellesen ausgehn, und wollte alle Bibeln in deutscher und in französischer Sprache zum Feuer verdammen. Farel und Froment, die in Privathäusern predigten, stellten sehr nachdrücklich die Barbarey eines solchen Befehls vor. Das Dohmstift hatte einen Doctor der Sorbonne, Namens Furbiti, vom Dominikanerorden, nach Genf kommen lassen. Dieser predigte mit Wut gegen die Neugläubigen, er setzte sie unter die

Henker Christi; sonderheitlich die Deutschen (so hieß er die Lutheraner) erklärte er für schlimmer als Juden und Türken. Nach der Predigt machten deßwegen zween reformirte Geistliche, Anton Froment und Alexander Camus, Lärm auf dem Kirchhof; sie schrien, daß der Mönch schriftwiederig predige. Camus ward arrestirt und verbannt, hernach lidt er den Martyrtod in Frankreich; Froment entfloh.

Die Berner forderten Genugthuung für des Furbiti Schmähworte gegen die Deutschen. Der Rath in Genf war verlegen. Auf der einen Seite sah er den Furbiti verfolgt von den Bernern, auf der andern Seite beschützt von der katholischen Partey in Genf, von dem Bischof und von dem Kanton Freyburg. Endlich sah der Rath sich genöthigt, den Mönchen bewachen zu lassen. Oeffentlich sollte dieser Schreyer seine Behauptungen gegen Farel und Viret beweisen. Auf das theologische Gespräch folgte ein Aufruhr. Ein armer Huthmacher ward in seiner Bude ermordet. Man rührte die Trommel. Bey 500 Reformirte zogen bewafnet vors Rathhaus und anerboten sich den Tod des Huthmachers zu rächen. Man erhaschte zween Fehlbare, der eine, ein Schuster, ward zween Tage hernach enthauptet; der andere, Namens Portier,

tier, ein Secretair des Bischofs, wendete ein, daß er nur von dem Bischof könnte verhört werden. Bey ihm fand man eine Menge Billets, von dem Bischof und von dem Herzog von Savoyen besiegelt; in Kraft eines solchen Billets verordnete der Bischof einen Rathsherrn von Freyburg zu seinem Gubernator in Genf, mit dem Auftrag, die Empörer zu strafen. Auf einmal öfnete diese Entdeckung den Genfern die Augen; ohne Rücksicht auf die Empfehlungen des Bischofs, liessen sie seinen Secretair aufknüpfen. Furbiti ward zur Genugthuung gegen die Berner verurtheilt und in Verhaft gebracht.

Die Berner drangen sehr darauf, daß den reformirten Predigern eine Kirche möchte eingeräumt werden. Der Rath in Genf durfte noch nicht einwilligen. Endlich führten einige Reformirte den Farel in das Franziskanerkloster, daselbst predigte er den 1. Merz 1534. in einem Saale. Der Rath sah durch die Finger. Von dem Saal begab sich Farel nach der Kirche. Diese Schritte beleidigten den Kanton Freyburg so sehr, daß er den Genfern den Bundesbrief herausgabe.

In Geheim waren der Bischof und der Herzog von Savoyen auf ein entsetzliches Blutbad bedacht. Erst den Tag vorher, als die Verschwö-

rung ausbrechen sollte, ward sie dem Rathe von einem Mitverschwornen verrathen. Der Streich mißlung dem Bischof. Nunmehr ergriff er die geistlichen Waffen. Zwohundert Personen in Genf that er in den Bann, er zog ihre Güter ein und verlegte den bischöflichen Sitz nach Gex. Die Dohmherren faßten den Entschluß, den Farel, Viret und Froment vergiften zu lassen. Alle drey wohnten im gleichen Hause bey einem eifrigen Reformirten, Namens Claude Bernard. Zur Giftmischerin anerbot sich die Köchin. Farel spies an diesem Tag gar nicht. Froment gieng ausser Hause. Nur Viret allein bekam von dem Gifte. Die Köchin gestand sogleich ihr Verbrechen.

Je länger je kühner erhob sich die Parten der Reformirten. Ohne Bewilligung des Rathes wagte es Farel in verschiedenen Kirchen zu predigen. Bewafnet stürmten die Bürger in die Dominikanerkirche und zerstörten die Bilder. Den 10 August 1533. trat Farel mit zween Collegen vor die grosse Versammlung des Rathes und drang auf die Abschaffung der Messe. Den 27. August 1535. ergieng der obrigkeitliche Befehl, daß der Aberglauben sollte abgeschaft und das Evangelium in seiner ursprünglichen Lauterkeit hergestellt werden. — Man darf nicht läug-

nen,

nen, daß die Mittel zur Beförderung der Reformation hie und da beynahe eben so gewaltsam gewesen, als die Mittel zur Hintertreibung derselben.

Im J. 1538. ward Farel wegen unbändigen Eifers mit Kalvin aus Genf weggewiesen; er begab sich auf Basel und hernach auf Neuenburg; an lezterm Orte bekleidete er das Predigtamt bis zum Jahr 1542. Noch eifriger als Vorurtheil und Irrthum bestritt er die ausschweifenden Sitten. Dadurch erweckte er sich zahlreiche und furchtbare Feinde. Unter anderm wollte er eine vornehme Frau, die sich von ihrem Manne getrennt hatte, wieder mit diesem vereinigen; nichts vermochten weder seine besondern Vorstellungen, noch die Vorstellungen des Consistoriums, noch der Obrigkeit selber. In einer Morgenpredigt am Sonntage donnerte nunmehr Farel laut gegen diese ungehorsame Frau und gegen alle diejenige, welche sie in ihrem Eigensinne bestärkten. — Aeusserst erbittert, formirten sogleich die leztern gegen den Strafprediger eine Verschwörung; schon hatten sie einen Theil des Volkes gewonnen, und sie versammelten sich um 2 Uhr Nachmittags auf dem Platze bey der Kirche und dem Schlosse. Das Volk war getheilt; durch Mehrheit der Stimmen

wurde

wurde entschieden, Farel sollte in Zeit von zween Monaten Neuenburg verlassen. Nicht ohne Mühe wurden von Seiten des Gubernators und des Rathes Aufruhr und Blutvergiessen verhindert. Da Farel bey allen seinen Unternehmungen keinen andern Zweck hatte als die Ehre der Kirche, so blieb er unerschüttert und fuhr ruhig fort sein Amt zu verwalten. Zur Wiederherstellung der Eintracht schickte die Stadt Bern Gesandte nach Neuburg; Farel wurde in Schutz genohmen und jeder, der ihn ferner angreifen würde, mit schwerer Strafe bedräuet. Durch diesen glücklichen Ausgang ward sein Muth vergrössert und er donnerte lauter als niemals gegen das Sittenverderben. Bald hernach begab er sich nach Metz; daselbst aber hatte er bey Ausbreitung der evangelischen Lehre mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Wenn wir dem Bischof von Madure * Glauben zustellen, so bestritt' er die jungfräuliche Reinigkeit der h. Maria nach ihrer Niederkunft, und wegen dieser Behauptung ward er von den Frauenspersonen in Gorz aufs grausamste verfolgt, sie zerrissen ihm das Gesicht mit den Nägeln und rauften ihm Haare und Bart aus;

* Man sehe Ancillon Vie de Farel, s. 66. woselbst Martin Meürisse als Bischof von Madaure citirt wird.

aus; durch Beyhilfe des Hauptmann Heinrich Franck rettete er sich in die Abtey und hernach fand er Schutz bey dem Grafen von F...tenberg. Ancillon aber zeigt den Ungrund dieser erdichteten Nachricht. Immerhin sah Farel sich genöthigt, wieder nach Neuenburg zu gehn. Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reisen nach Genf. In Genf hatte er verschiedene Feinde, denen sein allzuheftiger Eifer gegen Servet verhaßt war. Sie verwickelten ihn in einen Criminalprozeß. Von der Regierung in Neuenburg erhielt die Genfer-Regierung, daß er sich persönlich in Genf selbst verantworten mußte. Sogleich bey seiner Ankunft ward ihm von dem Senate alles Predigen geradezu untersagt. Die Folgen des Prozesses hat Calvin unberührt gelassen; er begnügt sich zu sagen: Gerne hätte er mit seinem Blute die Schande getilgt, die sich die Genfer durch ihre undankbare Aufführung gegen den Farel zugezogen hatten. An die Geistlichkeit in Zürich schrieb Calvin: * Nunquam ad Summum pervenit nequitia, ut omni pudore excusso, templum Domini in lupanar convertere obstinate cupiant. Atque ut sciatis, quam fæda sit deformitas, cum hic nuper esset frater noster Farellus,

* S. Calvins Ep. ad Tigurinos Ministros, CLXV. 26. November 1553.

rellus, cui ſe totos debent, ut ſatis noſtis, & pro jure ſuo eos libere moneret, tantus in eum furor exarſit, ut capitale judicium in eum intentare non ſint veriti. Scio equidem non debere novum videri, ſi reperiantur in urbe libera factioſi homines, qui turbas concitent. Sed deploranda eſt Senatus noſtri cæcitas, quod libertatis ſuæ patrem & patrem hujus eccleſiæ ſibi reum cauſſæ capitalis mitti à Neocomenſibus popoſcit. Dedecus hujus urbis proferre cogor, quod ſanguine meo delere cuperem. Venit Farellus: antequam urbem ingreſſus eſſet, denuntiavit Domi meæ Apparitor Senatus, ne ſuggeſſum conſcenderet. Reliqua non perſequor: quia ſatis eſt ejus ingratitudinis guſtum dediſſe, quæ bonis omnibus & ingenuis merito Stomachum movebit. Sed quoniam me complures cauſæ impediunt, ne mala noſtra aperte deplorem, ſic breviter habete, niſi per vos cohibeatur Satan, habenas ei laxatum iri. Indeß wurde Farel von ſeinen Feinden ſo wenig beſiegt, daß er auch ſeither wieder ungehindert nach Genf gehn durfte, und unter anderm im J. 1564. ſeinen Herzensfreund, den Calvin, bey dem Todbette beſuchte.

Erſt in dem neun und ſechzigſten Jahre ſeines Alters verheurathete ſich Farel mit einer ziemlich be-

bejahrten Tochter, Namens Maria Torel von Rouen, die sich der Religion wegen nach Neuenburg geflüchtet hatte. Noch in seinem fünf und siebzigsten Jahre erzeugte er mit ihr einen Sohn, der ihn überlebt hat. *

Keineswegs dürfen wir unbemerkt lassen, daß er auf einer Reise nach Gap den Grund gelegt hatte zur Erbauung einer reformirten Kirche in Grenoble; auch reisete er im J. 1565. wieder nach Metz, um daselbst die Früchte von seinem ehmals ausgestreuten Saamen zu sehn. In gleichem Jahre kehrte er nach Neuburg zurück und starb an leztern Orte den 13. Sept. 1565.

Ungeachtet seines Eifers für die reinere Kirchenlehre, konnte er selbst nicht immer dem Verdachte der Heterodoxie entgehn. So z. B. war er ungefähr im J. 1535. von Peter Caroli, einem ehmaligen Doctor der Sorbonne, der sich nach Genf geflüchtet hatte, bald des Arianismus, bald des Sabellianismus beschuldigt. Zu Lausanne ward hierüber eine Synode versammelt. Farel rechtfertigte sich mit seinen Freunden, Calvin und Viret so nachdrücklich, daß sie gänzlich

los-

* Mit was für Grunde Florimond de Remond in seiner Hist. de l'Heref. B. VII. C. 18. diese Verbindung als eine zwote Verheurathung Farels ansehe, können wir nicht sagen.

losgesprochen wurden; ihr Ankläger hingegen wurde des geistlichen Standes unwürdig erklärt. Der Haß dieses leztern gegen Farel, Calvin und Viret kam daher, weil sie ihm, als einem ausschweifenden Wollüstling, an einer geistlichen Beförderung hinterlich waren. Keineswegs indeß ließ er sich sogleich gänzlich abschrecken; mit einem Sacke voll Klagschriften begab er sich nach Bern; allein auch hier richteten seine Verläumdungen bey der Regierung nichts aus; immerhin aber wurde dadurch die Ruhe so wol als der Einfluß der besten Männer gehindert. Bitterlich beklagt sich hierüber Calvin in einem Schreiben an Grynäus: * Ad excitandam erga nos gentium omnium invidiam malitiose à certis hominibus fabrefactum. Quod autem homo nihili futilissima sua vanitate tantum proficere potuerit, ut tot ecclesiis sinistram de nobis opinionem injiceret: id vero est, quod nos vehementer perturbavit.

* S. Beze Hist. eccles. B. XVI. und Calvins Epist. ad Grynæum; der fünfte Brief in der Hanauer-Ausgabe vom J. 1597.

Peter

Peter Viret.

Derselbe wurde zu Orbe, einer Municipalstadt des Bernerschen Kantons im J. 1511. geboren. Nachdem er bey Hause den Grund zu den Studien gelegt hatte, setzte er dieselben in Paris fort. Daselbst neigte er sich auf die protestantische Seite. Nun mußte er aus Frankreich entweichen. Auf Farels Antrieb trat er bey seiner Heimkunft in den geistlichen Stand; seine Aeltern bewog er zur Annahme der evangelischen Lehre. So wol in seiner Geburtsstadt als in den benachbarten Gegenden fieng er an, diese Lehre zu verbreiten. Zum ersten male predigte er zu Orbe den 6. May 1531. Ein Jahr hernach empfiengen schon 17 Personen aus seiner Hande das Nachtmahl. Mit gleichem Eifer pflanzte er Schüler zu Granson und Petterlingen; grossen Wiederstand fand er an leztern Orte; daselbst ward er im J. 1533. von einem Priester auf öffentlicher Strasse verwundt. Im J. 1534. begab er sich in Begleit der Bernerschen Gesandten nach Genf. Mit Farel beförderte er die Religionsänderung. Darüber zog er sich den priesterlichen Haß zu. Auf Anstiften eines

Dohmherrn wurde Gift in seine Speisen gemischt, so daß er zwar mit dem Leben davon kam, jedoch nicht ohne grossen Nachtheil seiner Gesundheit. Von da begab er sich nach Neuschatel. Im J. 1536. wollt' er auf Farells dringende Bitten wieder nach Genf zurückkehren. Unterwegs hielt er sich in Lausanne auf. Alles Wiederstands ungeachtet, beförderte er in dieser Stadt die Reformation. Daselbst war er zum Pfarrer erwählt. Diese Stelle verwaltete er bis zum J. 1561. Nicht ohne Mühe bewilligten ihn seine Lausanner für sechs Monate den Genfern. Nachher ward er wieder nach Lausanne zurück berufen, und gieng, mit obrigkeitlicher Erlaubniß, aufs neue bald nach Nimes, bald nach Montpellier, bald nach Lion, um aller Orten durch heilsame Rathschläge der Kirche zu dienen. In der Geschichte der reformirten, französischen Kirchen befindt sich ein Sendschreiben, von Nimes unterm 15. Jänner 1562. datirt; in demselben ermahnt Viret das Colloquium zu Montpellier, daß man die Reformirte zur Ergebenheit gegen den königlichen Hof antreiben solle. Weit entfernt also war er von aufrührischem Parteygeist, ungeachtet er im J. 1563. zu Lion sogar auf offener Strasse, und nicht ohne Erfolg die reformirte Lehre verkündigte. In gleichem

Jahr

Jahr wurde den Hugenotten von Karl IX. verboten, ausländische Prediger zu halten; Viret begab sich also erstlich nach Orange, und hernach ward er von der Königin Johanna von Navarra nach Bearn gesendt. Irgendwo in diesen Gegenden blieb er einige Zeit in Verhaft; d'Aubigné erzählt, daß die Hugenotten im J. 1569. eine gewisse Stadt erobert und den Gouverneur unter keiner andern Bedingniß frey gelassen haben, als in wiefern auch er dem gefangenen Viret zur Entledigung aus dem Kerker behülflich seyn werde. Viret starb im Jahr 1571. nach Einigen zu Pau, nach Andern zu Orthez. Er hatte sehr viel geschrieben, und mit besonderm Erfolg sich gegen die Mißbräuche des Papstums der Satyre bedient. Is autem Viretus erat, schreibt Verheiden, * qui mysticam illam Papistarum Theologiam cognitam habebat: quam variis libris explicans lectori risum sæpe movet. — — — Forte inter sinceriores Theologos nullus fuit, qui mysticum illud romani Jovis regnum ita aperuit & perlustravit atque hic Viretus, quod vel uno illo Centone, (ut alia multa mittam,) de theatrica Missæ Saltatione, ex veteribus Poëtis consarcinato, probari potest u. s. f.

* S. Verheiden in præst. Theolog. effigiebus.

Keineswegs hinderten ihn seine Spottschriften, daß er nicht zugleich mit Nachdruck und Würde die Ehre der Wahrheit in ernsthaften und gründlichen Werken vertheydigte. Das Verzeichniß derselben findt man in der Geßnerisch-Friesianischen Bibliothek. Zum Beschluß wollen wir einige der vornehmsten erwähnen:

Deux Discours addressés aux fideles, qui sont parmi les Papistes. Genf. 1543. 8vo.

Disputations chretiennes en maniére de Deviz. Genf. 1544. 8vo.

De Usu salutationis angelicæ & Origine Capellarum earumque abusu. Genf. 1544. 8vo.

Dialogi de confusione Mundi. Genf. 1545. 8vo.

Exposition sur le Symbole des Apôtres. Genf. 1546. 8vo.

Demonstratio facta fidelibus inter Papistas, præcipue aulicis & in dignitate constitutis, quomodo offendunt Deum, neque se temere conjiciant in periculum vitæ & persecutionum. Genf. 1546. 8vo.

De la Vertu & Usage du St. Ministére & des Sacremens. 1548. 8vo.

Phy-

Physicæ papalis Dialogi quinque. 1551. 8vo.

De Communicatione fidelium, quibus cognita est veritas evangelii, cum Papistarum Ceremoniis ac præsertim cum Baptismo, Nuptiis, Missa, Funeribus & exequiis. Genf. 1551. 8vo.

Expositio familiaris orationis dominicæ. Genf. 1551. 16.

De natura & varietate votorum atque legum divinarum. Genf. 1551. 8vo.

De Statu Defunctorum. 1552. 8vo.

De Origine, continuatione, usu, auctoritate atque præstantia ministerii Verbi Dei & Sacramentorum. Genf. 1554. fol.

Cento de theatrica missæ Saltatione ex veteribus Poëtis latinis consarcinatus. Genf. 1553. fol.

Difference & Conference de la Messe. Genf. 1554. 8vo.

Epitres aux fideles pour les instruire & les consoler. Genf. 1559. in 12.

De la vraie & fausse Religion touchant les vœux — & l'Excommunication — item de la Moinerie tant des Juifs que des Payens & des Turcs & des Papistes. 1560. 8vo.

Dialogues français intitulés : Le monde allant à l'Empire & le monde Demoniacle. Genf. 1561. 8vo. —

Inſtruction chretienne. II. Tom. Genf. 1564. in fol.

Commentarius in Acta Apoſtolorum.

Dialogue ſur la Necromantie.

De orig. veteris & novæ Idolatriæ. 8vo.

De officio hominis.

Quid ſperandum de concilio univerſali?

Acta verorum ac falſorum Succeſſorum Jeſu Chriſti in eccleſ. papali.

Bonifaz

Bonifaz Amerbach. *

Gebohren zu Basel im J. 1495. Sein Vater Johann war der erste Herausgeber der Werke des Augustins und Hieronymus. Um seinen typographischen Arbeiten desto mehr Zierlichkeit und Genauheit zu geben, bediente er sich der Beyhilfe der gelehrtesten Männer, eines Franz Wylers, eines Dodoneus, Conr. Pellicans, Erasmus, Conon. Lange Zeit hielt sich leztrer in seinem Haus auf und unterwies seine drey Söhne. Unter der Aufsicht dieses Conons brachte es der junge Bonifaz in der lateinischen und griechischen Sprache so weit, daß er schon im J. 1513. zum Magister erklärt werden konnte. In dem väterlichen Hause genoß er häufig den Umgang des grossen Erasmus. ** Von diesem ward er zum Vollzieher seines lezten Willens ernennt, auch erhielt er von ihm seine Schaumünzen und andere alte Münzen, Kleinodien, Seltenheiten, nebst dem baaren Gelde und den Schuldverschreibungen, jedoch nicht zu eigenem Ge-

* S. Reusneri Icones, Reimanns deutsche Litterarhistorie, Athenæ Rauricæ u. s. w.

** S. Bayle Dictionn. und Samuel Knights Leben des Erasmus.

Gebrauche, sondern damit er gemeinschaftlich mit Hieronymus Frobenius und Niclaus Episcopius den Ertrag davon theils unter alte, unvermögende, kranke Personen austheilen, theils zur Ausstattung armer Töchter und zur Unterstützung unbemittelter Schüler anwenden möchte. Für seine eigne Person hatte Amerbach ein besonderes Vermächtniß, und freywillig verwendete er grossentheils auch dieses zur Erleichterung des menschlichen Elendes.

Nachdem er zu Freyburg in Ulrich Zasen Hause, wie auch hernach in Italien und Frankreich tiefe und ausgebreitete Känntniß der Rechte und Gesetze erworben hatte, wurde ihm im Jahr 1525. der juridische Lehrstuhl in Basel anvertraut. Bey schwirrigen Händeln ward er der Rathgeb der Regierung, und nicht ohne Verdienen erhielt er den Namen des Baslerschen Papinians. Er hatte sich mit Martha Fuchs verheurathet; nebst dreyen Töchtern gebahr sie ihm auch einen Sohn, Basilius, einen Erben der Verdienste des Vaters, auch dessen Colleg und Mitgefehrte bey einer wichtigen Gesandtschaft an den Bischof von Basel.

Bey der Glaubensverbesserung ergriff Bonifaz Amerbach sogleich die Partey der Reformirten, ungeachtet noch so viele andre, auf Unkosten

sten

ften der Gewissensruhe, die innern Gesinnungen des Herzens verbargen.

Wegen Blödigkeit des Gesichtes und heftiger Kopfschmerzen that er im J. 1551 Verzicht auf sein academisches Lehramt. Er starb den 24. April 1562. Sein kostbarer Bücherschatz, nebst seiner Sammlung alter Münzen und anderer Seltenheiten kam in die Hände seines Eydams, Ulrich Iselins, und seines Sohnes Basilius; nachher wurde damit die Universitätsbibliothek bereichert. In der Bibliothek befinden sich seine Korrespondenzen und andre wichtige Handschriften. Von ihm hat man verschiedene Abhandlungen, z. B. περι ἐπιεικειας wie auch περι του εκουσιου και ἀκόυσιου und Epistolam de urbe Basilea, welche in Seb. Münsters Cosmographie eingerückt worden.

Johann Calvin.

Derselbe wurde den 10. Jul. 1509. zu Noion in der Pikardie geboren. Noch sehr jung erhielt er daselbst eine Stelle bey der Cathedralkirche. Robert Olivetan bewog ihn, die Religion aus der Quelle zu schöpfen; izt fieng er an, sich von den Sodbrünnen des römischen Aberglaubens zu entfernen. Nach dem Willen seines Vaters, vertauschte er die Theologie mit der Rechtsgelehrtheit. In leztrer Wissenschaft brachte ers zu Bourges unter Andreas Alciat ungemein weit, versäumte aber erstere Wissenschaft auch nicht. Wolmar unterrichtete ihn in der griechischen Sprache. Nach dem Tode seines Vaters begab er sich nach Paris. Daselbst schrieb er einen Commentar über des Seneca Abhandlung de Clementia. Seine Rede für den Universitätsrector, Nicolaus Copus, beleydigte so wol die Sorbonne als das Parlament; Kalvin flüchtete sich vor der Gefahr nach Saintonge, nachdem er die Ehre gehabt hatte, mit der Königin von Navarra zu sprechen. Eben diese Königin rettete auch den gelehrten Faber Stapulensis aus den Händen der Inquisitoren und schickte ihn

nach

nach Nerac. Daselbst besuchte ihn Kalvin; nachdem das Gewitter vorüber war, kehrte er im J. 1534. nach Paris zurück. Servet war auch da; allein dieser wich jenen aus, ungeachtet zwischen beyden eine Zusammenkunft verabredet worden. Zu Orleans gab Kalvin seine Schrift gegen den Seelenschlaf heraus. Das Jahr 1534. war äusserst traurig für die Reformirten in Frankreich. Kalvin schrieb kurze, christliche Ermahnungen für dieselben, und sie wurden in ihren Gemeinden verlesen. Hernach begab er sich mit Ludwig dû Tillet, einem Dohmherrn von Angulême, nach Basel. Daselbst studirte er die ebräische Sprache. In sehr genaue Bekanntschaft gerieth er mit Grynäus und Kapito.

Ungeachtet König Franz I. die Reformirten in Frankreich verfolgte, so suchte er nichts desto weniger die Gunst der Protestanten in Deutschland. Zur Entschuldigung seiner Verfolgungen stellte er daher die Hugenotten in seinem Reich als Wiedertäufer und Schwärmer vor. Zur Verthäydigung ihrer Lehre also schrieb Kalvin seinen christlichen Unterricht und eignete ihn Franz I. zu. Diese vortrefliche Zueignungsschrift ist den 1. August 1536. von Basel datirt. Nach der Herausgabe dieses Buches begab er sich zu der Herzogin von Ferrara; diese gottselige Fürstin

stin nahm ihn mit besondrer Huld auf. Hierauf kehrte er nach Frankreich zurück; nachdem er daselbst seine Sachen in Ordnung gebracht hatte, entschloß er sich, mit seinem einzigen, noch übrigen Bruder, Anton Kalvin, entweder nach Straßburg oder nach Basel zu gehen. Wegen des Krieges blieb ihm kein anderer Weg offen als durch das savoische Gebiet. * Nicht fürchterlich genug kann Bourrit den Paß von Charmontane schildern, durch welchen Kalvin mit Lebensgefahr aus dem Augstthal entwischt war. Er langte zu Genf an, Wilhelm Farel ruhte nicht, bis er ihn unter den feyerlichsten Beschwörungen daselbst festheftete. Mit Einwilligung der ganzen Bürgerschaft, trugen ihm der Magistrat und das Consistorium das öffentliche Amt so wol des Lehrers als des Predigers auf. Im J. 1537. schwor, auf seinen Antrieb, das ganze Volk dem Papstum ab und erklärte sich feyerlich für das Kalvinische Glaubensbekenntniß. Wegen des immer noch herrschenden Parteygeistes und wegen des allgemeinen Sittenverderbens schlug Kalvin mit seinen geistlichen Mitbrüdern dem lasterhaften Volke den Genuß des Abendmals ab. Die Syndics versammelten die ganze

Bür-

* S. Bourrits Beschreibung der Penninischen und Rhätischen Alpen, Th. I. C. XI.

Bürgerschaft; in dieser Versammlung im J. 1538. wurde dem Kalvin, Farel und noch einem ihrer Collegen, wegen Verweigerung des Abendmals, befolen, in Zeit von zween Tagen die Stadt zu räumen. Kalvin flüchtete sich zu Bucer und Kapito nach Straßburg; daselbst stiftete er eine französische Kirche und war der erste Prediger derselben; auch erhielt er den theologischen Lehrstuhl. Immer noch nährte er in seiner Brust für Genf die innigste Liebe. Einen Beweis hievon giebt seine Antwort auf das Sendschreiben des Kardinal Sadolets; diese Antwort ist vom 1. Sept. 1539. aus Straßburg geschrieben. — Zwey Jahre hernach berathschlagte er auf dem Reichstag zu Worms und zu Regenspurg mit Bucer und Melanchton über die Mittel zur Besänftigung des Religionskriegs. Auf dringendes Anhalten des Volks und der Regierung kam er den 13. Sept. 1541. nach Genf zurück. Sein erstes Geschäft daselbst war die Einführung einer strengen Kirchenzucht. Ungeachtet selbige in den Augen verschiedener Personen hierarchische Tiranney schien, so ward sie nichts desto weniger den 20. Nov. 1541. in der Versammlung des Volkes feyerlich bestätet. * In den Genferschen

Raths.

* S. Sinner in seinen westhelvetischen Reisen, Th. II. C. 4. Spon Hist. de Geneve, Buch. III. s. 287.

Rathsmanualen befinden sich ganz sonderbare Nachrichten über die öffentlichen Dirnen. Bisher waren dieselben verpflichtet, in einem abgesönderten Quartiere zu wohnen, und sie lebten unter Aufsicht einer Vorsteherin, Bordelkönigin genennt. Ausdrücklich hieß es noch unterm 10. Merz 1504. Regina bordelli die martis proxima eligatur; auch leistete sie dem Staate den Eidschwur; unterm 14. obigen Monates heißt es: fuit creata regina meretricum, quæ juravit in forma sub conditionibus in capitulis exparatis. Erst unterm 30. April 1544. ward den Badern das Privilegium zur Unterhaltung öffentlicher Weiber genommen; fuit arreſtatum, quod defendatur hoſpitibus Stubarum hujus civitatis, ne abinde audeant putanas hoſpitari, imo & eas, quas habent, abire faciant; & inde fiant Cridæ (d. i. öffentliche Erkanntnisse,) quod putanæ debeant ſe loco ſolito retrahere. Die unerbittliche Strenge, womit Kalvin seine Kirchenzucht ausübte, zog ihm auch unter den angesehensten Rathsgliedern, unter den Eiferern für die Reformation selbst ungemeinen Haß zu. Die Partey der sogeheissenen Libertiner erklärte die Kalvinische Kirchenzucht für ein neues, tirannisches Papstum. Ein Anführer dieser Leute, Jacob Grüet, war äusserst erbittert, nicht nur daß

einige

einige seiner Kameraden zum Kniefalle vor dem Kirchen-Consistorium verurtheilt, sondern auch er selbst ab öffentlicher Kanzel von Kalvin als ein wollüstiges Schwein apostrophirt worden. Den 27. Jun. 1547. fand man in der Peterskirche auf dem Predigerpulte ein Libell festgenagelt; in demselben wurden die Geistlichen der Herrschsucht beschuldigt und ihnen deswegen tödtliche Rache gedrohet. Grüet hatte sich verdächtig gemacht; er kam ins Gefängniß; endlich gab er sich selbst als Verfasser dieses Libells an; hierauf untersuchte man sein ganzes, bisheriges Betragen; unter seinen Papieren ward ein Schreiben vom 10. Horn. 1547. an Peter de Burg gefunden; in diesem Schreiben erklärt er den Kalvin, den er Episcopum Asculanensem nennt, als einen Erzheuchler, der den h. Vater seines Ansehns beraube, und es sich selbst anmaasse; seine Verwegenheit gehe so weit, daß er behaupte, vor ihm müssen Könige und Kayser erzittern. In einer andern Schrift beschuldigte er den Kalvin, daß er mit göttlichen Eingebungen prale; in verschiedenen andern Blättern empörte er das Volk gegen das Joch der Kirchendisciplin und gieng würklich so weit, daß er die ganze Offenbarung als leere Fabel verschmähte; hiezu kam noch daß er einem Freunde an einem

aus-

auswärtigen Hofe geschrieben hatte, um diesen Hof gegen Kalvin und gegen die Regierung in Genf zu thätlichem Unwillen zu reizen. Wegen dieser Vergehungen ward er zum Tode verurtheilt. Nach seinem Tode fand man von ihm noch eine andre Schrift, voll atheistischer Lehrsätze, welche von einigen Gelehrten für das vorgebliche Buch de tribus impostoribus angesehn worden; öffentlich ward diese Schrift durch den Scharfrichter verbrennt.

Ein Rathsglied, Namens Peter Ameaux, hatte öffentlich mit vieler Unbescheidenheit von Kalvins Lehre gesprochen; ohne daß Kalvin es begehrte, ward Ameaux in Gefängniß geworfen und zur Kirchenbuße verurtheilt.

Virets Bedienter kam mit einem entwendeten Brief von Kalvin zu den Syndiks; nach Durchlesung desselben glaubten diese gerechte Ursache zur Klage über den Reformator zu haben: in dem Briefe nämlich wurden die Genfer beschuldigt, daß sie ohne Gott regiert seyn wollen. Beym Verhör aber behauptete er die Rechtmässigkeit dieser Klage durch das Betragen der Libertiner und so vieler Verächter nicht nur der Kirchenzucht allein, sondern des göttlichen Worts überhaupt.

Um

Um diese Zeit begab er sich mit Farel auf ein Religionsgespräch nach Zürich. Ungeachtet er mit einheimischen Staats- und Kirchengeschäften überhäuft war, so fand er immer noch Zeit, auch für die auswärtigen Kirchen nicht nur in der Schweiz und in Deutschland, sondern auch in Frankreich, England und Polen zu sorgen. Nicht zu gedenken so vieler Bücher, meistens biblischer Commentarien und theologischer Anweisungen, welche zu Genf in XII. Foliobänden, und hernach im J. 1667. in IX. Bänden zu Amsterdam zusammengedruckt worden.

Im J. 1549. hatte er seine Gattinn Idellette de Büre verloren; von ihr hatte er einen Sohn, der ihm aber ebenfalls in die Ewigkeit vorgieng. — So weit war Kalvin von Geldbegierde entfernt, daß er sich mit einem Einkommen von hundert Thalern begnügte und jede ihm angebotene Vermehrung eben so gerne ausschlug, als sie von andern gesucht wird. Ungeachtet es ihm leicht gewesen wäre, seinem einzigen Bruder Anton zu ansehnlichen Bedienungen zu helfen, so hatte er sich gleichwol niemals kleinfügiger Famillien-Cabalen schuldig gemacht; diesen Bruder ließ er das Handwerk eines Buchbinders lernen; alles, was er für ihn that, bestand darinn, daß er ihn von einer ehebrecherischen Ehegenoßinn

befreyte; weit mehr nämlich war ihm an der Ehre der Seinigen, als an Beförderung ihrer Glücksgüter gelegen. Die ganze Verlassenschaft, die er seinem Bruder hinterließ, belief sich nicht höher als auf 125. Goldgulden. Während seiner letzten Krankheit wollte der Rath ihm durch ein Geschenk von 25 Thalern einige Erleichterung verschaffen; Kalvin schlug das Geschenk aus, und zwar unter dem Vorwande, daß er bey seinem Unvermögen zur Arbeit nicht einmal das ordentliche Gehalt zu verdienen im Stande sey.

Ausser verschiedenen, andern Streitigkeiten, in welche er sich verwickelt sah, müssen wir noch folgender erwähnen:

Gleichwie noch heut zu Tage die Predigt, welche am Congregationstage in der Peterskirche gehalten wird, einer besondern Censur in der Versammlung der Geistlichen unterworfen ist, so war die Predigt damals der öffentlichen Censur in der Kirche selbst unterworfen. Jedem der Zuhörer stand es frey, dem Kanzelredner vor allem Volke Zweifel und Einwendungen vorzulegen. — Kraft dieser Freyheit also stand nach vollendeter Predigt Hieronymus Bolsec auf und warnte die Gemeinde, daß sie sich von dem angehörten Vortrage des Predigers, Nammens Saint-André, nicht verführen lasse, indem seine

Begriffe über die Prädestination nicht bestehen können, ohne daß Gott zum Tirannen und zum Urheber des Bösen gemacht werde. — Mittlerweile war Kalvin in die Versammlung gekommen, ohne daß er den Bolsec unterbrach oder von ihm konnte gesehen werden. Nachdem dieser mit seinem Vortrag zu Ende war, trat Kalvin nunmehr hervor und antwortete ihm über eine Stunde lang Punct für Punct. Farel bekräftigte seine Rede. Bolsec ward ins Gefängniß geführt. Im Namen der Geistlichkeit wurden ihm XVII. Artikel vorgelegt. Nach langen, wiederholten, mundlichen und schriftlichen Dispüten, wurden die Verhandlungen auf Zürich, Bern und Basel geschickt, um von diesen Kirchen Rath zu begehren. In Erwartung der Antwort wollte der Rath den Bolsec, unter Bürgschaft, auf freyen Fuß stellen lassen; da dieser keine Bürgschaft fand, so sah er sich genötigt im Verhafte zu bleiben. Die Antworten von Zürich, Bern und Basel erschienen, und Bolsec unterschrieb den Innhalt derselben. Unter anderm befanden sich in der Bernerschen Antwort folgende edle Gesinnungen: „ illud tamen etiam atque etiam videndum esse sentimus, ne quid severius statuatur in errantes, ne dum dogmatum puritatem immoderatius vindicamus,

„ à regula Spiritus Chrifti deficiamus; hoc eft
„ charitatem fraternam unde Difcipuli Chrifti
„ cenfemur, ad finiftram declinantes, transgre-
„ diamur; amica Chrifto veritas, fed amicæ
„ quoque funt Chrifto ovium ipfius animæ, non
„ modo in veritate fine offenfione ambulantes,
„ fed & per devia errantes, imo harum curam
„ juxta parabolam evangelicam impenfiorem,
„ optimus Paftor gerit; fcitis hoc ipfi, non
„ docemus ignorantes, fed admonemus fcien-
„ tes; fic comparati plerumque fumus, ut dum
„ fummo ftudio veritatem doctrinæ Chrifti tue-
„ mur, id quod in hujusmodi dogmatum diffi-
„ diis ufu venire folet, minus obfervemus,
„ quid Spiritus Charitatis ac chriftianæ manfue-
„ tudinis requirat, fed fervore ac ftudio reti-
„ nendæ veritatis, in diverfum ab eo, quod
„ Chrifti difcipulos decet, abripiamur, quafi
„ ftudium fervandæ charitatis cum Zelo verita-
„ tis confiftere nequeat. cum utriusque con-
„ junctio ex ipfiffimo Chrifti Spiritu nafcatur,
„ quo, ut nihil eft à mendacio alienius, ita ni-
„ hil eft & caritati atque manfuetudini addic-
„ tius. Laudamus in vobis retinendæ veritatis
„ ftudium — — Simul tamen obfecramus ut
„ cogitetis, quam fit proclive ad errandum ho-
„ minis ingenium, rurfus quam fit generofum;

„ ideo-

„ ideoque facilius in ordinem mansuetudine „ Spiritus reducatur, quam severitate trahatur: & ut ad causam veniamus, de qua inter „ Vos & Hieronymum orta est contentio, clam „ vobis non est, quam multis illa bonis viris „ negotium fecerit, de quibus aliâs non adeo „ male fentiri potest. — Est nobis ille prorsus „ ignotus, sunt tamen, qui prædicant, eum „ non esse virum adeo malum u. s. w. „ — Ungeachtet aller dieser menschenfreundlichen Vorstellungen, ward nichts desto weniger Bolsec aus dem Genfergebiete verbannet. Seither schrieb er Kalvins Lebensgeschichte, in welcher er diesen übel mißhandelt. Hierauf schrieb Kalvin sein Buch über die Prädestination, welches die Regierung in Bern weder billigen noch mißbilligen wollte, sondern sich begnügte, das Predigen über solche, unergründliche Geheimnisse in ihrem Lande zu untersagen.

Noch grössere Unruhen hatte in Genf Michael Servet verursacht. Schon im J. 1530. war dieser gelehrte Spanier in Basel Oecolampaden durch allerley arianische Einwendungen beschwerlich geworden. Im J. 1531. edirte er sein Buch de trinitatis erroribus; hierauf mußte er Basel verlassen; seither gerieth er mit Kalvin in Briefwechsel; im J. 1552. schrieb er abermal ein

Buch, Christianismi restitutio, voll antitrinitatischer Sätze. Auf Kalvins Anstiften ward er deswegen zu Vienne in Verhaft gesetzt; er entwich aus den Banden und sein Bild ward im J. 1553. öffentlich verbrennt. Nunmehr war er darauf bedacht, nach Neapel zu gehn und daselbst die Arzneykunst zu treiben. Unterwegs hielt' er sich einen Monat lang in Genf verborgen. Von Kalvin ward er entdeckt und der Obrigkeit angezeigt. Er kam in Verhaft. Ein junger Studirender, Namens Niclas de la Fontaine, gab gegen ihn neun und dreißig Artikel ein, die Kalvin aufgesetzt hatte. Der junge Mensch ward, auf eignes Anerbeuten, als Servets Gegenparten, gleichfalls gefangen genommen; sogleich aber ward er wieder auf freyen Fuß gestellt, als der Angeklagte seiner Irrtümmer überwiesen worden wäre. Dieser Lezitre fieng an, in dem Kerker Langweile zu haben, und er übergab dem Magistrat eine Bittschrift, in welcher er sagte: Es sey eine ganz neue und der ersten apostolischen Kirche unbekannte Uebung, irgend jemandem, wegen Ungleichheit der Religionsbegriffe, einen Criminalprozeß an den Nacken zu werfen; wenn er sich auch käzerscher Irrlehren schuldig gemacht habe, so seyn sie gleichwol von ihm nicht auf Genferschem Boden

aus-

ausgestreut worden; überhaupt gehören die Fragen, die er in seinen Büchern aufgeworfen habe, zur Entscheidung den Gelehrten allein, nicht dem Volk zu; endlich habe er an keinem Ort in der Welt die öffentliche Ruhe gestört: also begehre er einen Sachwalter, der seine Sache verfechte. Hieben hatte er Kalvins Namen mißhandelt und ihn einen Schüler Simons des Zauberers genennt, und ihn der Ehre, ein Diener der Kirche zu seyn, ganz unwürdig erklärt. — Ein Sachwalter ward Serveten abgeschlagen; gegen ihn gab die Geistlichkeit eine neue Schrift ein, die er mit kurzen Randglossen beantwortete. Auf beyden Seiten ward der Streit heftig. Abermal wurde mit den eydenößischen Kirchen gerathschlagt; wenig mischten sich diese in den Prozeß ein; den 27. Oct. 1553. ward Servet von dem Magistrate zum Feuer verurtheilt; Farel begleitete ihn zum Tode; ungeachtet er bey der Hinrichtung grosse Unruhe des Herzens merken ließ, so starb er gleichwol standhaft bey dem Bekenntnisse seiner ehmaligen Sätze. Grosse Bewegungen verursachte sein Schicksal; als verdient ward es von den einen, als grausam von den andern erklärt. Bey dieser Gelegenheit schrieb Castalio, unter verdecktem Namen Martin Bellius, sein Buch de non puniendis gladio hære-

 ticis;

ticis; von Theodor Beza ward es beantwortet; auch Kalvin schrieb über die Irrlehren des Servets und über den Gang seines Prozesses. Von neuem erhob die Partey der Libertiner den Naken. Gleichwie vormals Philibert Berthelier, der Vater, sich der weltlichen Dienstbarkeit mit Eifer wiedersetzt hatte, so widersetzte sich izo Philibert Berthelier, der Sohn, der geistlichen Kirchenzucht. Von Kalvin ward er exkommunizirt. Berthelier brachte die Sache vor Rathe; von da ward sie an den grossen Rath gebracht; die Meinungen waren getheilt; erst im J. 1555. wurden der Geistlichkeit ihre Consistorialrechte völlig bestätigt; wegen verschiedener Unfugen mußte Berthelier mit Perrin, Vandel und andern entweichen; als Aufrührer wurden sie in Contumaciam verurtheilt und ihre Bildnisse an den Galgen genagelt.

Wenige Zeit hernach fand Kalvin einen eifrigen Widersächer an Joh. Valentin Gentilis, welcher ganz in Servets Fußstapfen hineintrat. Nicht lange nach Kalvins Hinscheid ward auch dieser Gentilis zum Tode verurtheilt. — Die Strenge gegen Sektirer lag nicht bloß in dem Carakter der Reformatoren, sondern überhaupt in dem Genius der Zeiten. So sehr auch die Aufklärung sich ausbreitete, so waren gleichwol nicht

nicht alle Spuren des Papstums vertilget. — — Daß Kalvin noch an Vorahnungen geglaubt habe, hievon giebt Beza in desselben Leben folgendes Zeugniß: den 19. Dezember 1562. lag er krank am Podagra; einige Tage hatte der Nordwind gewütet. Ganz natürlich glaubte Kalvin im Schlummer das Geschrey der Kriegsposaunen zu hören; auf einmal fuhr er ausm Traum auf und verkündigte ein fürchterliches Unglück. An diesem Tage sagt Beza, wurde das blutige Treffen bey Dreux geliefert. — Ungeachtet solcher vermeinter Vorahnung, schien er sonst, gerade dem Geist seines Zeitalters zuwieder, wenig auf apocalyptische Weissagungen zu bauen. In den Scaligerianis schreibt von ihm Scaliger: O quam Calvinus bene assequitur mentem Prophetarum! Nemo melius. Sogleich setzt er hinzu: Sapit quod in Apocalypsim non scripsit. *

Die Menge der Studirenden, die von allen Seiten nach Genf kam, machte den Kalvin aufmerksam auf das Schulwesen. Schon im J. 1556. hatte er zur Verbesserung desselben Pläne entworfen. Wegen überhäufter Geschäfte wurden sie von dem Magistrate bey seite gelegt; im J. 1558. bracht' es Kalvin durch aussordentliche

* S. auch Bodin Meth. Hist. C. VII.

Thätigkeit in kurzer Zeit dahin, daß nicht nur das akademische Gebäude neu aufgeführt, sondern auch verschiedene, geschickte Lehrer gesetzt wurden. Sehr gerne hätte er eine vollständige, hohe Schule für alle Facultäten gestiftet: allein für einmal mußte er sich auf die nothwendigsten, besonders die theologischen Studien einschränken. Ausser den sieben Schulklassen, wurden zween theologische Lehrstüle für Kalvin und Beza, und noch drey andre für die Philosophie, für die griechische und ebräische Sprache errichtet. Die akademischen Gesetze, welche Kalvin verfertigte, wurden öffentlich in Gegenwart des Rathes, der Geistlichkeit und der studierenden Jugend in der Peterskirche verlesen und hernach durch den Druck bekannt gemacht.

Im J. 1561. wurde das französische Religionsgespräch zu Poissy gehalten. Sehr gerne hätten die reformirten Prinzen bey diesem Gespräche auch den Calvin gesehn; ohne höchstansehnliche Bürgschaft aber wollte ihn der Rath keineswegs abfolgen lassen. An seiner statt wurden Peter Martyr und Beza gesendet.

Da Calvin mit einem schwächlichen Temperament auf die Welt gekommen war, so wurde es noch weit mehr durch anhaltende Anstrengung

des Geistes entkräftet und von Zeit zu Zeit durch heftige Krankheiten erschüttert. Grausam ward er bald von der Migraine, bald von Fieber, bald von Podogra und Colik, und in den letzten Lebensjahren von Steinschmerzen geplaget. Mitten unter der Leibesmarter behielt er immer die Freyheit des Geistes; immer blieb er fleißig in seinen Geschäften. Zum letzten male predigte er obgleich vom Asthma gedrückt, den 6. Febr. 1564. Noch stellte er den 27. März in eigner Person dem Senate einen neuen Rector vor; allein er war so schwach, daß er unter beeden Schultern unterstützt werden mußte. Auf die rührendeste Weise nahm er Abschied von der Obrigkeit. — Nachdem er seinen letzten Willen in Ordnung gebracht hatte, ließ er noch einmal bey dem Senate um Verhör bitten, um sich vor seinem Ende mit ihm über die Angelegenheiten des Vaterlandes zum letzten Male unterhalten zu können. Um seiner äussersten Schwachheit zu schonen, begab sich die ganze Rathsversammlung zu ihm nach seinem eigenen Hause. In der ausführlichsten, salbungsvollen Rede segnete er sie; er bat um Nachsicht für seine Schwachheiten, und namentlich wegen öftrer, allzu grossen Lebhaftigkeit; er dankte für das genossene Zutrauen, und den geleisteten Beystand;

als-

alsdenn empfahl er ihnen mit der Hoheit eines der Verklärten des Himmels das Interesse der Religion; er erinnerte sie, daß Gott die Staaten regiere, daß die Regenten Gottes Werkzeuge seyn, daß, bey allen Stürmen von aussen und unter den größten, innerlichen Erschütterungen das Vaterland fest stehen werde, so lang sich in demselben, die Religion, die Gesetze, die Sitten erhalten. Er beschwor sie, so wol bey den Wahlen als bey Prozessen niemals die Stimme der Leidenschaft, der Gunst oder Ungunst, sondern allein der Vernunft und des Rechtes zu hören. Unter heissen Segenswünschen gab er jedem der Rathsglieder die Hand und entließ sie mit rührender Wehmut.

Noch an gleichem Tage begab sich auch die ganze Geistlichkeit zu ihm; er ermahnte sie zum Muthe und Eifer im Dienste der Kirche; er warnte sie vor innerer Zweytracht, vor Menschenfurcht und Saumseligkeit. Mit tief verwundetem Herzen nahmen sie Abschied.

Auf die Nachricht von dem herannahenden Tode desselben, machte sich Farel, ungeachtet seiner eignen Leibesbeschwerden und eines hohen Alters von achzig Jahren, fertig zur Reise von Neu-

Neuburg nach Genf. Calvin wollte ihn zurückhalten, und schrieb ihm mit sterbender Hande: Vale mi optime & integerrime frater, & quando te Deus superstitem manere vult in mundo, vive memor nostræ conjunctionis, quæ ut Ecclesiæ Dei fuit utilis, ita nos ejus fructus in cælo manet. Nolo te fatiges mea causa. Ægre spiritum traho & assidue expecto, dum me anhelitus deficiat; Satis est quod Christo vivo & morior, qui suis lucrum est in vita & morte; iterum vale cum fratribus. Genevæ nono Maji 1564. Dieses Briefes ungeachtet, gab sich der gute Greis die Mühe nach Genf zu gehn; nach einer ziemlich langen Unterredung mit dem sterbenden Freunde, kehrte er sogleich Morgens zurück nach Neuenburg.

Acht Tage vor seinem Hinscheid bewirthete Calvin noch einmal seine geistlichen Brüder; aus dem Bethe ließ er sich in dem Speisesal tragen; er segnete die Tafel, aß ein wenig, mischte sich in die Gespräche, und noch vor Beendigung des Gastmals, nahm er Abschied von der Gesellschaft und ließ sich in sein Krankenzimmer zurücktragen. — Er starb den 27. May 1564. in einem Alter von 55 Jahren. Morgens darauf ward er begraben, und zwar nach seinem letzten Willen

ohne

ohne Pomp und Denkmal; die ganze Bürgerschaft gieng im Begleite der Leiche.

Zweytausend und drey und zwanzig Predigten, die alle von verschiedenem Innhalte sind, werden von Calvin in der genferschen Stadtbibliotheck aufbewahrt. Mercier Tableau de Paris, T. IV. Ch. 350.

Leonhard Thurneisser im Thurn. *

Derselbe wurde den 6. August 1530. oder 1531. zu Basel geboren. Sein Vater, ein ehmaliger Hauptmann unter piemontesischen Truppen, nach andern, ein Goldschmied, hielt ihn frühzeitig zur Goldschmiedkunst und Steinschneideren an. In den Lehrjahren wartete er dem D. Johann Huber, einem Baslerschen Arzt auf. Er half ihm Kräuter sammeln, Arzneyen bereiten und las ihm aus den Schriften des Parazels vor. Dadurch bekam er Neigung zur Metallurgie, Naturhistorie und Chymie. Schon im J. 1547. verheyrathete sich der unbärtige Jüngling mit einer Wittwe, Namens Margaretha Müller. Durch jugendliche Unvorsichtigkeit stürzte er sich bald in verdrüßliche Händel. Er ward von Juden betrogen und stürzte sich in Schulden. Aus Unbesonnenheit glaubte er, Betrug durch Betrug abtreiben zu dürfen. Er nahm einen Zain Bley, überzog ihn mit Golde und versetzte ihn dem

* S. Herzogs Adumbrat. Eruditor. Basiliensium aqud Exteros celebrium, s. 154, wie auch besonders Moehsens Beyträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg.

den Juden für reines Gold. Der Betrug blieb nicht lange verborgen, und die Juden erweckten gegen ihn einen gräulichen Lärm. Sein Vater, der für ihn bezahlt hatte, war ausser Stand ihm länger zu helfen; sein Bruder Alexander breitete aus Haß seinen Unfall selbst aus; am schliminsten war seine Frau, die er bisher mit Vorwürfen gequält hatte, daß sie mit ihrem Vormünder, Lorenz Blie, vor der Verehlichung zugehalten, und es noch hielte. Er sah sich genöthigt, Basel und die Frau zu verlassen. Im J. 1548. begab er sich nach Straßburg; als ihm daselbst das Bürgerrecht versagt wurde, so gieng er nach Konstanz; durch Fleiß in seiner Kunst erwarb er 500 Kronen; wegen langwirriger Krankheit gerieth er von neuem in Schulden; nach der Genesung reisete er nach England und Frankreich. Bey der Zurückkunft in Teutschland trat er als Schütze unter Graf Christophs von Oldenburg Regiment unter Hans von Teklenburgs Fahne bey der Armee des Marggrafen von Brandenburg. In der Schlacht bey Sievershausen wurde er im J. 1553. von Christoph von Karlowitz gefangen genommen, verließ die Kriegesdienste und arbeitete auf teutschen und nordischen Bergwerken. Daß er auch zu Nürnberg bey einem Mosetzer (Hans Maslitzer) gearbei-

tet

tet und dem berühmten Meßkünstler Schoener verschiedene astronomische Instrumente gemacht habe, sagt er selbst in der Magna Alchymia S. 99. Zu dieser Zeit hatte ihn seine grosse Kenntniß in Ruf gebracht, so daß ihm die Aufsicht über die Eberswaldische Gewerke im Tyrol anvertraut wurde. Nachdem seine Frau sich von ihm hatte scheiden lassen und er seines Bürgerrechtes zu Basel verlustig erklärt worden, so verehlichte er sich zu Konstanz mit Anna Huetlin, der Tochter eines Goldschmids, bey dem er in Arbeit gestanden. Im J. 1558. zog er mit ihr nach Tarenz im obern Innthal; hier so wol als am Schürrgant, einem Berge am Antesbach, unternahm er Bergwerke auf seine Rechnung und legte eine eigene Schmelz- und Schwefelhütte an. Wegen seiner Einsichten erhielt er verschiedene Besuche von dem päpstlichen Nunzius und Bischof zu Capo in Istrien, von Peter Paul Vergerius, Hieronimus Cardanus u. a. Der Graf Ladislaus von Hag gab ihm die Aufsicht über alle seine Bergwerke. Nach und nach wurde er dem Kayser Ferdinand bekannt, welcher ihm im J. 1559. die Erlaubniß gab, eine Weibsperson zu anatomiren, der zur Strafe alle Adern geöffnet worden, damit sie sich todt bluten möchte. Der Sohn des Kaysers, Erzherzog Ferdinand,

war sein grosser Beschützer. Auf dessen Befehl reisete er im J. 1560. nach Schottland und den orkadischen Inseln; im J. 1561. nach Spanien und Portugal. Von da gieng er nach Afrika und Asien. Auf diesen Reisen erhielt er den Orden der h. Katharina auf dem Berge Sinai. Die Rückreise gieng über Kandia und Griechenland nach Italien, und von da wieder nach Ungarn. Auf diesen Wanderungen hatte er in der Arzneywissenschaft besondere Kenntnisse erworben. Bey der Zurückkunft im Tyrol im J. 1565. fand er seine Wirthschaft äusserst verfallen. Zur Wiederherstellung seiner Schmelzwerke schoß ihm die Regierung zu Inspruͤgg ein Kapital von 700 Gulden vor; auch erhielt er von Zeit zu Zeit ansehnlichen Geldvorschuß von dem Grafen von Hag. Der Erzherzog schickte ihn nach Ungarn und Böhmen, um in beyden Reichen die Bergwerke zu untersuchen. Thurneisser rühmt sich, daß er im J. 1568. in Ungarn bey dem kayserlichen Kriegesheer grosse Kuren, besonders in der Bräune verrichtet hätte. In Böhmen gerieth er in Bekanntschaft mit dem Grafen Joachim von Schlick, Landvogt in der Ober-Lausnitz, der ihm nachher sehr beförderlich war. Durch Stolz und Großthun kam er in Mißgunst und Schulden. Im J. 1569. erhielt er Urlaub, nach Niederdeutschland

land

land zu gehn, um physikalische Beobachtungen zu machen und den Druck seiner fertig liegenden Schriften zu besorgen. Auf seinen Seereisen hatte er sein Werk Archidoxa, in teutschen Reimen geschrieben. In diesem Werk sollten nicht allein der Lauf, die Würkung und der Einfluß der Planeten und des ganzen Firmaments in den menschlichen Körper und in alle Gewerbe und Handlungen der Menschen, sondern auch eine versteckte Anleitung zur Alchymie enthalten seyn. Er hatte noch ein anderes poetisches Werk, welches er Quintessenz nennte, zum Druck fertig. In diesem wird die nöthige Verbindung der Arzneywissenschaft und der Alchymie gezeigt, imgleichen wie man aus allen Dingen die Subtilität oder Quintessenz ziehn sollte, u. s. w. Auf seinen Landreisen hatte er eine Untersuchung der Flüsse angestellt und davon eine Beschreibung zusammengetragen. Auch glaubte er eine chymische Operation erfunden zu haben, durch welche man nicht allein die Beschaffenheit des Blutes, sondern auch die Ursache und den Sitz der Krankheiten in den Eingeweiden des Körpers genau bestimmen und die Heilmittel darnach einrichten könnte. Diese Erfindung wollte er in einem besondern Traktat beschreiben, und die anatomischen Figuren so wol als auch die chymischen Ge-

fässe und Oefen, die zu seiner Operation nöthig wären, in Holz und Kupfer schneiden lassen. In Niederteuschland hatten sich zu der Zeit Albrecht Dürers, Lucas Kranachs und Lucas von Leyden Schüler als gute Formschneider und auch als Kupferstecher berühmt gemacht; sie hielten sich mehrentheils an denen Orten auf, wo berühmte Druckereyen waren. Thurneisser begab sich zuerst nach Münster; diese Stadt war wegen der Hofhaltung des Bischofs so wol als wegen der Buchdruckerey vorzüglich berühmt. Daselbst ließ Thurneisser im J. 1569. die erste Ausgabe seines Buchs Archidoxa bey Joh. Ossenbruck in Quartform auf seine Kosten drucken. Eben daselbst wurde gleichfalls in Quart die Quinteßenz im J. 1570. gedruckt. Seither erschienen von beyden Schriften vermehrte Ausgaben in Folio. Der Bischof zu Münster hatte Thurneisser zwar mit in seinem Gefolge genohmen, als er im August 1570. die Prinzeßin Elisabeth, eine Tochter des Kaysers Maximilians und Braut Königs Karls IX. bis Nimegen begleitete; auch hatte er Thurneissern aufgetragen, eine Apotheke in Münster anzulegen: allein dieser wollte zugleich ein ansehnliches Laboratorium bauen und schafte die nöthigen Gefässe an. Dem Bischof schienen die Unkosten zu groß; Thurneisser ma te ihm

Vor=

Vorwürfe, daß er nicht freygebig genug sey; er sagte, daß er nicht länger grossen Herren umsonst dienen wollte, überdem müßte er eine bequemere Gelegenheit suchen, seine übrigen Schriften drucken zu lassen. Zu diesem Ende hin, besonders zur Besorgung der Ausgabe seines Werckes, Pison, oder der Beschreibung von den Wassern begab er sich nach Frankfurt an der Oder. Unter allen seinen Schriften hatte er sich durch dieses Buch, Pison, durch seinen Kalender und durch sein Kräuterbuch den meisten Ruhm erworben. Im J. 1571. wohnte er zu Frankfurt an der Oder bey dem Buchdrucker Eichhorn. Daselbst traf ihn auf der Durchreise der oben erwähnte Graf Johannes von Schlick an; in dessen Gefolg gieng er nach Prag zum Kayser Maximilian, um das Privilegium zum Verlag seines Buches zu suchen. Hierauf begab er sich nach Frankfurt zurück. Wie der Churfürst Johann George von diesem Wundermann und seinem unter der Presse befindlichen Buche allerley vortheilhafte Nachrichten hörte, so ließ er die gedruckte und einige ungedruckte Bogen holen. Thurneisser war so einfältig nicht, daß er nicht sollte die Bogen, welche die Flüsse der Mark und deren unerkannte Reichtümer betrafen, vor andern vorgelegt haben. Er hatte diesen,

sen, so wie vielen andern Flüssen, in allen Stücken mehr beygelegt, als er jemals in der Wahrheit beweisen konnte. Selbst die moralischen Eigenschaften der Märkischen Wasser sind ihm nicht verborgen geblieben. Er sagt im Pison S. 363. erster Ausgabe: „Die Hauel helt in ihr nichts „besonders, ein fischreich, schwer vnd vngesundt, „faul Wasser, dauon etliche Weiber, die es „trinken, gar böse, scharpfe vnd lügenhaftige „Zungen überkommen.„ Nützlicher ist: daß er fast überall die bey den Brunnen und Flüssen wachsende Kräuter, und öfters auch die Steinarten und andere Merkwürdigkeiten anführt.

Der Churfürst, welcher wieder die Goldmacherkunst, durch die Laboranten seines Vaters, und auch wieder den Bergbau eingenommen war, fand um so mehr Vergnügen an Thurneissers Buch, da er hier einen Mann antraf, der nicht erst einen beschwerlichen Bergbau führen und Schmelzhütten anlegen durfte; sondern er fand das Gold in Flüssen und Bächen, gleich in Körnern, und durfte nur das Gehalt probieren. Er entdeckte die Oerter, wo man in der Mark Rubine, Smaragde, Saphire und andere edle Steine finden konnte, die man bisher weder gefunden hatte, noch schwerlich künftig finden wird. Ausserdem war Thurneisser dem Churfürsten als

ein

ein Arzt von seltner Kunst empfohlen. Er ließ ihn also zu sich fordern.

Thurneisser war ein Mann von gutem Ansehn, lebhaft und nicht unangenehm im Umgange. Er gefiel dem Churfürsten; die Gemahlin befand sich nicht wol; Thurneisser versicherte nach erhaltener Aufforderung: Es wäre gewiß, daß man durch die Physiognomie viele Mängel, aber doch nicht alle und nicht so gut, wie aus der Untersuchung des Harns und dessen Distillazion erkennen könne. Da er aus dem blossen Anblick der Fürstin einige Gebrechen ihres innern Körpers, zur Verwunderung beyder fürstlichen Personen entdeckte, so wurde ihm deren Kur aufgetragen. Thurneisser war entweder selbst so klug oder es war ihm gerathen worden: genug er äusserte einiges Bedenken, die Kur allein zu übernehmen. Diese anscheinende Bescheidenheit vermehrte das Vertraun des Churfürsten. Hierinn bestärkten diesen die Unterhändler, Wolfgang von Kloster und Matthias von Saldern, welcher letztre durch Thurneissers Mitwürken ein neues Bergwerk zu errichten hofete. Auch ward Thurneisser dem Hofe durch den Grafen von Schlick empfohlen. Der glückliche Ausgang der Kur an der Fürstin gab diesen Empfehlungen den kräftigsten Nachdruck. Besonders auch die

 Schö-

Schönen verbreiteten den Ruhm unsers Adepten. Bereits vom Aprill 1571. finden sich verschiedene Schreiben von einigen Fräulein, die auf dem Lande wohnten, und von verheurateten Damen, worinn sie ihn theils um Schminken, theils um Waschwasser und Schönheitsöl ersuchen; sie schliessen gemeiniglich mit der Bitte: es niemand wissen zu lassen, noch andern davon zu geben. Der Churfürst ernennte ihn zu seinem Leibarzt; auf seine Kosten ließ er sein Weib und seine Kinder von Konstanz kommen und in die vierzehn Jahre genoß Thurneisser der unveränderten Gnade des ganzen, churfürstlichen Hauses.

Im J. 1572 edirte er seine Beweisgründe für die Kunst aus dem Urin zu urtheilen. In dieser Schrift befindt sich B. X. C. 3. die Geschichte, wie er dem König in Polen Siegmund I. aus dem Harn nicht nur seine Krankheit, sondern auch seinen Tod und den Monat, ja den Tag desselben, in der Abwesenheit, genau vorhergesagt habe. Eben so hatte er dem Otto von Predow (wie er in seinem Kräuterbuch versichert) einen tödtlichen Schlagfluß voraus verkündigt.

Ausser einem sehr beträchtlichen Gehalt übergab ihm der Churfürst grosse Gebäude zur Anordnung

nung so wol eines Laboratoriums als einer eignen Buchdruckerey. Er hatte eine Art von Hofstaat oder Haushaltung von mehr als 200 Personen. Er selbst gieng reinlich und prächtig in schwarzsammtnen und seidenen Kleidern und (welches auch bey Fürsten ungewohnt war,) täglich mit seidnen Strümpfen. Um den Hals trug er güldene Ketten mit güldenen Gnadenpfenningen. Sein Wagen war mit vier Pferden bespannt. Auch auswärtig war sein Ruf ungemein groß. Noch zeigt man Briefe, welche Kayser Maximilian und die englische Königin Elisabeth an ihn geschrieben. In der königl. Bibliothek zu Berlin befinden sich an ihn viele Briefe grosser Fürsten und berühmter Gelehrten. Ueberdem wurden ihm allerley alte und auch neuere Offenbarungen, Gesichter, Weissagungen und andere prophetische Aussprüche eingeschickt, um von ihm deren Bedeutung zu erfahren. Es ist mit den alten Prophezeyungen, sagt Moehsen, wie mit dem Lottospiele: bey der grossen Menge von Einsätzen, die verlohren gehen, trift zuweilen einer, wo nicht die gesetzte Terne, dennoch einen einzelnen Auszug. So wie Thurneiser als Schwarzkünstler in Ruf kam, so wurde er auch in Hexereyen zu Rathe gezogen. Ausserdem stand er beynahe mit ganz Berlin in Verbindung.

 Sein

Sein Haus war wie ein Lombard, und in demselben wohnte die Seele eines grossen geschäftigen Wucherers. Wer Geld brauchte und Geldeswerth hatte, schickte es zu ihm zum Umsatz. Der Churfürst selbst und der Hof gaben ihm vielerley Bestellungen von Einkauf und Arbeiten. Die Vorzüge seiner Buchdruckerey waren überall so berühmt, daß gelehrte Professoren, selbst aus Basel, herreiseten, um bey ihm ihre Schriften drucken zu lassen. Meistens setzt er den Büchern, die er herausgab, bey: Gedruckt im grauen Kloster oder excusum Berlini in Monasterio Leucophæo. Durch seine Kalender und Nativitätsstellungen wußte er sich ungemein zu bereichern. Noch weit mehr aber als durch seine gedruckten Bücher gewann er durch Handschriften, Rathschläge und Briefe. Der berühmte M. F. von Seidel sagt in seiner Handschrift von Thurneissers Leben: „ Ich habe von Thurneissern ein „ Manuscript gehabt, wie man aus Rheinischem „ Golde Dukatengolde machen könne, unterm „ Titel: Die Reinische Kunst. Für dieses Buch „ hat Churfürst Johann George, besage der „ Präfation, neuntausend Thaler zusagen müs„ sen. „. Es soll auch auf der königl. Bibliothek zu Berlin ehmals eine Handschrift von Thurneissern, unter dem Titel: De Transmutatione

tione Veneris in Solem * vorhanden gewesen seyn, wofür ihm und seinen Kindern 600 Thaler jährliches Gehalt gereicht worden.

Thurneisser ist der erste, der im Brandenburgischen ein Naturalien-Cabinet gesammelt hat. Sein Garten bey dem Kloster war voll botanischer Gewächse, und auf seinem Hof hielt er seltene lebendige Thiere. Unter diesen war ein Elendthier, welches ihm Fürst Radziwil zugeschickt hatte. Er schickte es im J. 1579. nach Basel durch Burchard Speideln, um sich durch diese Seltenheit bey seinen Landesleuten einiges Ansehn zu geben. † Es sahn es aber (wie Moehsen sagt,) die frommen Baseler für seinen Zauberteufel an: und ein altes Weib gab ihm einen Apfel mit zerbrochenen Nähnadeln zu fressen, damit es umkommen sollte.

Mitten in der glänzendesten Laufbahn und bey den herrlichsten Aussichten in die Zukunft würkte auf Thurneissern ein unglückliches Gestirn. Dieses flößte ihm eine ausserordentliche Sehnsucht nach seinem Vaterland ein, und nach anfänglichem Wiederstand sah er sich von dem heftigsten Heimweh beunruhigt. Da er dieser Schwach-

* S. D. Petræi Vorrede zu Basilii Valentini Schriften 1740. s. 76. 81.

† S. Ausschreiben I. S. 84.

Schwachheit nachgab, so zog er sich allerley widrige Schicksale zu, die ihn endlich aus einem reichen Mann in einen armen Flüchtling verwandelten.

Thurneissers bisheriges Hauswesen hatte seine zweyte Frau zu seiner und jedermanns völliger Zufriedenheit besorgt. Unglücklicher Weise verlor er diese Frau im J. 1575. Desto empfindlicher ward ihm dieser Verlust, seitdem er seine ganze Wirthschaft unter der Verwaltung seines lüderlichen Bruders Alexanders ganz in Verwirrung gestürzt sah. Dieser Bruder beredete ihn, daß er nach Basel zurückkehren möchte. Um das verlorne Bürgerrecht wieder zu erhalten, verpflichtete sich Thurneisser zur Vergütung seiner ehmaligen Betrügereyen und zur Bezahlung der väterlichen Schulden. Im J. 1576. brach in Berlin die Pest aus; er blieb von der Pest befreyt, lag aber fünf Wochen lang an einer hitzigen Hauptkrankheit. Nach der Genesung folgte er dem Hofe nach Karzig; der öftere und lange Aufenthalt des Hofes auf den Lust- und Jagdschlössern war ihm beschwerlich. Wegen der Pest durfte er nicht nach Berlin gehn, um sein Laboratorium und seine Druckerey zu besorgen. Indeß lag ihm die Ausarbeitung seiner Natur- und Pflanzengeschichte sehr am Herzen. Conrad Geßner

ner hinterließ sein botanisches Werk unvollständig. Thurneisser hofte das vollständigste Herbarium in X. Theilen in Folio zu liefern. Nun sah er sich neun Monate lang von seinen Lieblingsstudien entfernt; die Klagen, die er von seinen Leuten aus Berlin erhielt, vermehrten seinen Unmuth; die einen seiner Kinder waren schon nach Basel verreißt, die andern wurden in Berlin von seinem Bruder schlecht besorgt. Hiezu kam noch die Verminderung seines Kredits in der Arzneykunst. Der berühmte D. Kaspar Hofman zu Frankfurt hatte eine Rede de barbarie imminente * gehalten, die Thurneissern beschwerlich fiel. In dieser Rede lobte Hofman die Chymie als sehr nützlich in der Arzneykunst: Zugleich aber zeigte er, daß der Chymiker allein noch lange kein grosser Arzt sey, besonders erniedrigte er die neu aufgekommenen Parazelsisten; den Reichen, sagte er, fegten sie die Beutel mit theuren, aus Edelsteinen zubereiteten Arzneyen; mit Nativitätstellungen und Anpreisung des Talismanns gäben sie sich ein wunderthätiges Ansehn. Die Rede fand in Frankfurt ungemein viel Beyfall und sollte gedruckt werden, welches Thurneissern

bis

* S. Joach. Negeleins Ulysses litterarius. Norimb. 1726. 8vo, welcher aber unrichtig diese Rede dem Kasp. Hofman zu Altdorf zuschreibt.

bis J. 1578. zu verhüten wußte; mittlerweile gieng sie unter den Gelehrten des Hofes in Handschrift herum und benahm vielen die Vorurtheile für das Nativitätstellen und für die Talismans. Fast zu selbiger Zeit hatte ein Ungenannter aus Magdeburg an Thurneissern geschrieben: Daß der gelehrte Rektor, Magister Georg Rollenhagen, seine Kalenderprophezeyungen in der Schule vorgelesen und sich über ihn aufgehalten hätte; er hätte ihn einen ungelehrten Apotheker und Goldschmidsknecht, einen groben Mann, Phantasten, Schwarzkünstler gescholten; er hätte nicht studirt, sondern seine Magisters, die er hielte, thäten das beste; es wäre mit seinen Kalendern lauter Narrenwerk; er warnte jeden, sie nicht zu kaufen, deßhalb wären die Kalender daselbst in Verachtung gekommen u. s. w.

Die Besorgniß, seinen Kredit noch mehr zu verlieren, trieb ihn izt desto mehr an, sich aus aller Verbindung des Hofes loszureissen und seine projektirten Werke in Ruhe auszuarbeiten. Er verkaufte seine Druckerey in Berlin und hielt um seinen Abschied an. Der Churfürst that alles mögliche, um ihn zurückzuhalten. Im September rührte ihn der Schlag, der ihn an der Zunge und auf der einen Seite lähmte. Die Kur, deren er sich bediente, hat Colerus im Hausbuche

umständlich beschrieben; sie zeugt von seinem Aberglauben und seinen Einsichten. Er ließ gehackte weisse Tauben in Milch und Kampfer destilliren und bestrich mit dem Wasser die gelähmten Theile; er brauchte seine Perlentinktur, aß täglich gebratene und gekochte Tauben, trank guten Wein und Bier und hatte alle Tage Gäste. Die Kur daurete lange und machte, daß er einige Zeit ruhig wurde. Im April 1578. hielt er um Erlaubniß an, nach Basel zu reisen, um seine Sachen daselbst in Ordnung zu bringen. Nicht ohne Mühe entschloß sich der Churfürst, ihn auf einige Zeit zu entlassen. Seine Abwesenheit hatte die Gnade seines Herrn gar nicht gemindert.

Sogleich nach seiner Ankunft in Basel brachte er die Sache wegen der Juden zu Weil und wegen Verlassung seiner ersten Frau in Richtigkeit. Von der Obrigkeit ward ihm auferlegt, nicht durch die Strasse zu gehn, wo diese Frau mit ihrem Mann wohnete. Den 19. Dezember 1579. hielt er um das Bürgerrecht an. Er erhielt die Erlaubniß, in der Stadt ein Haus und vor der Stadt ein Gut zu kaufen. Gegen Erlegung von 40 Floren sollte ihm und seinen Kindern das Bürgerrecht zukommen: den Bürgereyd aber könne er nicht eher schwören, als bis er seinen

Ab-

Abschied von dem Churfürsten vorgelegt; denn es könne niemand zu Basel Bürger werden, der noch andern Herren mit Eyd verpflichtet wäre.

In seiner Abwesenheit war zu Berlin eine besondere Schrift des D. Joel, Professors zu Gryphswalde, angekommen, der ihn darin der Zauberey beschuldigte, wie auch, daß er den Teufel in einem Kristalglase bey sich führte; durch dessen Hilfe schreibe er in lateinischer, chaldäischer, ebräischer und indischer Sprache, ohnerachtet er sie gar nicht verstände. Joels Schrift machte ihm sehr viel Verdruß.

Vor seiner Zurückreise nach Berlin hatte sich Thurneisser in Basel merken lassen, daß er sich wieder verheyraten wollte. Man schlug ihm Maria Herbrott, die Tochter Junker Matthäus Herbrotts, eines Bürgers von Ravenstein, vor. Wegen beschleunigter Abreise sah er sie nicht, sondern er ließ sich ihr Bildniß nachschicken. Es gefiel ihm. Er hielt darauf bey dem Churfürsten von neuem um seinen Abschied an. Nicht ohne Mühe und nur unter dem Beding, daß er einst zurückkommen wolle, erhielt er die Freyheit. Den 14. Sept. 1580. verlobte er sich mit der Herbrottin und den 7. Nov. war die Hochzeit zu Basel. Damals hatte er fünfzig Jahre, und war, nach dem Zeugniß seiner dreißigjährigen

Frau,

Frau, überall schwächlich, auch eifersüchtig und geldgeizig. Sie hingegen war (wie er in seinem gedruckten Ausschreiben behauptet) ausschweifend, mann-toll und ohne alle Ehrbarkeit. Daher gleich während und nach der Hochzeit allerley Mißhelligkeiten unter ihnen entstunden.

Im Jänner 1581. begab sich Thurneisser, auf Befehl des Churfürsten, mit seinem Sohn nach Berlin. Die Frau und beyde Töchter ließ er in Basel zurück. Die Nachrichten von der schlechten Aufführung seiner Gattin machten ihn öfters krank und schwermüthig. Den 13. Febr. 1582. ließ er Frau und Kinder nach Berlin kommen. Die Frau brachte ihre Zeit sehr übel mit ihm zu. Ein Smaragd in ihrem Trauring war in Stücken zerbrochen; sein Aberglaube erklärte diesen Zufall als ein sicheres Zeichen ihres Ehebruchs. Er machte ihr Vorwürfe, und sie gestand: daß sie sich seit ihrem vierzehnten Jahre lüderlich aufgeführt, wovon er alle Umstände eckelhaft beschreibt. * Sie mußte Briefe an ihren Vater und an ihren ersten Verführer, einen verheuratheten Verwandten, schreiben, worinn sie alle ihre Ausschweifungen bekennt. Er ließ Abschriften nehmen, und diese von einem Notar attestiren. Hierauf schickte er sie ihrem Vater

* Ausschreiben III. f. 81. 90. 103.

zurück. Ueber diese Verstossung beklagte sich ihr Vater den 23. April 1582. bey den Gerichten in Basel. Da kein Theil die Ehescheidung verlangte, so bestätigte das Ehegericht den 27. Jul. 1582. die Ehe, mit Befehl, daß Thurneisser, laut Eheversprechens, sich in Basel niederlasse, wofern Klägerin nicht freywillig ihm nach Berlin folgen wollte. Nach dem Urtheil des Stadtgerichts vom 1. Augstm. 1582. ward die Frau vollkommen in des Manns Hab und Gut eingesetzt. Auf die Nachricht hievon erregte Thurneisser Himmel und Hölle. Durch den Rath Köppen ließ der Churfürst ein Vorschreiben für ihn einlegen. Den 11. Dezember 1583. kam eine Antwort des Rathes zu Basel an den Churfürst, worinn er sich zur Revision des Prozesses anerbot. Mittlerweile hatte Thurneisser sein Ausschreiben größtentheils abgedruckt, und was davon fertig war, seiner Verantwortung beygelegt. Bey dem Schluß dieses Ausschreibens verlangte er: ehe der Rath seinen Prozeß wieder vornehme, daß erstlich die Herbrotin aus seinem und seiner Kinder Vermögen herausgewiesen werde; Zweytens daß alle diejenigen, die er Injurien wegen beschuldigt, entweder ihre Beschuldigungen bekräftigen, oder daß sie widrigenfalls an Leib, Leben und Vermögen bestraft werden. Wie den 23.

April

April 1584. die Antwort und das Geleite des Raths zu Basel noch nicht eingekommen war: so gab er sein Ausschreiben öffentlich heraus, voll der bittersten Vorwürfe gegen die Baslersche Regierung. Im J. 1584. begab er sich heimlich aus der Mark weg. Pauli, Buchholz und Löckel sagen es Leuthingern und Haftiz nach, daß Thurneisser deswegen zu dieser Flucht genöthigt worden, weil er durch alchymistische Künste die churfürstliche Schatzkammer geschwächt habe. Indeß fällt diese Flucht in die Mitte des Jahres 1584, und gleichwol noch in diesem Jahre bewieß sich der Churfürst als Thurneissers Beschützer. Wenn ihn auch keine Besorgniß, durch entdeckten Betrug in Ungnade zu fallen, zu verzweifelten Entschlüssen antrieb, so konnte ihn, (nach seinem Karacter) hiezu der Verlust seines sämmtlichen Vermögens in Basel angetrieben haben.

Als der Churfürst nach Dresden gereist war, so begab sich Thurneisser in der Stille nach Italien. Wie lang er sich zu Rom aufgehalten, ist nicht bekannt. Daselbst machte er, in Gegenwart des Kardinals und nachmaligen Großherzogs Franziskus de Medizis, das Kunststük mit dem berühmten, zur Hälfte in Gold verwandelten Nagel, der darauf nach Florenz gekommen

und daselbst aufbehalten wird. Im J. 1590. gab er die Attisholzer- oder Attiswalder-Badordnung heraus. Auf dem Titel nennt er sich Leonard Thurneisser, izziger Zeit zu Rom. Im folgenden Jahr gab er, vermuthlich zu Köln, einen Kalender mit seinem Wapen in einem schlechten Holzschnitt und mit einem Vorbericht von der Magie in deutscher Sprache heraus. Er soll im J. 1595. oder 96. in einem Kloster zu Köln gestorben seyn, und vorher gebeten haben, daß man ihn neben dem Albertus Magnus begraben möchte.

Das Verzeichniß seiner Schriften, so wie seine ausführliche Lebensbeschreibung und Charakteristik findet man in Moehsens höchstschätzbaren Beyträgen zur gelehrten Geschichte in der Mark Brandenburg. 4to. Berlin bey Decker. 1783. Damit vergleiche man das Verzeichniß in Herzogs Adumbrat. Eruditor. Basil. apud. Exteros celebrium, S. 154.

In dem Thurneisserschen Hause in Basel, welches nunmehr der berühmte Schriftgiesser, Wilhelm Hase, besitzt, grub man Thurneissers Wapen hervor; auch befinden sich daselbst zwey Fenster mit gemahlten Scheiben und Thurneisserschen, räthselhaften Reimen.

Theo-

Theodor Beza. *

Den 24. Jun. 1519. ward er zu Vezelay in Burgund von adelichen Aeltern geboren. Mit zärtlicher Sorgfalt erzog ihn sein Oheim, ein Parlamentsrath in Paris; im J. 1228. anvertraute ihn dieser dem berühmten Melchior Wolmar in Orleans, von dem er die ersten Grundsätze einer geläuterten Religion einsog. Ungeachtet er sich zu dem Studium der Rechte bestimmt sah, so wendete er gleichwol die meiste Zeit auf das Studium der Alten. Im J. 1539. kam er nach Paris zurück. Durch den Hinschied seines Bruders wurde er Erbe beträchtlicher Güter; hiezu kamen noch zwo Präbenden, die er ohne Vorwissen erhielt, nebst einer Abtey von 15000 Livr. jährlicher Einkünfte, die ihm ein Oheim, der Abt von Froidmond, abtreten wollte. Bey den glänzendsten Aussichten, in voller Jugendkraft, bey den liebenswürdigsten Talenten, von der Natur mit reizender Bildung, von dem Glücke mit Reichthum begabt, im Schoße der Lustbarkeiten, stritt' er zwar mit sich selbst, doch siegte sein Entschluß, je eher je lieber zu

* S. Bayle Dict.

der protestantischen Kirche hinüber zu gehn. Zum voraus hatte er sich in Geheim mit einer Person verlobt, die jeden Liebreiz, jede Tugend besaß, und welcher nichts mangelte als Glücksgüter und vornemme Abkunft. Gewissenhaft beobachtete er gegen sie seine Gelübde; zur Erfüllung derselben ward er durch eine tödtliche Krankheit bewogen; sogleich nach der Genesung flüchtete er sich mit der Geliebten nach Genf und langte den 24. Oct. 1548. daselbst an. Bevor er zur Auswahl eines Berufs schritt, begab er sich nach Tübingen zu seinem väterlichen Freunde, dem Melchior Wolmar. Auf dessen Rath nahm er im J. 1549. zu Lausanne den Lehrstuhl der griechischen' Sprache an, den er neun bis zehn Jahre bekleidete. Zu gleicher Zeit gab er den Vertriebenen Unterricht in der Religion und verfertigte verschiedene Schriften. Ueber seinen Abfall von der päpstlichen Kirche waren die Katholiken so sehr erbittert, daß sie ohne die geringste Wahrscheinlichkeit ausstreuten, er habe sich von Paris weggeflüchtet, um der Strafe wegen begangener Sodomie zu entgehn; auch habe er, nach Verkaufung seiner Beneficien, das Weib eines Schneiders entführet. * Von selbst widerlegen

* S. Mezerai Hist. de France, Th. III. s. 64. und Maimburg Hist. de Calvinis. s. 217.

legen sich alle diese Verläumdungen, da sie niemals von gerichtlichen Urkunden unterstützt worden. Grosses Verbrechen hatte man ihm aus seinen lateinischen Gedichten gemacht. Unter der Aufschrift Juvenilia wurden sie zu Paris im J. 1548. gedruckt. Er hatte sie seinem Professor, dem Melchior Wolmar, zugeeignet; sie enthalten Sylvas, Elegien, Gemälde, Grabschriften, Epigrammen. Ungemein hatte er seither die Verfertigung dieser schlüpfrigen Gedichte bereuet. Diejenige, die er für eine gewisse Candida schrieb, passen keineswegs auf seine Gemahlin, indem diese niemals schwanger gewesen. * Eben so unbegründt sind die Vorwürfe, die man ihm wegen des Epigramms auf Audebert gemacht hat; damals nämlich, als dieses Epigramm aufgesetzt wurde, war Audebert schon ein angesehener Advokat bey dem Parlement in Paris. Noch in dem acht und siebzigsten Jahre ward eine neue Ausgabe seiner Juvenilia geliefert und diese Ausgabe wurde von allen unkeuschen Einfällen gereinigt. — Immerhin hatte Beza diese Jugendsünden nicht nur bereut, sondern auch durch andre lehrreiche und erbauliche Schriften, so viel möglich, getilgt. Die erste Ausgabe seiner

 lat.

* S. Apol. altera ad Claud. de Xaintes Opp. Bez. T. II. s. 359. ss.

lat. Uebersetzung des N. Testaments mit den Auslegungen lieferte er im J. 1556. Von Zeit zu Zeit folgten mehrere andre mit Verbesserungen und Zusätzen. Auch schrieb er zu Lausanne in französischer Sprache eine Tragi-Comödie über die Aufopferung Isacs, welche hernach im Jahr 1598. von Jacomot ins lateinische übersetzt wurde. — Während der academischen Ferien pflegte Beza nach Genf zu gehn. Daselbst forderten ihn Calvins Freunde auf, daß er den Reformator gegen die Injurien des Cochleus in Schutz nemmen möchte. Ungeachtet Calvins Fürbitte für seinen Verläumder, ließ Beza sich nicht abhalten und edirte im J. 1549. unter eignem Namen, in lateinischer Sprache, die Zoographiam Joannis Cochleæ. Dieses Pamphlet schrieb er Conrad Geßner zu: Magnopere, sagt er, reipublicæ litterariæ interesse puto, ut tam insignem bestiam (Cochleus) aliquando extitisse posteri quoque intelligant: nec dubito, quin Gesnerus noster, qui animalium historiam fertur contexere, hanc velut appendicem suis ædificiis adjici facile patiatur. Die Physiognomie des Cochleus schildert er also: huic bestiæ caput est oblongum, pyramidali figura, quale nimirum Homerus Therfiti suo accommodavit, mole ingenti & carnosa. Aures immensæ

&

& planæ asininæ, ut, si rotundum caput foret, nulli rei commodius comparare possis quam Dyotæ; nam & hoc, si nescis, (sed cui tandem id esse potest ignotum?) non tam plenum est cerebri quam vini. — — — Frontis parum aut potius nihil. Oculi, quales impudentissimum animal decent. Nosti nempe homericum illud Κυνος ὀμματ᾽ ἐχων. Dens, quod mirum est in bellua tam mordaci, nullus, præter caninos duos, sed eos tam obtusos, ut arrodant potius quam secent. Nasus longiusculus, ad eum scilicet usum de quo postea dicam, & rubicundulus: totus tamen igneus futurus, nisi invidiæ virus, quo tumet perpetuo, livido quodam pallore ruborem temperasset. Os distortum, amplum, & semper patens, quale scilicet Magistronostratis omnibus vel natura ipsa tribuit, vel nimia hujus partis exercitatio comparavit. Seiner ausschweifenden Laune erlaubt Beza mitten unter den artigsten Einfällen die abgeschmacktesten Wortspiele und biblische Sprüche verbindt er mit den Epigrammen profaner Scribenten. So z. B. sagt er: *faciem radiosam & illuminatam ut cherubim* u. s. w. Magistri nostri vero nihil aliud sunt quam Cherubini terrestres: quam etiam ob caussam, quum toti sint ignei, comburendos curant Lutheranos. *Et os*

 semper

semper apertum; scriptum est enim: clama, ne cesses. Perpetuus autem hic clamor quum fauces arefaciat, perpetuo quoque sitiant oportet magistri nostri. Den Cochleus nennt er einen Hermaphroditen: nam & marem ipsum multæ expertæ sunt concubinæ, & bis quotannis francofordiensibus nundinis semestres fœtus ejicit: sed quos nec animalis perfecti, nec ovi, nec vermis nomine digneris: quicquid illud est tamen, simul nascitur & interit: provida circa hoc natura, ut tam monstrosi animalis quam minimum damnosa fecunditas esset. — Am Ende macht Beza sich selbst folgende Einwendung: Quorsum id ad me? dices, qui animalia describere constitui, non monstra? Atqui, mi Gesnere, tam insigne monstrum silentio præteriri nec potest, nec debet. — Doch genug, um sich einen Begriff von dem damaligen Ton der Controversen machen zu können! Genug, um zu zeigen, wie fruchtbar an üppigem Auswuchse in der Jugend Bezens Genie gewesen! Wenn seither dasselbe bezähmt worden war, so geschah es vorzüglich durch den Umgang und unter Anleitung Calvins. Je länger je mehr gelang es diesem, Bezens Talente zum Dienste der Kirche brauchbar zu machen; auf Antrieb seines väterlichen Freundes übersetzte Beza die noch übrigen hundert Psal-

men in französische Verse und sie wurden im J. 1561. mit königlicher Freyheit gedruckt. Nach seiner Genesung von der Pestseuche schrieb er einen religiosen Lob- und Dankhymnus.

Eine der merkwürdigsten Schriften, die Beza während seines Aufenthals in Lausanne herausgab, ist die Abhandlung de Hæreticis à Magistratu puniendis. In dieser Schrift suchte er die Hinrichtung des Servets gegen den Castalio zu rechtfertigen; dabey vergaß er, daß seine Lehrsätze anderswo seinen eignen Glaubensbrüdern gefährlich seyn könnten.

Als Professor in Lausanne schrieb er auch eine kurze Erklärung des Christenthums ex doctrina de æterna Dei prædestinatione; eine Antwort an Joachim Westphalus über das Nachtmal; über den gleichen Gegenstand zwey Gespräche gegen Tillemann Heshusius und eine Wiederlegung des Castalio in Betreff der Lehre von der Prädestination. Noch hatte Beza sein Jugendfeuer und seinen Spottgeist nicht völlig gemäßigt, und in einigen dieser Schriften waren ihm muthwillige Einfälle entwischt, die er bey nachherigen Ausgaben ausgemärzt hatte.

Im J. 1557. hatte man die Hugenotten zu einer theologischen Versammlung nach Paris berufen; vierhundert Personen waren erschienen;

sieben

sieben davon wurden zum Scheiterhaufen verurtheilt; die übrigen schlug man in Fesseln. Beza begab sich hierauf als Deputirter mit Farel und Joh. Budé an den churpfälzischen landgräflich-heßischen und herzoglich-wirtembergischen Hof und sie erhielten von diesen teutschen Fürsten, daß sie sich der französischen Hugenoten mit Eifer annahmen: wenig indeß richteten die Empfehlungen bey König Heinrich II. aus. Auf seiner Reise hatte Beza das Vergnügen, in Frankfurt mit Melanchton zu sprechen.

Im J. 1559. ließ sich Beza in Genf nieder; bald hernach ward er Calvins College bey der Academie so wol als bey der Kirche. Auf Antrieb einiger Grossen des Königreichs ward er nach Nerac geschickt, um den König von Navarra, wo möglich, auf die reformirte Seite zu bringen. Zum Nachtheile der Prinzen vom Geblüte, hatten sich damals, unter der Regierung Franz II. die Guisen des unumschränktesten Einflusses bemächtigt. Auf dringendes Einladen des Königs von Navarra begab sich Beza mit Erlaubniß der Genfer-Regierung auf das Religions-Colloquium nach Poissy; sehr geschickt schien' er zu dieser Unterhandlung, als ein Mann von Welt und Lebensart, von schnellem und lebhaftem Witze, von ausserordent-

ordentlicher Gelehrsamkeit. Bey einer an sich selbst ganz unschuldigen, aber mit Vorsatz mißdeuteten Vergleichung nahmen der Kardinal Tournon und die Prälaten Gelegenheit ihn einen Gotteslästerer zu schelten. Da aber weder der König noch die Königin, noch irgend einer der Prinzen ihm Stillschweigen gebot, so fuhr er in seiner Rede mit besonderer Geistesgegenwart fort bis zu Ende. In der ganzen Folge des Gespräches bewieß er ungemein viel Geschick und niemals ließ er sich in die Schlingen des Kardinals verstricken. Nach dem Schluß des Colloquiums gieng er nicht sogleich wieder nach Genf zurück. Catharina von Medicis suchte ihn zu bereden, daß er als Franzose in seinem Vaterland sich festsetzen sollte. Mehrmal predigte er bey der Königin von Navarra, bey dem Prinzen von Condé und in den Vorstädten von Paris.

Nach dem Niedermezeln zu Vassy, den 1. März 1562. ward er an den König abgeordnet, um sich über solche Gewaltsamkeiten zu beklagen; bald darauf entzündete sich der einheimische Krieg; während desselben blieb er bey dem Prinzen von Condé; als Feldprediger wohnte er dem Treffen bey Dreü bey. Während des Verhafts des Prinzen lebte er bey dem Admiral von Coligny;

ligny; erst nach gemachtem Frieden kam er im J. 1563. nach Genf zurück. Seither kam er nicht wieder nach Frankreich bis zum J. 1568. Damals besuchte er seinen Geburtsort Vezelay; daselbst sorgte er für die Kinder seines verstorbenen Bruders; auch sammelte er, so gut er konnte, sein Erbgut zusamen; seine Schwester blieb im Kloster und fruchtlos waren alle seine Bemühungen, um sie zu einer Reise nach Genf zu bereden.

Von Zeit zu Zeit edirte er verschiedene Schriften. Vormals hatte er in französischer Sprache ein Glaubensbekenntniß geschrieben, um sich bey seinem Vater zu rechtfertigen und diesen guten Alten, wo möglich, gleichfalls auf die reformirte Seite zu bringen. Seither hatte er dieses Glaubensbekänntniß in lateinischer Sprache im J. 1560. seinem Lehrer Melchior Wolmar zugeeignet. Auch antwortete er dem Castalio und Franz Baudoin auf ihre Critiken seines N. Testaments; mit Brentzius wechselte er Streitschriften über die Lehre von der Ubiquität; gegen den Verthäidiger der Vielweiberey, Bernhardin Ochinus, schrieb er sein Buch de divortiis & repudiis; auch schrieb er gegen die Irrtümmer des Flaccius Illyricus, ferner gegen Claude Saintes, Selneccerus, Jakob Andreä, Pappus, Hoff-

Hoffmann u. a. Die Psalmen Davids übersetzte er in lateinische Verse; noch hat man von ihm ein Buch über die Sacramente, Paßionspredigten, Predigten über das hohe Lied Salomons, eine poetische Uebersetzung dieses Liedes, nebst einer Beantwortung der Invectiven des Gerebrards, die ihm dieser Uebersetzung wegen gemacht worden; im J. 1590. edirte er gegen Thomas Erastus seine Schrift de excommunicatione & presbyterio, bald hernach eine Prüfung von des Saravia Buch de Ministrorum evangeiii gradibus. Unter andern merkwürdigen Schriften erwähnen wir noch die Icones der Reformatoren vom J. 1580. in 4to. und die Reformationsgeschichte vom J. 1521. bis 1563. Auch schreibt man ihm einige satyrische Pamphlets in launigtem Ton und macaronischem Styl zu. Immer verband er mit schriftstellerischen Bemühungen das thätigste Leben.

Im J. 1571. wohnte er als Vorsteher der Nationalsynode zu Rochelle bey; Jahres darauf der Synode zu Nimes; er wiedersetzte sich der Partey des Johann Morels, der eine neue Kirchenzucht einführen wollte. Im J. 1574. berief ihn der Prinz von Conde zu sich nach Straßburg, um ihm einen Auftrag an den pfälzischen Administrator Joh. Caßimir anzuvertrauen. Im

J. 1586.

J. 1586. bediente sich die Conferenz zu Mümpelgard seiner als Sachwalters gegen Jac. Andreä von Tübingen. Seit dieser Zeit ward der Graf von Mümpelgard den Calvinisten gewogener; übrigens, (wie es zu geschehn pflegt,) glaubte jede Parten gesieget zu haben.

Im J. 1588. hatte Beza seine Gattin verloren. Ungeachtet ihm der Verlust dieser treuen Lebensgefehrtin sehr zu Herzen gieng, so ließ er sich deswegen keineswegs hindern, der Bernerschen Synode benzuwohnen; in dieser Synode wurde Samuel Hubers Lehre von der Rechtfertigung des Sünders verworfen.

Noch in gleichem Jahre verheuratete sich Beza mit einer Wittwe, mit der er bis zu seinem Tode sehr glücklich gelebt hatte. Im J. 1597. fieng er an die Beschwerden des Alters zu fühlen; von dieser Zeit an erschien er nur selten auf Kanzel oder Katheder. Noch war indeß seine poetische Ader so wenig erschöpft, daß er würklich in diesem Jahr 1597. ein Spottgedicht voll Feuer gegen die Jesuiten verfertigte, weil diese ausstreuten, er sey gestorben und habe sich vor seinem Ende zur römischen Kirche bekehrt. Sein letztes Gedicht war die votiva gratulatio an Heinrich IV. als er diesen Prinzen im Dezember 1600. unweit Genf beglückwünschte.

Thuan

Thuan sagt, daß er von dem König mit 500 Thalern beschenkt worden sey.

Noch lebte Beza bis zum 13. October 1605. die gegenwärtige und täglich vorfallende Dinge, schreibt eben erwähnter Thuan, entfielen aus seinem Gedächtniß; lange vergangene Dinge hingegen blieben ihm fest eingeprägt und sehr richtig urtheilte er bis an sein Ende. Ganz ohne Anstoß konnte er in hebräischer Sprache die Psalmen, in der griechischen Sprache mehrere Hauptstücke aus den Briefen des Paulus auswendig daher sagen; nach dem Zeugnisse des Kasaubon sprach er noch immer mit so viel Genauheit von der alten Geschichte, als hätte er erst neulich den Plutarch und andre claßische Schriftsteller gelesen. In derselben Unterredung hingegen, wenn er erst noch weitläuftig von dem neuen Könige in England geredt hatte, konnte er fragen: ob wol die Nachricht von dem Tode der Königin Elisabeth richtig sey?

In seinem Epicedium auf Beza mischt Scaliger eine Weissagung ein, die zwar bis auf diesen Tag unerfüllt geblieben, die aber immer beweißt, daß Beza gleichsam als Schutzgenius der Genfer angesehen worden:

Utque Dei famulo non Hippo superstite capta est,
Quum quateret Lybicas Vandalus hostis opes,
Indulsit tibi sic præsentia numinis, isto
Cernere ne posses ulteriora malo.
Atque utinam celeres rapiant procul Omina venti,
Et potius mendax finxerit ista metus!

Vermuthlich daß sich diese politische Weissagung auf einige Conferenzen des Papsts Sixtus V. mit seinen Kardinälen gründete. * In diesen Conferenzen wurde berathschlagt, durch was für Mittel Beza am besten könnte aus dem Wege geräumt werden? Nach desselben Wegräumung nämlich glaubte man die Stadt Genf entweder wieder unter das päpstliche Joche zu bringen oder sonst leicht in den Untergang zu stürzen, und so würde man mit weniger Mühe in der Schweiz so wol als in Frankreich die Reformirten vertilgen. Salesius, der genfersche Bischof, war auch gegenwärtig bey der Versammlung; als der Papst von ihm sein Gutachten verlangte, erklärte er sich, daß man den alten Prediger unmöglich werde wegschaffen können und daß kein ander Mittel zur Wiederherstellung des Papstums übrig bleibe als wenn man mit genugsamer Macht dem Herzog von Savoy zur Eroberung der Stadt Genf behülflich seyn werde.

* S. Leti Vita di Sisto V. P. II. L. III.

Wolf-

Wolfgang Musculus.*

Er ward im J. 1497. zu Dusa in Lothringen gebohren. Seine Aeltern waren wenig begütert, aber wegen guter Aufführung geliebt und geachtet. Von Kindheit auf war der Knabe so eifrig im Lernen, daß er weniger des Sporns als des Zügels bedurfte. Mit sehr geringem Reisegeld besuchte er fremde Schulen; durch Singen vor den Häusern wußte er sein Brod zu gewinnen. Indeß lebte er ärmlich, bis er im Elsaß mit dem Hause des Grafen von Raperswyl bekannt wurde. Von Raperswyl begab er sich nach Colmar und Schletstadt; an letzterm Orte studierte er fleißig; seine Lieblingsbeschäftigung ware die Dichtkunst.

Schon in dem fünfzehnten Jahre des Alters entschloß er sich zum Klostergelübde. Hiezu hatte er folgende Veranlassung:

Als er eines Tages seine Aeltern besuchen wollte, führte ihn der Weg über Lüxheim in der Herrschaft Lützelstein, im Pfälzischen, woselbst er bey seiner Verwandtin, Sophia, einkehrte. Abends begleitete ihn diese zu dem benachbarten Bene-

* S. Adami Vitas, wie auch Verheiden Elogia.

dictinerkloster; mit den dasigen Mönchen sang er die Vesper; seine Stimme, sein ganzes, liebenswürdiges Betragen entzückten den Prälaten so sehr, daß er auf alle Weise bedacht war, den Jüngling ins Kloster zu locken. Nicht nur ohne alle Unkosten — welches sonst niemals geschah,— anerbott er ihm den Zutritt, sondern auch Beth, Kleidung und alle Bequemlichkeiten des Lebens. Vorläuftig nehmen er uud die Base den Vorschlag mit Dank an; bevor sie sich aber völlig entschliessen, reisen sie mit einander nach Dousa und mit Freuden erhält der Jüngling von seinen Aeltern die Einwilligung; er kehrt also nach dem Kloster zurück; auf eigne Unkosten schickt ihn der Prior, um sich einweyhen zu lassen, zu dem Bischof von Metz. Bis zum Jahr 1527, also bis zum dreyßigsten Jahre seines Alters blieb Musculus im Kloster. Während daß die andern Mönchen sich beym Wein — und Spieltische belustigten, pflegte er mit einem Buche sich in das nahe gelegne Wäldchen zu flüchten. Ungeachtet seines fröhlichen Gemüths, ungeachtet der Lebhaftigkeit seines Temperaments hatte er von Jugend auf alle unanständige Zeitvertreibe verabscheut. — Indeß reichte die Klosterbibliothek nicht hin zur Befriedigung seiner litterarischen Neugier. — Von ungefähr entdeckte er unter dem Dache einen

Hau-

Haufen zerstreuter Membranen, unter denselben einige Schriften des Tullius und Ovids sämtliche Werke. So sehr begeisterten ihn diese letztern, daß er auch des Nachts im Traume Gedichte verfertigte. Die ovidianischen Metamorphosen fieng er an ins Kurze zu ziehen; mit Beyseitsetzung der weitläuftigern Episodien und andrer Auswüchse hatte er schon fünf Bücher zu Stande gebracht, als Claudius Cantiuncula, dem diese Arbeit ungemein wohl gefiel, dieselben mit sich wegnahm und sie dem Verfasser niemals wieder zurückgab.

Mit dem Studium der Dichter verband Musculus das Studium der Tonkunst; wegen seines einnehmenden Vortrages ward er zum Predigtamte bestimmt; ein frommer Greis in dem Kloster erinnerte ihn oftmals: Ein guter Prediger müsse vor allem aus auch (wie er sich ausdrückte) ein guter Biblicus seyn; diese Erinnerung blieb keineswegs fruchtlos.

Als Luthers Schriften bekannt wurden, so las sie Musculus mit eben so viel Erfolg als grosser Begierde; niemals setzte er sich mit den Mönchen zu Tische, daß er nicht die neue Lehre mit Eifer vertheidigte und auch selbst von der Kanzel Luthern in Schutz nahm; wirklich hatte er deswegen den Namen des Lutherschen Mönchen erhalten. Weit die mehrern seiner Conventualen

wie auch verschiedne benachbarte Edelleute, und unter denselben besonders der Befehlshaber von Lützelstein, Rheinhard von Rotenburg, liessen sich durch ihn zum Abfall vom Papstum bewegen. Dieser letztre war sein Beschützer gegen so zahlreiche und so mächtige Feinde, als z. B. die Bischöfe von Metz und Straßburg. Um seine Standhaftigkeit auf die Probe zu setzen, ritt' eines Tages der eben erwähnte Befehlshaber von Lützelstein verkappt und im Begleite einiger bewafneter Reuter hinaus nach Lixheim; sie stellten sich, als ob sie den Musculus bey der Kirchthüre gefänglich wegnehmen wollten; dieser hielt sie für Abgeordnete des Bischofs von Metz; er bat sie ihn vorher noch seine Predigt halten zu lassen, alsdenn möchten sie nach Gutdünken mit ihm verfahren: auf erhaltene Bewilligung besteigt er die Kanzel und mit ausserordentlicher Gegenwart des Geistes vollendet er seinen Vortrag; während daß jedermann um sein Leben besorgt war, steigt er hinunter und mit entschlossenem Muthe überliefert er sich seinen vermeinten Verfolgern. Voll Bewunderung entdeckt sich jzo der Befehlshaber, umarmt den Prediger, bittet ihn wegen seines Mißtrauens um Verzeihung und beyde schwören einander, Gut und Blut für die Wahrheit zu opfern. — Eines Tages im J.

1525.

1525. während des Baurenaufstandes in Teutschland war Musculus mit einem seiner Klostergenossen nach Zabern gekommen; als sie zum Stadtthor hinausgehn wollten, fragte sie ein bischöflich-straßburgischer Befehlshaber: Wo sie hinzielten? Musculus sagte: Nach Straßburg, wo ich wegen kränklicher Leibesbeschaffenheit einen Arzt rathsfragen werde. — So geht denn — sprach der Befehlshaber, — bald werde ich erfahren, wo Ihr hinzielt! — Unterwegs eilte ihnen ein Bauer nach, mit der Anzeige, daß sie gar bald von einem Trupp Reuter werden eingeholt werden. Auf diesen Wink hin flüchteten sie sich in den nächsten Pfarrhof; von da gehn sie nach der Anleitung des Pfarres weiter durch waldigte Abwege. Kaum hatten sie sich von der Landstrasse entfernt, so schnaubten die Reuter daher, fragten nach ihnen und fluchten, daß sie dieselben nicht mehr einzuholen im Stande waren.

Nach dem Hinscheide des bisherigen Priors ward Musculus einhellig zu seinem Nachfolger ernennt: allein das Mönchswesen war ihm seit langem zum Eckel geworden; er schlug die Ehre aus und durch seine Vermittlung erhielt sie ein gewisser Brisacius, dessen Base, Margaretha Bart, Musculus heurathete. Der neue Bischof gab ihm beym Abschied aus dem Kloster ein Gastmal;

die Anzahl der Mönche war auf sechse heruntergeschmolzen; drey von diesen begaben sich bald hernach auch weg. Aus dem Kloster erhielt Musculus ein Jahrgehalt von acht Gulden. Mit dem wenigen Gelde geht er nach Straßburg. Da es zu seinem Unterhalte und zum Unterhalte seines Weibes nicht hinreichete, so trat letzteres als Hausmagd bey dem Stadtpfarrer Theobald Nigri in Dienste; er selbst aber lernte das Weberhandwerk; unglücklicher Weise war er auf einen wiedertäuferschen Lehrmeister gefallen. Nach mancherley Zänkereyen ward er von diesem aus dem Hause gestossen. Aus dringender Armuth hatte er sich itzo unter die Schanzengräber aufnehmen lassen. Als er zu seinem Weibe kam, vernahm er, daß ihn der Bürgermeister und Dr. Bucerus im grossen Münster erwarten. Von denselben erhielt er den Auftrag, daß er alle Sonntage nach Dorlizheim hinausgehn und daselbst das Evangelium predigen solle. Dieses Dorf ist ungefähr drey Meilen von Straßburg entfernt und liegt in der Nähe von der bischöflichen Stadt Molzheim. Jeden Sonnabend gieng also Musculus hinaus und hielt noch eine Predigt; des Sonntags drey Predigten und Montags kehrte er nach Straßburg zurück. Daselbst gab ihm Bucer in seinem Hause Wohnung und Nah-

rung;

rung; dafür that er ihm die Dienste eines Copisten; Bucer schrieb äusserst unleserlich; Musculus hingegen hatte eine schöne Handschrift.

Nach einigen Monaten, als sein Weib der Niederkunft nahe war, ließ er sich in dem Dorfe selbst nieder. Die Gemeindsgenossen beschenkten ihn mit Geräthe; übrigens mußte er sich ärmlich behelfen. Ein ganzes Jahr lang verwaltete er den Pfarrdienst, ohne den geringsten Lohn zu bekommen oder zu fordern. Der Abt zu Hohenforst behielt den Kirchenzehnten für sich selbst, ohne dem protestantischen Geistlichen das Geringste abfolgen zu lassen; endlich ward er von der Obrigkeit zu Straßburg mit einem Gehalt aus der Schatzkammer unterstützt. Noch weit mehr aus theilnehmendem Wolwollen als aus ökonomischen Absichten eröfnete er eine Schule.

In dem benachbarten Kloster St. Johann wurden alljährlich besondere, feyerliche Reden gehalten; auf Verlangen seiner Gemeindsgenossen wohnte nun Musculus diesem Jahresfeste auch bey. Der Mönch predigte über jene Stelle an die Ebräer: Ohne Glauben ist es unmöglich Gott zu gefallen. — Eifrig zog er los gegen alle Lutheraner, besonders auch gegen die Straßburger. Beym Heruntersteigen von der Kanzel gieng Musculus auf ihn los; Höre nunmehr,

 sprach

sprach er, du Betrüger, hör nunmehr auch mich; vor der grossen Versammlung werde ich deine Falschheit entdecken. Hierauf bestieg er selbst die Kanzel und erklärte die gleiche Stelle; zugleich bewieß er, daß die Lutheraner, anstatt den wahren, alten Glauben zu verläugnen, denselben vielmehr wieder hervorziehn. Haufenweise war das Volk zusammengelaufen; die Mönchen drangen sich, einer nach dem andern, hervor; der Klosterverwalter unterbrach mit Schelten die Predigt und fragte den Musculus: Wer ihm hiezu die Erlaubniß gegeben hätte? — dieser kehrte die Frage um, indem er sagte: — „Und „wer hat dir die Erlaubniß gegeben, diesen lü„genhaften Mönchen auf die Kanzel zu stellen, „diesen schwarzen Verläumder des Senats und „des ganzen Volkes zu Straßburg? Mir hin„gegen, liegt die Pflicht ob, daß ich meinen Ma„gistrat gegen ungerechte und falsche Beschim„pfungen in Schutz nehme.„ Hierauf fuhr er in seiner Predigt fort; anstatt der Dräuworte, bediente sich der Klosterverweser nunmehr des Bittens und Flehens, daß er endlich aufhören sollte, es möchten sonst Tumult und Aufruhr entstehen. — Musculus ermahnt ihn, ruhig zu bleiben und beschwört das Volk, daß es zu keiner Verrwirrung Gelegenheit gebe. — Auf sol-

che

che Weise gelingts ihm, seine Predigt zu Ende zu bringen; zu Straßburg hatte er sich dadurch viele und angesehene Freunde erworben. Ein Jahr hernach ward er als Diacon in die Stadt berufen. Aus Bescheidenheit wollte er diesen Beruf ausschlagen; allein man zwang ihn zur Annahme desselben; bey dieser Stelle gelang es ihm, daß er auf die erste Predigt hin, die er zu Dosna, unweit Neuvyler hielt, die ganze Gemeinde von dem Papstum auf die reine, evangelische Lehre zurückführete. Nur sechs Wochen lang predigte er in diesem Dorfe und kam wieder nach Straßburg. Während der Verwaltung seines Diaconats besuchte er fleißig die theologischen Vorlesungen des Wolfgang Capito und des Martin Bucerus; auch fieng er an die ebräische Sprache studiren und schrieb mit eigner Hande ein Wörterbuch zusammen. In kurzer Zeit las er nicht nur die heiligen Bücher, auch die caldäischen Ausleger und die dunkelsten Commentarien der Rabiner.

Zwey Jahre hernach, im Jahr 1531. ward er nach Augspurg berufen. Daselbst verwaltete er seinen Pfarrdienst sieben Jahre lang, nicht ohne ausserordentliche Verdrüßlichkeiten; bald hatte er gegen die Papisten, bald gegen die Wiedertäufer zu kämpfen. Diese letztern trieben die Unfugen

so

so weit, daß sie zur Zeit, wenn sich das Volk versammelte, in die Kirche hineindrangen und von der Kanzel ihre aufrührischen Lehren verkündigten; schon liefen sie Gefahr, von dem Magistrate als Empörer behandelt zu werden: Musculus aber thate sein Möglichstes, um sie durch gelindere Wege von ihrem Irrthum zurück zu führen; er besuchte sie in dem Gefängniß; ihre Beschimpfungen und Verwünschungen hielten ihn nicht ab, durch zuvorkommende Liebe auch ihre Liebe zu gewinnen und so gelangs ihm, mehrere derselben wieder auf die richtigen Pfaden zu leiten. — In seiner Bestreitung der Catholicken war er so glücklich, daß auf Befehl des Rathes im J. 1534. die meisten, und im J. 1537. gar alle Kirchen von den päpstlichen Geistlichen geräumt wurden; er selbst erhielt die Pfarrey bey der Marienkirche.

Mittlerweile hatte er sich bey dem augspurgischen Lehrer Xystus Betulejus in dem Studium der griechischen Sprache vervollkommnet; verschiedene Commentarien des Chrysostomus über die paulinischen Sendschreiben, wie auch seines Auslegung über die Psalmen, ferner einige Schriften des Cyrillus und Athanasius, des Eusebius, des Socrates, Sozomenes, Theodors u. a. übersetzte er in das Lateinische. Auch in

der

der Profangeschichte vermehrte er die schon vorhandenen, fünf Bücher des Polibyus mit zwölf Abschnitten im Auszuge. Erst nach dem vierzigsten Jahre seines Alters legte er sich auf Erlernung der arabischen Sprache, und zwar ohne einige fremde Handleitung. Von seinem Freunde Bonifazius Lycosthenes hatte er einen Psälter in fünf Sprachen bekommen; hin und wieder sammelte er daraus die eigenthümlichen Namen, die mehr oder weniger in allen Sprachen gleich sind; aus diesen Namen zog er ein vollständiges, arabisches Alphabeth und vermittelst seiner Kenntniß verwandter Sprachen, als z. B. der ebräischen und der chaldäischen, gelangte er gar bald zu besserer Kenntniß auch der arabischen Sprache.

Im J. 1536. wurde zu Beylegung des Nachtmalstreites in Isenach eine zahlreiche Synode gehalten; auf Befehl seiner Obrigkeit zog Musculus mit seinem Amtsgenossen, Bonifazius Lycosthenes, auch hin; da wegen kränklicher Leibesbeschaffenheit Luther sich nicht persönlich einfinden konnte, so begaben sie sich nach Wittenberg. Die öffentlichen Synodalverhandlungen sind Zeugen, wie vertragsam unsers Musculus Gesinnungen gewesen.

Als in den Jahren 1540. und 1541. auf den Reichstagen zu Worms und zu Regenspurg Re-

ligionsgespräche zwischen den Catholiken und den Protestanten gehalten wurden, so wohnte auf Befehl der augspurgischen Obrigkeit diesen Gesprächen Musculus auch bey; würklich war er öffentlicher Schreiber bey der Unterredung zwischen Melanchton und Joh. Eccius; auch predigte er zweymal gegen den Mißbrauch der Messe, und diese Predigten erschienen seither im Drucke; als sie hernach von Joh. Cochläus angegriffen wurden, so setzte er diesem in teutscher und in lateinischer Sprache seinen Anticochlæus entgegen.

Im J. 1544. ward Musculus für einige Monate von dem Rathe zu Augspurg der Stadt Donauwerth überlassen; nachdem er daselbst den Grund zur Glaubensverbesserung gelegt hatte, so kehrte er im folgenden Jahre nach Augspurg zurück und schrieb seinen lateinischen Catechismus.

Nach dem unglücklichen Ausgange des smalkaldischen Krieges kam Kayser Karl V. im J. 1547. mit seinem Bruder, dem römischen Könige Ferdinand, im Gefolge vieler Fürsten, Kardinäle und Bischöffe nach Augspurg; damals wurde die Kirche unsrer l. Frauen dem Musculus entrissen und in die Hände des Kaysers geliefert; nichts desto weniger fuhr Musculus mit gleichem Eifer und Muthe in seinem h. Amt fort; unter

unter denjenigen, die ihn deswegen bey dem Kayser anschwärzten, war einer der heftigsten Michael Sidonius, bischöflicher Vicar zu Maynz; um ihn gegen so viele Feinde sicher zu stellen, erhielt er eine obrigkeitliche, bewafnete Wache, die ihn von Haus aus zur Kanzel und von der Kanzel nach Hause begleitete. Sehr oft trieben die Bediente des Kardinals von Augspurg vor seiner Thüre den ausgelassensten Muthwill und bestürmten seine Fenster mit Steinen; kein Gespött, keine Nachstellungen, keine Verläumdungen, keine Todesgefahren schreckten ihn ab von der freymüthigsten Verthaydigung der Wahrheit. Sehr eifrig widersetzte er sich in Schriften und Predigten der Annahme des Interims; zum voraus verkündigte er den Augspurgern, so bald sie sich dazu verstehen werden, so werde er ihre Mauren verlassen; und er hielt auch sein Wort, nachdem auch sie schwach genug waren, sich diesem so nachtheiligen Spruche zu unterwerfen. Mittlerweile ließ er sein Weib und acht Kinder zurück, um anderstwo Zuflucht zu suchen. Ueber Lindau und Konstanz kam er auf Zürich; daselbst verweilte er einige Tage bey Bullingern; hierauf begab er sich zu Joh. Hervagius nach Basel; auch sein Weib unternahm jzt mit den acht Kindern die beschwerliche Reise; er gieng ihnen

nach

nach Constanz entgegen; daselbst predigte er an gleichem Sonntage zweymal und ermunterte die Zuhörer zur Standhaftigkeit, damit sie sich nicht durch das Beyspiel so vieler schwacher Brüder zum Abfalle hinreissen lassen; allein bald hernach wurde die Stadt von den Spaniern erobert und fruchtlos blieben die Predigten des Musculus. Während der Belagerung flüchtete er sich, auf seiner Freunde und besonders auch des Ambrosius Blaarers Anrathen, mit Weib und Kindern in das benachbarte Helvetien. Nachdem er drey Tage lang zu Bischofzell ausgeruht hatte, ward er von dem gelehrten Bürgermeister Joachim Vadian nach St. Gallen berufen; daselbst lebte er einige Zeit mit seiner Haushaltung auf obrigkeitliche Unkosten; die zu Konstanz während der Belagerung ausgestandenen Schrecken und so viele andre Unruhen und Beschwerlichkeiten hatten seine Gattin auf das Krankenlager geworfen; nach ihrer Wiederherstellung begab er sich mit der ganzen Familie nach Zürich; sechs Monate lang wurde er daselbst von dem Magistrate sehr liebreich unterhalten, bis sich für ihn ein vortheilhafter Beruf zeigete. Einen solchen bekam er zwar nach England durch den Erzbischof Thomas Kramer: allein wegen heranrückenden Alters, wegen kränklicher Umständen der Gattin

und

und wegen Minderjährigkeit der Kinder schlug er ihn aus. Desto willkommner war ihm in dem folgenden Jahre ein Beruf als Lehrer der Gottesgelehrtheit nach Bern, woselbst er seinen alten Freund, Dr. Johann Haller, zum Mitgehilfen hatte. Im J. 1549. trat er sein Amt an und verwaltete dasselbe in die vierzehn Jahre mit aller Treu und nicht ohne reichen Erfolg. Seine Vorlesungen über die Psalmen, über das erste Buch Moses, über den Esajas, über die Sendschreiben des Paulus, wie auch seine Loci communes wurden durch den Druck bekannt gemacht. Mit Stillschweigen übergehn wir verschiedene seiner kleinern Schriften; so z. B. könnten wir der IV. Dialogen, unter Aufschrift Proscæros, erwähnen, worinn er erörtert: In wiefern oder ob es einem evangelischen Christen mit gutem Gewissen erlaubt sey, an papistischen oder andern fremden, gottesdienstlichen Cäremonien Antheil zu nehmen? — Ferner eine Abhandlung in teutscher Sprache: In wie fern ein Christ gewaltthätige Unbillen mit Geduld ertragen müsse? — Eine Wiederlegung des unlautern, augspurgischen Catechismus, teutsch; ebenfalls teutsch einige Gespräche über die Tridentinische Kirchenversammlung u. s. w. In seinem Vortrage war er methodisch, deutlich und immer

 von

von polemischem Tone, so viel möglich, entfernet.

Wie angenehm ihm sein Aufenthalt unter den Bernern gewesen, bewieß er dadurch, daß er so viele vortheilhafte Einladungen ausschlug; so z. B. ward er nach Martin Bucers Tod abermal nach England, so ward er im J. 1552. als Augspurg wieder die alte Freyheit erlangte, nach Augspurg, ferner nach Straßburg, in die Pfalz, nach Hessen-Cassel berufen: allein nichts riß ihn los von den Bernern, die ihn in seinem Elend so liebreich aufgenommen hatten. In größter Eintracht lebte er mit seinen Collegen: sehr gefällig war er in dem Schoße des Hauses gegen die Dienstboten so wol als gegen Gattinn und Kinder; ungemein freygebig gegen die Armen, besonders Vertriebne und Fremde; sein Tisch war ungemein einfach und mäßig; daher genoß er der dauerhaftesten Gesundheit; ungeachtet einiger Beschwerde an dem linken Fusse, gieng er nichts desto weniger fleißig spazieren. Wenige Zeit vor seinem Tode verfertigte er folgende Verse:

Nil superest vitæ, frigus præcordia captat:
Sed tu Christe mihi vita perennis ades.
Quid trepidas anima? ad sedes abitura quietis,
En tibi ductor adest angelus ille tuus.

Linque

Linque domum hanc miseram nunc in sua fata ruentem,
Quam tibi fida Dei dextera restituet.
Peccasti? Scio: Sed christus credentibus in se
Peccata expurgat sanguine cuncta suo.
Horribilis mors est? fateor; sed proxima vita est,
Ad quam te Christi gratia certa vocat.
Præsto est de Satana, peccato & morte triumphans
Christus: ad hunc igitur læta alacrisque migra.

Ungemein ruhig lag er auf seinem Sterbebeth; sein Freund Haller unterhielt sich mit ihm über die Eitelkeit und Hinfälligkeit des Lebens; seufzend rief er aus: Ah, quid sumus? — Fumus, erwiederte sogleich Musculus mit Lächeln und voller Gegenwart des Geistes. Haller fragte ihn: Ob er noch Etwas anzuordnen hätte? — Nicht das geringste, sagte er: Was meine Lehre betrift, so hab ich geschrieben, wie ich gedacht habe und wie ich noch jzt denke. Und die l. Meinigen überlaß ich deiner Fürsorge und der Fürsorge unsrer gemeinschaftlichen Brüder. — Sehr rührend und erbaulich starb er den 30. August 1563. im sechs und sechzigsten Jahre des Alters.

Unter andern Sinngedichten, die zu seinem Lobe verfertigt worden, ist folgendes, obgleich auf ein Wortspiel gegründt, eines der sinnreichsten:

Qui Venatoris laqueos magni atque dolosi
 Perrupit, parvus Musculus est habitus:
In ditis Papæ penetralia repserát ille:
 Non magnus Mus hic abdita qui exposuit?

David Joris.*

Er war im Jahr 1501. zu Delft von wiedertäuferischen Aeltern geboren. Sein Vater, Görg von Ammersfort, war ein Spielmann oder nach Andern ein Krämer. In seinem dreyzehnten Jahr ward er nach seines Großvaters Namen Johann getauft. Man schickte ihn zur Schule; er lernte aber beynahe gar nichts. Hierauf kam er als Handelsbedienter zu einem Kaufmann; bald wieder verließ er diesen, ungeachtet er ihm seine Tochter mit beträchtlichem Reichthum anerbot. Aus besonderer Neigung lernte er die Kunst auf Glas zu mahlen, und zog deßwegen in den Niederlanden, in Frankreich und England herum. Im J. 1524. kam er nach Delft zurück, heyrathete und trieb seine Kunst. Sein ungestümmer Eifer gegen die römische Kirche zog ihm Verfolgung zu. Unter anderm griff er einst bey einer öffentlichen Prozeßion den Rath und die Geistlichkeit an; dafür wurde er ins Gefängniß gesetzt, zur Staupe geschlagen und ihm die Zunge durchbohrt. Er hatte sich auf Seite der Wie-

* S. Schröckhs gelehrte Lebensbeschreibungen, I. Sammlung. Thomasens Geschichte der Weisheit und Thorheit. Historie David Georg, durch die Universität der Stadt Basel beschrieben. 4. Bas. 559.

verkäufer begeben und gehörte zu der Partey des Melchior Hofmann. Je mehr er sich selber zu übertriebner Enthaltung verdammte, desto ungestümmer schien sich sein wollüstiges Temperament zu empören. Unbezwingbare Sinnlichkeit, mit einsamen Betrachtungen verbunden, erschütterten seine Nerven so sehr, daß er anfieng, Gesichter zu sehen und Träume zu träumen. Ganz natürlich waren in denselben irrdische und himmlische, thierische und göttliche Bilder seltsam gemischet. Einmal kam es ihm vor, er säh sein eigen Herz in Gestalt eines ausgezehrten Fisches, in welchem ein andrer Fisch eingehüllet gewesen. Dabey beredte er sich, daß Gott ihn in seinem Innwendigen ermahne, er soll einige Zeit ruhen in der Kreatur und essen und trinken; denn ihm sey alles frey zu seinem Gebrauche. Ein andermal als er zu Nacht beym Lampenschein arbeitete, fiel er in Verzückung; in dieser verlor er alles Bewußtseyn; er erblickte einige muntere, hüpfende Kinder; vor denselben neigten sich alle Monarchen der Erde und legten ihnen ihre Schäze zu Füssen. Hierauf sah er an der Wand ganz entblößte Weibspersonen; sie verwandelten sich in Dauben; er ward selbst zum Däuber und in dieser Gestalt vermischte er sich mit ihnen. Das erste von diesen Gesichtern wird in der Lebensbe-

schrei-

schreibung eines seiner niederländischen Freunde erwähnt. Ausführlicher gedenkt des letztern Gesichtes sein Tochtermann, Bladisk, welcher dasselbe dem anhaltenden Fasten zuschreibt. Merkwürdig scheinen diese Erscheinungen, da Joris auf das erstere seine Meynung von dem nahen Weltreiche der Gläubigen, und auf das letztre seine Lehre von der Rückkehr in den Stand einer paradiesischen Unschuld gegründt haben mochte. Ein holändischer Geschichtschreiber der wiedertäuferischen Secte erzählt, daß er als Mahler sehr gerne hübsche Weibsleute gedungen habe, die sich ganz nackt von ihm mahlen liessen; überall habe er viele Mädchen an sich gelockt und unter dem Vorwande sündloser, geistlicher Freyheit sich mit denselben jede Ausschweifung erlaubt. In Joris Wunderbuche sieht man zwey figürliche Menschenbilder, davon das eine den zweyten Adam, das andre die Braut Christi darstellt. Der erstere hat den Leib offen; man sieht sein Herz und in demselben ein Menschengesicht. Das letztre Bild oder die Braut Christi hat zween Flügel in ihrer Rechten, nebst einer Posaune, ein brennendes Herz, eine Krone auf dem Haupt, nebst einer Glorie; ein Schwerdt in der Linken; eine Schlange und die Figur des Todes unter den Füssen. Ueber dem Scheitel schwebt der h. Geist in Ge-

 stalt

stalt einer Daube. Bey beyden Bildern sind die Geschlechtsglieder gezeichnet. Hierüber schreibt Joris an den Johannes á Lasco: der Bauch bedeutet die Seligkeit; der Nabel die Gesundheit; die Weiblichkeit das Leben oder die Wollust des Geistes; die Männlichkeit (das Unterscheidungszeichen des mämlichen Geschlechtes,) den hohen Muth Gottes oder Geist und Kraft. *

In Holand hatte sich gegen die Wiedertäufer, wegen ihres aufrührerischen Betragens, eine starke Verfolgung erhoben. Mehrere wurden zum Tode verurtheilt; sehr oft war Joris zugegen, um seine Glaubensgenossen zu trösten. Seine eigne Mutter sah er im J. 1537. zu Delft enthaupten. Die Ausschweifungen der Münsterischen Schwärmer schien er zu mißbilligen; mit Geduld sollte man, seiner Meynung nach, den Ausgang erwarten. So vertraulich er anfangs mit dem Wiedertäufer Batenburg gelebt hatte, so zerfiel er gleichwol hernach mit ihm und mit seiner ganzen Partey. Die Anhänger Melchior Hofmanns hielt er für die eigentliche Kirche Christi. Mit einigen unter ihnen trat er im J. 1538. zu Straßburg in Unterredung. Damals drang er darauf, daß man, um zur ersten Unschuld zurück zu kehren, ganz nackt einher gehen,

daß

* S. Arnolds Kirchen- und Käzerhistorie. B. s. 1387.

daß man einander ohne geringste Schaam und Zurückhaltung gerade zu alle Sünden gestehen und (wofern es um Erzielung der Nachkommenschaft zu thun sey,) unumschränkt die Vielweiberey einführen müsse. Auf solche Weise abgestorben allen Begierden des Fleisches, werde man die Welt mit einem neuen Geschlechte ganz unschuldiger und reiner Menschen bevölkern und eine Nachwelt erzeugen, welche das herrliche Reich Jesu in Besitz nehmen werde. Wenig Gehör fand er bey den Wiedertäufern selber, und von der Obrigkeit und den Geistlichen ward er verfolgt.* Er ließ zwar ein weitläuftiges Vermahnungsschreiben an den hohen Rath von Holand ergehn: allein dem Boten wurde der Kopf abgeschlagen. In diesem Vermahnungsschreiben sagt er den Generalstaaten: Sie sollten von der Verfolgung seiner Glaubensbrüder abstehen und nicht mehr, wie bisher, durch Blutvergiessen dem römischen Antichrist ein frohes Gastmal bereiten. Die Zeit sey vorhanden, da Gott solche Grausamkeiten an dem ganzen Volke rächen werde; besonders werde Gott seine eigne Person in Schutz nehmen, als die Person eines göttlichen Gesandten und Lehrers; die Zeit sey genahet, da die gott-

* S. seines Tochtermanns Blediskii vitam Davidis Georgii.

gottlosen Fürsten werden von ihren Stühlen heruntergestürzt und an ihre Stelle die gläubige gesetzt werden; bald werde nach dem vierten Buch des Esdras ein Regent erscheinen, den die Einwohner der Erde nicht erwarteten. Alles dieses sollten sie zugleich dem Käiser und den Reichsständen mittheilen, die er nächstens selbst zu besuchen bereit sey. — In etwas gelinderm Tone schrieb Joris im J. 1539. an den Landgrafen von Hessen, den er um Beystand gegen seine Verfolger erflehte. Unter anderm sagt er ihm: In Kurzem werde ein Herrscher kommen, von dem die Propheten geweissagt hätten; noch sey es unbekannt, aus welchem Lande dieser Sohn (Gottes) hervorstralen werde; was er selbst im Geiste zum voraus gesehn habe, werde offenbar werden, wenn einmal jener Wunderknabe an Alter, an Weißheit und Gnade zunehmen werde. — In diesem Brief war ein anderes Sendschreiben an den Käiser und an die Reichsstände eingeschlossen. — Den Vater erkennt niemand, heißt es daselbst, als allein der Sohn und derjenige, welchem der Sohn ihn offenbaren will. Wer dieser Sohn ist und derjenige, dem er den Vater zeigt, dieß ist das Geheimniß, dessen Entdeckung unsern Tagen aufbewahrt wurde. Es lebt nur ein Mensch, welchem die Geheimnisse

Got-

Gottes geoffenbaret worden und durch diesen Einzigen werden sie hernach den andern Auserwählten geoffenbaret werden. Niemand kann wissen, wer und wo dieser Sohn ist, als allein derjenige, in welchem er aufs neue geboren und in ihm gleichsam verkörpert worden. Dahin gehören die Worte Esdras XIII. 52. Gleichwie der Mangel an Weisheit die morgenländische Fürsten nöthigte, Zuflucht zu nehmen zu der Weisheit eines Josephs, Daniels, Zorobabels, so wird auch der Mangel des Lichtes die Reichsversammlung in die Nothwendigkeit setzen, Weisheit zu borgen bey diesem neuen Menschen, Christus, David, wie Joris ihn nennet.

Der Landgraf von Hessen ließ hierauf den Joris versichern: Wofern er sich zur Augsp. Confeßion bekennen wollte, so sollte er in seinem Lande Sicherheit haben. Sehr weit war ein solcher Vorschlag von Joris Absichten entfernt. Er schrieb unterdessen sein berühmtes Wunderbuch. Selbst mit dem Menno Simonis gerieth er in Zweytracht und schwärmte an vielen Orten herum. Einer seiner Anhänger, Namens Leonard Damm, erzählte ihm folgende Erscheinung: Im Gesicht erblickte Damm einen nackten Mann, unter allerley Bewegungen; erst sank er in die Erde, hernach stieg er wieder hervor; itzt

starb er; dann ward er wieder lebendig und schwebte über den Wolken. Dieser Mann wurde zum Urbild aller menschlichen Schönheit und Vollkommenheit, und dabey so gewaltig und furchtbar, daß er auf alle Könige der Erde wie auf Würmer hinabsah. Endlich fuhr der Mann durch die Luft hin und ward nicht mehr gesehn. Da sprach der Geist zum Visionnair: dieser ist Gott, der Meßias, die neue Kreatur, der erste, wahre Mensch Gottes vom Himmel. — Den Namen der Person, setzte Damm hinzu, verschweig ich für einmal; sie wird laut des Wortes zur rechten Zeit schon besser angehört und erkennt werden. — Diese Erzählung erzeugte sogleich Abends hernach bey Joris folgende Erscheinung: Ihm kam es vor, als zieh ihn Gott ganz an sich, als wär er nicht mehr derselbe; sich erblickte er in Aarons Priestergewande. Er wurde gefragt: Ob diese Verwandlung ihm angenehm sey? Es schien' ihm, daß er keinem Weibe, sondern Gott allein ergeben gewesen; daß er für immer von aller Frauenliebe befreyt sey. Rund umher aber sah er alle seine Brüder in Gemeinschaft mit Weibern; er allein sollte ganz vergöttert seyn. — Ueber solche schwärmerische Aeusserungen schrieb Menno dem Joris die bittersten Vorwürfe, daß er es gewagt hätte, seine

Er-

Erscheinungen an die Stelle der göttlichen Schriften zu setzen; daß er sich selbst diejenige Ehre anmasse, welche ausschliessend Christo gehöre. — Im J. 1546. wurde hierüber zwischen der Mennonistischen und der David Joristischen Parthey zu Lübeck eine Unterredung gepflogen.

Der berühmte Superintendent, Baron von Lasco, ein eben so einsichtsvoller als vertragsamer Mann, gab sich alle Mühe, den Joris zu rechte zu weisen. Es wurden viele Briefe unter ihnen gewechselt. In einem derselben schreibt unser Schwärmer: der Geist der Wahrheit werde seine Geheimnisse nicht durch den Buchstaben, wie vormals die apostolische Lehre, sondern unmittelbar im Geiste selbst offenbaren; den Aposteln sey nicht alle Wahrheit geoffenbart worden; der Unterricht derselben sey nur die Vorbereitung zu höhern Kenntnissen gewesen. Eben so verschrien ist seine Sittenlehre, wie seine Dogmatik. Nicht nur die Gemeinschaft der Güter, sondern auch der Weiber soll er gelehrt haben. Indeß drückte er sich aus Schlauheit so wol hierüber als über andre Punkte mit Vorsatz dunkel und zweydeutig aus. Als er sah, wie seine Anhänger in Brabant und in Ost-Friesland verfolgt wurden, so begab er sich im J. 1544. mit einigen Verwandten und Freunden nach Basel, nannte sich Johann

hann von Brück, ließ sich zum Bürger daselbst annehmen, kaufte sich in der Stadt ein Haus und vor der Stadt ein Schloß, Namens Binningen, und andre Landgüter. Aeusserlich bequemte er sich in allen Stücken nach der Religion und nach den Gewohnheiten der Basler, und diese hielten ihn für einen Reformirten. Er führte auch einen so sittsamen Wandel und that den Armen so viel Gutes, daß er bey jedermann beliebt war. Obgleich er sich sorgfältig hütete, in der Eidgenoßschaft selbst Proselyten zu machen, so soll er doch in Geheim durch Briefe und durch anonymische Schriften an Ausbreitung seiner Lehre in Niederdeutschland immer fortgearbeitet haben. — Bereits bey seinem Leben wurde sein Schwiegersohn, Nicolaus Bledyck, übel mit ihm zufrieden. Allem Ansehn nach gerieth er mit der Familie des Joris wegen der Erbschaft in Streitigkeiten. Nachdem Joris im J. 1556. im Frieden gestorben war, so rächte sich sein Tochtermann dadurch, daß er ihn bey dem Rathe zu Basel als einen Irrlehrer und Gotteslästerer angab. Alle Hausgenossen, Freunde und Bekannte des Verstorbnen wurden verhört; noch mehr Licht bekam man aus seinen hinterlassnen Schriften und Briefen. Aus denselben zogen die Universität und die Geistlichkeit alle irrigen Sätze

heraus

heraus, und hierauf ward den 13. May 1559. an dem Todten folgendes Urtheil vollstreckt: Man grub ihn aus der Erde heraus, ließ ihn nebst seinen Büchern und seinem Bilde durch den Scharfrichter vors Thor unter den Galgen schleppen und daselbst verbrennen. Seine Nachkommen aber und Hausgenossen, nämlich Niklaus Bledisck, der hernach reformirter Pfarrer in der Pfalz wurde, Joachim von Borchom, Görg von Brück, Renat von Berchom, Eckbert von Thion, Hieronymus und Wilhelm von Brück, theils Söhne, theils Anverwandte, mußten darauf in der Kirche zu Basel öffentlich erscheinen und die vorgelesenen eilf Punkte, die man dem Verstorbenen Schuld gab, verfluchen und als gotteslästerlich erklären, hingegen die ihnen von dem Prediger vorgelesene Sätze nachsprechen und die Kirche um Verzeihung bitten. Man setzte nämlich voraus, daß sie alle entweder von Joris in seinen Irrthümern unterrichtet gewesen, oder doch davon gewußt haben, ohne ihn zu verrathen.

Nach Arnold war Joris nicht so fast ein Gotteslästerer und Kätzer als vielmehr ein schwärmender Mysticus. Zu der Zeit, als dieser lebte, war man an die Ausdrücke der Mystiker noch weniger gewohnt; jtzt ist die schwülstige Sprache

die=

dieser dunkeln Köpfe bekannter geworden. Sie sagen alle, daß sie Christus sind, ohne dadurch etwas anders als die genauste Vereinigung anzeigen zu wollen. Von seinen Schriften giebt Arnold ein langes Verzeichniß. Es ist genug, daß wir die vornehmsten anführen:

1.) Wonder-Boeck, waerin dat van der Werldt aen versloten gheopenbaret is. 1542. 4. Eine von dem Verfasser selbst vermehrte Ausgabe ist im J. 1551. in klein Folio herausgekommen.

2.) Christlyke Sendtbrieven, drey Bände in 4to. 1549.

3.) Ein unterweisendes und christliches Gespräch zwischen einem Gottesgelehrten, Biblischgelehrten und Sophistischgelehrten, worinne verhandelt wird der rechte Verstand der Wahrheit Christi, wo man die rechte Mutter der heiligen Kirche oder der Gemeine Gottes suchen und finden soll. 1548.

4.) Warnung vor dem Tag des Herrn. 1551.

5.) Dialogus zweyer Discipeln mit ihren Meistern, worinnen eine sehr schöne, himmlische Philosophia verhandelt wird; insonderheit, wodurch

man

man Gott in der Andacht überkommen und alleʒeit bey sich behalten könne. 1551.

6.) Von der Art, Blindheit, Irrsal und Finsterniß dieser argen bösen Welt; wie und welche der Leib Christi, mit Anweisung des rechten Weges, auch was Früchte von der Kunstphilosophie der fleischlichen Vernunft herkommen, und warum die Gelahrtheit schädlich? 1556.

Joh. Rudolf Wettstein. *

Beym Mangel andrer Nachrichten, begnügen wir uns, diesen verdienten Mann auch nur von derjenigen Seite zu zeigen, wie er als Verthäydiger der helvetischen Unabhänglichkeit bey der Westphälischen Friedensversammlung in glänzendem Lichte hervortrat.

Seit vielen Jahren her hatte das Reichskammergericht zu Speyer die Stadt Basel bald mit gerichtlichen Vorladungen, bald mit Anforderung eines Theils der Besoldung für die Kammerräthe auf mancherley Weise beunruhigt. Umsonst daß die Eydgenossen sich hierüber so wol bey dem Kayser selbst als bey dem Kammergericht in verschiedenen Schreiben beklagten; das Kammergericht wagte es zu würklichen Thätlichkeiten zu schreiten; im August 1646. legte es die Baslerischen Waaren in Arrest. Zu Hintertreibung weiterer Gewaltthätigkeiten erhielt nunmehr der baslersche Bürgermeister Joh. Rudolf Wettstein, von sämtlichen Kantonen den Auftrag, als eidgnößischer Bevollmächtigter nach der westphälischen Friedensversammlung zu gehen. Den 4. December 1646. trat dieser die Reise an; den zwan-

* S. Lauffer, Thl. XVII. und XVIII.

zwanzigsten hatte er zu Münster bey den kayserlichen Gesandten, Trautmannsdorf, Nassau, Vollmer, wie auch bey den französischen Gesandten, von Longeville und d'Araux, den drey und zwanzigsten zu Osnabrück bey den schwedischen Gesandten, Oxenstiern und Salvius, das erste Verhör.

Den kayserlichen Gesandten von Trautmannsdorf, von Lamberg und Crana, klagte Wettstein das unrechtmäßige und gewaltsame Verfahren des Kammergerichtes; zugleich erklärte er sich, daß die Kantone vest und einmüthig zur Behauptung ihrer Unabhänglichkeit entschlossen seyen, wozu ihnen allenfalls die beyden Kronen Schweden und Frankreich auf alle Weise behülflich seyn werden.

Auf erhaltnen Bericht von seinen Bevollmächtigten, ließ der Kayser sogleich dem Kammergericht einen Stillstand der Feindseligkeiten gebieten. Das Kammergericht suchte sich in einer weitläufigen Schrift, voll Bitterkeit, gegen die Eydgenoßschaft zu rechtfertigen, und sandte sie nicht nur an den Kayser selbst, sondern streute sie auch abschriftlich unter die Gesandten der Reichsstände aus. Hierüber beschwerte sich Wettstein bey den kayserlichen Bevollmächtigten; diese besorgten, wenn der Handel sollte weitläufig wer-

den, daß nach seiner Dräuung der eydgenößische Gesandte gar zurückgehen, oder aber ausschliessend nur bey Frankreich und Schweden Hülfe suchen möchte; alsdann würden diese Kronen die Gelegenheit nicht aus der Hand lassen, sich, dem römischen Reiche zum Nachtheil, die Kantone verbindlich zu machen. Um also das Geschäft mit Ernst zu betreiben, liessen sie ein Schreiben an das Chur-Maynzische Reichsdirektorium abgehen, um von demselben ein Gutachten zu verlangen. In diesem Schreiben verhalten sie gar nicht, daß die Stadt Basel nun über 140 Jahr in possessione vel quasi omnimodæ libertatis (oder in ächtem Besitz völliger Freyheit) gewesen, als ein Glied der Eydgenoßschaft angesehen und niemals zu einigen Dienstbarkeiten des Reichs genöthigt worden. Unterm 18. Febr. 1647. übergaben hierauf die Reichsräthe den kayserlichen Gesandten ein Gutachten, folgenden Innhalts: „Der Bürgermeister von Basel beklagt „sich, daß das kayserliche Kammergericht auf „Anhalten eines Reichsunterthanen zu Schlettstadt, Namens Florian Wachter, baslersche „Güter arrestirt habe. Nicht nur dringt er „auf die Auslieferung der Güter, sondern auch „auf die Handhabung des Exemptions-Privilegiums, welches seinem Staate von den bey-

„den

„ den römischen Kaysern, Sigismund und Frie=
„ derich bestätigt werden. — Noch kann aber
„ für einmal der Stadt Basel ihr Ansuchen kei=
„ neswegs bewilliget werden, und zwar aus fol=
„ genden Gründen: Einige aus den Reichsstän=
„ den nämlich sind zur Zeit nicht genug instruirt,
„ und in dem angeführten Exemptions=Privile=
„ gium wird der Casus abnegatæ Justitiæ, oder
„ des verweigerten Rechtes ausdrücklich ausge=
„ nohmen. Betreffend aber den Prozeß des
„ Florian Wachters gegen die Stadt Basel, so
„ wär es höchst bedenklich, wenn zum Schaden
„ des Klägers und zu nicht geringer Beschim=
„ pfung des Kammergerichts selbst das schon aus=
„ gesprochene und vollzogene Urtheil sollte un=
„ gültig erklärt werden. Wenigstens also könnte
„ die kayserliche Bestätigung und Erweiterung
„ des Exemptions=Privilegiums so lange unter=
„ bleiben, bis die Stadt Basel entweder gütlich
„ oder durch Vermittlung einer Commißion sich
„ mit Florian Wachter wurde ausgesöhnt ha=
„ ben u. s. w.

So gütig indeß in der Hauptsache dieses Gut=
achten für die Stadt Basel war, so beleidigend
schien es dem eydgenößischen Gesandten im Aus=
druck. Immer hatte es den Anschein, als hätte
Basel die Bestätigung des Exemptions=Privile=

 giums,

giums, und die Ausdehnung desselben auf das Kammergericht zu Speyer begehrt, da doch nur de non turbando die Rede war, ohne daß die Stadt Basel in dem ruhigen Besitz ihrer Freyheit nicht sollte gestört werden. — Auch hatten die Reichsräthe nur dieses Exemptions-Privilegiums erwähnt, ohne Berührung des Hauptanspruchs, nämlich daß die Kantone in völliger Freyheit stehen, und keinen höheren Richter als Gott im Himmel erkennen. Hierüber fand Wettstein nöthig den kayserlichen Bevollmächtigten schriftlich eine nähere Erläuterung der eydgenößsischen Forderungen zu geben. Mittlerweile suchte er die französischen und schwedischen Gesandten in sein Interesse zu ziehn; auch schienen diese nicht ungeneigt, in das allgemeine Friedensinstrument einen besondern Artikel dieses Geschäftes wegen einrücken zu lassen. Auf den Bericht hiervon wollten sich die kayserliche Gesandte der Eydgenoßschaft nicht weniger günstig erweisen; sie selbst verfaßten einen Artikel unter folgenden Worten: „Da gegen etliche der XIII. und zu„gewandten Orten der Eydgenoßschaft, namentlich gegen die Stadt Basel und ihre Bürger „zuweilen von dem Kammergericht Arreste und „Urtheilsprüche vollstreckt worden, welche der „Freyheit und gänzlichen Exemption des eydge-

„nöß-

„ nößischen Körpers zuwieder lauffen, so geht die
„ einhellige Willensmeynung des Kaysers und
„ des Reiches dahin, daß alle und jede Prozesse
„ und Urtheilssprüche die gegen irgend jemand
„ aus den Eydsgenossen, besonders auch gegen
„ die Stadt Basel und ihre Bürger vorgenoh-
„ men worden, in Ewigkeit zu keiner Vollzie-
„ hung sollen gebracht und die bereits ergangene
„ Arreste, Executionen gänzlich abgethan, auch
„ in Zukunft, weder von den dießmaligen noch
„ von künftigen Gerichten nimmermehr ausge-
„ übt werden." Von den kayserlichen Gesand-
ten erhielt Wettstein unter dem 14. Sept. 1647. eine schriftliche Versicherung daß dieser Punkt dem Frieden sollte einverleibt werden. Den 29. und 30. Sept. erhielt er die gleiche Versicherung auch von dem schwedischen und französchen Gesandten; auch wurde auf seine Vorstellungen hin, das Kammergericht durch die kayserlichen Bevollmächtigten zur Unterlassung fernerer Feindseligkeiten ermahnet. Endlich erhielt Wettstein im October 1647 das kayserliche Decret, ungeachtet dasselbe schon den 16. May gestellt war, folgenden Innhalts: „Wenn des Kaysers Majestät be-
„ finden, daß die Eydgenoßschaft nun so viel lange
„ Zeit und Jahre in possessione vel quasi eines
„ freyen und ausgezognen Standes gewesen, so

 „ ha-

„ haben Sie, Kraft dieses Decrets, die Decla„ration der Exemption allergnädigst ertheilt, „ u. s. w.„ Auf diesen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen, reiste nunmehr der eydgenössische Gesandte wieder nach Haus und langte den 5. December 1647. zu Basel an. — Leicht begreift man, daß er bey einer so weitläufigen Unterhandlung alle Triebfedern in Bewegung gesetzt, und zur Erreichung seines Zwecks grosse Geldsummen angewandt habe. Da sein Kanton ihm nicht so viel zufliessen ließ, als er bedurfte, so wurde er darüber weder unwillig noch muthlos, vielmehr schrieb er seiner Gemahlin, daß sie ihm aus seiner eignen Casse das nöthige zuschicken, und allenfalls, wofern diese Cassa nicht hinreichen sollte, hie und da Geld für ihn aufnehmen sollte, und so wagte er es mit Gefahr für sein besonderes Interesse, das allgemeine Interesse der Stadt zu beförderen. Das kayserliche Dekret von der schweizerschen Exemption macht den sechsten Artikel des Westphälischen Friedens aus. Bevor aber dieses Friedens-Instrument von den allseitigen Parteyen unterschrieben worden, hatte die Stadt Basel noch einen harten Wiederstand zu besiegen. Unterm leztem August 1648. erhielt sie von den Bevollmächtigten der Reichsstände ein Schreiben folgenden Innhaltes: —

Wann

Wann sie den Exemptions-Artikel gut heissen, so geschehe es nur unter dem ausdrücklichen Beding und Vorbehalt, erstlich, daß diese Exemption nicht eher als mit dem Tage des bestätigten Friedens den Anfang nehme; demnach, daß in Zukunft zwischen den Reichsständen und der Stadt Basel gleiches, gegenseitiges Recht statt habe; drittens, daß der Lauf Rechtens nicht gehindert, sondern die Urtheile, die schon gegen die Basler ausgefällt sind, von dem Kammergericht vollstreckt werden; viertens, daß der rückständige Beytrag zur Unterhaltung dieses Kammergerichts ein für allemal mit einer gewissen Geldsumme abgeführt werde: Wiedrigenfalls werden die Reichsstände gegen die Exemption protestieren und mit Gewalt die Ansprüche des Kammergerichts schützen.

Mit gemeinschaftlichem Rathe der übrigen Eydgenossen und nach eingeholtem Bericht des französischen Gesandten, schickte nun Basel unterm letzten September eine Gegenschrift an die Bevollmächtigten der Reichsstände folgenden Innhalts: — Basel berufe sich auf das unbedingte kayserliche Dekret und die Versicherungen von schwedischer und französischer Seite, ohne irgend auf einige Protestationen und Nebenreservata zu achten. Anbey seyen die Basler geneigt nicht nur

zur Anerbietung gegenseitiger Justiz, sondern auch so gar (welches andere Freystaaten schwerlich eingehen würden,) zu gütlicher oder rechtlicher Rede und Antwort vor gesamten Eydgenossen, wofern Wachter oder sonst iemand an sie einige Anforderung zu haben vermeine. — Ungeachtet nun der Westphälische Frieden den 13. und 14. October 1648. allseitig unterzeichnet und demselben auch die Kantone einverleibt worden, so erhielt nichts desto weniger die Stadt Basel noch unterm 27. Merz 1649. ein neues und schärferes Schreiben aus Münster von den Bevollmächtigten der Reichsstände. In demselben heißt es —
„ Keineswegs könne der Kayser die Stadt Basel, als ungezweifelt zum Reiche gehörig, ohne
„ Vorwissen und Genehmhaltung der Churfürsten und Stände á toto imperio romano eximieren; einzig in die Befreyung vom Kammergericht haben die Stände gewilliget, — in die
„ Exemption von dem ganzen Reich aber nicht anderst, als unter oben erwähnten drey Bedingnissen; von der Billigkeit derselben seyen
„ auch die Schweden so überzeugt, daß Sie
„ vor Erfüllung dieser Bedingnisse zu keiner Gewährleistung der Baslerschen Exemptions-Artikel gehalten seyn wollen. „ Dieses Schreiben wurde im Namen sämtlicher Kantone beantwortet;

un-

unterm gleichen Datum den 10ten Juli 1649. beklagten sie sich auch über dieses Verfahren der Reichsständen in einem besondern Memorial an den Kayser. Den 29sten Nov. erhielten sie von diesem eine sehr günstige schriftliche Versicherung, daß er sie bey dem Westphälischen Friedens-Instrument schützen werde; wirklich sandte er hierüber die nöthigen Befehle so wol an seine Gesandte zu Nürenberg als auch an das Kammergericht zu Speyer. Alles dessen ungeachtet drang noch 1650. das Kammergericht auf die Entrichtung des rückständigen Beytrages; es setzte ihn auf nicht weniger als etliche und 40000 Gulden; auch lag ihm Florian Wachter beständig in den Ohren; sein Prozeß betraf anfangs nicht mehr als 200 Gulden, durch sein weitläuftiges Herumtreiben aber war er nunmehr über 40000 Gulden gestiegen.

Auch dem Obrist Klugen hatten die Kameralen seine beträchtliche Anforderungen an die Stadt Basel gleichfalls zugesprochen. Zur Erreichung ihres Zweckes schickten sie an verschiedene Churfürsten und Reichsstände Verhafts-Mandate gegen die baslerschen Güter und Waaren, welche an vielen Orten arrestirt wurden. Itzt faßte die Eydgenößische Tagleistung in allem Ernste den Entschluß die Ehre und Freyheit der Kantone,

wenn

wenn es anderst nicht seyn könnte, mit dem Schwerdt zu behaupten. Siebenzig Fahnen, jeder von 300 Mann zu Fuß und 30 Compagnien zu Pferde, das auserlesenste Volk, standen mit 24 Stucken bereit. Zugleich anerboten sich die catholischen Kantone und die Bündtner, keine Reichsgüter, weder über den Gotthard noch durch Pündten hinein in Italien, oder heraus gehen zu lassen, sondern sie mit Arrest zu belegen. Darzu wurden sie auch von dem französischen Bothschafter ermuntert. Zugleich wurde unser Wettstein, mit dem urnerschen Landammann, Zweyer von Evenbach, an den Kayser abgesandt und den 7/13 December 1650. trafen Sie zu Wien ein. Daselbst wiederfuhren ihnen dieselben Ehrenbezeugungen wie dem venetianischen Gesandten; nach erhaltener Versicherung alles Schutzes gegen das Kammergericht reisten sie den 20/30 Jenner 1651. mit sehr günstigem Recreditiv wieder nach Hause.

In sehr ernsthaften Ausdrücken tadelte der Kayser die unbilligen Ansprüche des Kammergerichts und seine gewaltsamen Schritte, auch stellte er demselben vor, daß vermög des Friedens-Artikel 17 g. alle Einschränkungen unkräftig seyen, zugleich erklärte er alle ausgegangene

Man-

Mandate von Verhaftung der Waaren als höchst wiederrechtlich und hob sie auf. — Unter gleichem Datum, den 31 December 1650. ließ er auch in gleichen Ausdrücken an den Fiscaladvocat schreiben, wie auch an alle Churfürsten und Stände, daß sie den Mandaten des Kammergerichtes gegen die Stadt Basel kein Genügen leisten. Das Kammergericht suchte sich bey dem Kayser zu rechtfertigen, auch ward es in dieser Rechtfertigung von dem Churfürsten zu Maynz unterstützt. Dadurch aber wurde der Kayser vielmehr erbittert als besänftigt, in dem er die Hilfswerbung des Kammergerichtes bey den Ständen als Verachtung seines kayserlichen Ansehens erklärte. Unterm 4ten Merz 1651. ließ er die Kameralen so wohl als den Churfürsten zu Maynz aufs neue sehr ernstlich zum Gehorsam ermahnen. Dieser letzte giebt sich alle Mühe wegen des rückständigen Beytrages zwischen der Stadt Basel und dem Kämmergericht einen Vergleich zu befördern. Die Eydsgenossen schlagen jeden Vergleichs-Entwurf aus. Zu ihren Gunsten schreibt der König in Frankreich an die Churfürsten von Trier und Maynz. Endlich werden die arrestierten Waaren, jedoch nicht ohne Protestation und Gegen-Protestation, ausgeliefert. Auf diese Weise endigte sich das schwere Streit-

geschäft, zu dessen Beylegung unser Wettstein so vieles beytrug.

* * *

Ziemlich ausführliche Nachrichten von Wettstein findt man auch in Leuens helvetischem Lexikon, Thl. XIX. s. 366. flg.* Nur ist daselbst sein Geburtsjahr falsch angegeben. Es fällt nicht auf das J. 1595, sondern 1594. Den 18. Jul. 1611. hatte sich Wettstein mit A. Maria Falkner verheurathet. Mit ihr erzeugte er vier Söhne und fünf Töchtern. Den 9. August 1647. entriß ihm der Tod die Gemahlin, eben da er als Gesandter zu Münster war.

Schon im 25sten Jahre seines Alters erhielt Wettstein Zutritt im Rathe. Er verwaltete eine Obervogtey, deren Bedienung damals auf zehn Jahre gesetzt war. Schon im zweyten Jahre seiner Verwaltung sah er sich derselben entladen, indem man ihn wegen vorzüglicher Fähigkeiten vor der Zeit zum Mitgliede des innern Rathes ernennte. Von itzt an hatte er wichtigen Antheil an allen öffentlichen Geschäften. Als Gesandter erschien er auf 122 gemeineydgenößischen Tagleistungen und andern Zusammenkünften. Zweymal war er im J. 1656. Schiedrichter, das eine

mal

* S. auch Chauffepied Diction. Art. W.

mal zwischen den beyden reformirten Vororten und den V. katholischen Kantonen, das andere mal zwischen Bern und Solothurn, und immer mit bestem Erfolge.

An seine Gesandtschaft auf die Westphälische Friedensversammlung hatten Zürich und Bern, jeder von diesen Kantonen 1500 Gulden, Schaffhausen aber 1000 Gulden bezahlt. Das Uebrige vergütete Basel.

Bey Gelegenheit seiner Absendung nach Wien wurde Wettstein im J. 1653. von Kayser Ferdinand III. mit dem Reichsadel beehrt und mit einer güldenen Kette, nebst dem kayserlichen Bildnisse, beschenkt. Dieses Bildniß mit dem Adelsbriefe befindt sich noch dermalen in den Händen des Alt-Decan Wettsteins. Wettstein hinterließ auch XX. Foliobäude historischer und politischer Memoiren zur Beleuchtung der helvetischen Geschichte.

Da er wegen seiner Gesandschaften nach Wien und Münster theils seine eignen häuslichen Angelegenheiten hintan setzen mußte, theils auch sonst beträchtliche Ausgaben hatte, ohne sie in öffentliche Rechnung zu bringen, so machte er dadurch die Regierung verlegen. Auf der einen Seite wünschte sie ihm, wo nicht eine Belohnung, wenigstens eine angemessene Vergütung zu geben,

auf

auf der andern Seite glaubte sie, besonders bey damaligen Zeitumständen, sich zu aller nur möglichen Ersparung verpflichtet. Den 28. Aprill 1652. geschah die erste Aufforderung an den geheimen Rath, einen Vorschlag zu Wettsteins Belohnung zu machen. Es währte sechs volle Jahre bis zur Entscheidung. Erst nach Verfluß dieser Zeit setzte die Obrigkeit eine Comittée von fünf Rathsgliedern, um wegen des Ersatzes mit Wettstein in Unterhandlung zu tretten. Den 18. Sept. 1658. erhielt er zu einiger Vergeltung von der Obrigkeit die Gefälle zu Riehen und Bettingen, die ohnehin dem gemeinen Gut wenig eintrugen, um den sehr mäßigen Preiß von 2000 Gulden. Diese jährliche Grundzinse sind seither bey seinen Erben geblieben.

Zum Beweis, in welcher Achtung Wettstein bey seinen Mitbürgern gestanden, dient unter anderm auch folgende Aneckdote: — Ungeachtet vermög der Grundgesetze in Basel sonst niemals Vater und Sohn, Schwiegervater und Eydam zugleich neben einander im Rathe Sitz haben können, so ward doch zu Wettsteins Gunsten eine Ausnahme gemacht und noch bey seinen Lebzeiten, den 23. Junis 1662. seinem Tochtermann, Hans Ludwig Krug, nachmals auch Bürgermeister, der Zutritt im Rath und im gehei-

heimen Rathe gegeben. Zu merkwürdig ist hierüber die obrigkeitliche Erkanntniß, als daß wir sie weglassen könnten: „Da die Zunft zu den „Schmidten zur Erwählung eines neuen Raths„herrn unter anderm auch den Herrn Hans Lud„wig Krug vorschlug, so zog der Rath jenen „Artikel zu Gemüthe, daß Vater und Sohn, „zween Brüder, wie auch Schwäher und Toch„termann nicht in den Rath erkosen werden sol„len: anbey aber erinnerten sich die gnädigen „Herren zugleich der vieljährigen, grossen Ver„dienste des Herrn Bürgermeister Wettsteins, „wie nicht weniger der vortreflichen Eigenschaf„ten seines Herrn Tochtermanns. Hiebey be„herzigten sie den Anhang des erwähnten Arti„kels: daß einem E. Rathe jederzeit vorbehal„ten seyn solle, unangesehn berührter Ordnung „und Erkanntniß in der Chur zu thun, was sie „der Stadt Basel je nach Gelegenheit der Sa„chen am füglichsten dünkt. In dieser Betrach„tung ward hierauf Herr Krug zu einem Raths„herrn erkohren, anbey aber beschlossen, daß im „Uebrigen es bey angeregtem Artikel der Ord„nung durchaus ungeändert verbleiben und diese „itzt geschehene Wahl von keinen Folgen seyn „solle, es wäre denn, daß in künftigen Zeiten „wegen anderer Personen gleichförmige Gründe

„ und Ursachen eingebracht werden könnten, wel-
„ ches Falls ein ehrsamer Rath, was dem am
„ füglichsten und anständigsten bedünkt, abermal
„ thun mag u. s. w. „

Wenn auch indeß bey seltenen Fällen eine Ausnahme statt hat, so bleibt es doch immer schwerer, einen solchen Fall zu bestimmen.

Jacob Bernoulli. *

Derselbe wurde den 27. Christmonat 1654. zu Basel geboren. Sein Vater und seine nächsten Verwandte bekleideten ansehnliche Stellen im Staate. Der junge Bernoulli ward zum Predigtamte bestimmt; er lernte latein, griechisch, scholastische Philosophie; nichts von Geometrie. Von ungefehr fielen ihm geometrische Figuren unter die Augen; auf einmal ward er hierüber gleichsam bezaubert. Nicht ohne Mühe erhielt er mathematische Bücher; auch las er sie nicht anderst als verstolen; in der Meßkunst hatte er keinen andern Lehrmeister als sein eigen Genie. Ohne weitern Unterricht erhob er sich selbst bis zur Sternkunst; alles dieses geschah wieder den Willen des Vaters; um seine Lage zu schildern, wählte er zum Sinnbild den Phaeton, wie er den Sonnenwagen regiert, mit der Umschrift: Troz der Warnung des Vaters durchreis ich die Sternen.

Schon im achtzehnten Jahr hatte er sehr schwirrige, chronologische Probleme aufgelöset.

* S. Fontenelle Oeuvres, Tome V. Eloge de Mr. Bernoulli. s. 96. flg.

Im zwey und zwanzigsten Jahr gieng er auf Reisen. Zu Genf lehrte er ein Mädchen, welches zween Monate nach seiner Geburt des Gesichtes beraubt worden, schreiben. Hiezu bediente er sich einer ganz neuen Methode, weil ihm die Cardanische unbrauchbar vorkam. — Zu Bourdeaux verfertigte er allgemeine, gnomonische Tabellen. — Im J. 1680. kehrte er in sein Heimat zurück. Daselbst studierte er die Philosophie des Cartesius. Von diesem Mann lernte er immer genug, um ihn hernach mit Scharfsinn wiederlegen zu können. — Glücklicher Weise zeigte sich Ends 1680. eine Erscheinung, die sehr geschickt war, den werdenden Philosophen zu üben. Der Comet, der damals so viele Gelehrte beschäftigte, veranlaßte auch unsern Bernoulli zur Verfertigung seiner ersten Schrift, die er unter folgender Aufschrift herausgab: Conamen novi systematis cometarum, pro motu eorum sub calculum revocando, & apparitionibus prædicendis. Die Cometen hält er für Trabanten eines Planeten, die zuweilen in unserm Gesichtskräis erscheinen, ungeachtet ihr Planet selber, bey seiner weiten Entfernung, sich immer vor unserm Auge verbirgt, daraus schließt er denn, daß die Wiederkehr dieser Cometen lange zum voraus kann vorherverkündiget werden. Nach Bernouilli

Be-

Berechnung mußte der Comet vom J. 1680. den 17. May. 1719. im 1°. 12′. der Wage wieder erscheinen.

Im J. 1682. gab er seine Abhandlung de gravitate ætheris heraus. Den Druck und der Schwere des Aethers schreibt er die Härtigkeit der Körper zu. Zu dieser Entdeckung gelangte er auf gleichem Weg mit Mallebranche, ohne die Schriften dieses letztern gelesen zu haben.

Die Verschwisterung der Meßkunst mit der Naturlehre schien ihm ungemein wichtig; durch diese wird jene gemeinnützig; gewiß und gründlich wird letztre durch strenge Anwendung der erstern. Die mathematische Behandlung der Naturlehre ward zuerst von ihm in Basel eingeführt.

Mit dem J. 1684. entstand für die Geometrie eine neue Epoche, durch den neuen Differential-Calcul des grossen Leibnitz veranlaßt. Ungeachtet dieser noch immer seine Methode geheim hielt, so ward sie gleichwol von unserm Bernoulli und seinem Bruder nicht nur entdeckt, sondern, nach Leibnitzens eignem Geständtniß, wirklich vervollkommnet.

Im. J. 1687. ward Bernoulli auf der hohen Schule zu Basel zum Professor der Meßkunst erwählt. Die ungemeine Deutlichkeit seiner Vorlesungen zog viele Fremde nach Basel. Als öfent-

licher Lehrer hatte er vieles über die Series oder über die unendlichen Zahlenreyhen geschrieben. Archimed scheint der erste die Summe eines unendlichen, geometrischen, abnehmenden Fortschrittes gefunden zu haben; sehr sinnreich entdeckte er dadurch die Quadratur der Parabole; hierauf hatte Wallis seine Rechenkunst des Unendlichen gebaut; noch viel weiter wurde diese Theorie von Bernoulli und Leibnitz getrieben.

Bernoullis Lieblingsstudium war die Berechnung des unendlich Kleinen. Vermittelst dieser Wissenschaft wurde eine bisher unbekannte Schöpfung, eine neue Welt, nicht ohne schwirrigen und so gar gefährlichen Zugang entdeckt; unermeßne Schätze wurden dadurch gewonnen. Der Differential-Calcul führte auf die Integralrechnung. Ueber diese letztre schrieb Bernoulli im J. 1691. zwo Abhandlungen. Dieselben beziehn sich auf die Berichtigung und Quadratur von zwo verschiedenen Gattungen der Spirallinien; von der logarithmischen kam Bernoulli zu der loxodromischen; auf solche Weise gerieth er auf mehrere, neue und sinnreiche Entdeckungen in Absicht auf die Länge des Meeres und auf die Schiffahrt.

Zu dieser Zeit beschäftigten sich die Meßkünstler mit dem Problem von der kleinen Kette, wel-

ches

ches er auf die Bahn brachte. Nachdem Leibnitz, Hüghens und Bernoullis Bruder dieses Problem aufgelöst hatten, so bewies er im J. 1692. daß die Krümmung der Kette der Beugung eines von Wind aufgeblasenen Segels gleich sey. Keineswegs blosses Spielwerk der Geometrie sind solche nähere Bestimmungen; sie dienen zur Beleuchtung mancher physischer und mechanischer Fragen.

Vorzüglich gereicht ihm die Theorie der krummen, in sich selbst gekehrter Linien zur Ehre. Dadurch gelangte er zu einer bewundernswürdigen Eigenschaft der logarithmischen Spirallinie; er gerieth auf die Entdeckung von zwo allgemeinen Formeln für die ganze Catoptrick und Dioptrick. Aus diesen Formeln hatte er ein Geheimniß gemacht, welches von L'hopital aufgedeckt worden.

Als die königliche Akademie der Wissenschaften in Paris im J. 1699. von dem König die Freyheit erhielt, acht fremde Mitglieder aufzunehmen, vereinigten sich sogleich alle Stimmen zur Aufnahm der beyden Brüder Bernoulli. Eben so wurden sie auch im J. 1701. in die Berliner-Academie aufgenommen, welche der Churfürst von Brandenburg errichtet und Leibnitz formirt hatte. Ungeachtet ihrer Entfernung, waren sie

sehr thätige Mitglieder, wie die academischen Jahrbücher beweisen. Von unserm Bernoulli sind die Abhandlungen über die Zirkelbogen, über den Mittelpunkt der Schwingung, über den Widerstand der festen Körper und über die Auflösung der elastischen, krummen Linien.

Ein edler Wetteifer belebte die beyden Brüder; während daß unser Jacob Bernoulli Professor in Basel war, so war sein jüngerer Bruder Professor der Meßkunst in Gröningen. Jener machte eine Preisfrage bekannt, welche letztrer sogleich zu beantworten im Stand war; er gab aber die Auflösung ohne Zergliederung. Sein Bruder in Basel fand sie zum Theil von der seinigen verschieden und wünschte die Analyse zu sehn, um den Grund von der verschiednen Auflösungsart entdecken zu können. Allein so wohl in Absicht auf die Richter des Wettstreits als auch in Absicht auf andre Umstände erfolgten Schwierigkeiten, die nicht beygelegt worden; das Problem betraf die Isoperimetrischen Figuren.

Bernoulli war es, der in Basel die Ausgabe der Geometrie des Des-Cartes besorgte. Dieselbe begleitete er mit sehr lehrreichen Anmerkungen.

Wegen seines sitzenden, arbeitsamen Lebens ward er frühzeitig von dem Podagra geplagt; endlich verfiel er in ein Schleichfieber, woran

er

er den 16. August. 1705. im ein und fünfzigsten Jahr seines Alters starb. Er befahl, daß auf sein Grab eine logarithmische Spirallinie zum Sinnbild angebracht werde, mit folgender Aufschrift: Eadem mutata resurgo; dadurch gab er ungemein glücklich seine Hofnung der Auferstehung an den Tag.

Er hatte ein grosses Werk de Arte conjectandi vollendet; allein dasselbe ward von ihm niemals zum Drucke befördert. Weiter als bey Paschal und Hughens ist in diesem Buch die Berechnung der Spiele des Zufalls getrieben; diese Berechnung wendete Bernoulli auch auf moralische und politische Gegenstände an.

Unser Meßkünstler war von gallichtem und melancholischem Temperament, welches so wol durch anhaltendes Studiren erzeugt wird als zu demselben geschickt macht. Bey allen Untersuchungen war sein Gang langsam, aber sicher; weder sein Genie noch der glückliche Erfolg seiner Bemühungen konnten ihn allzu zuversichtlich gegen sich selbst machen; nichts machte er bekannt, was er nicht vielmal hin und her gekehrt hatte; niemals vergaß er der Achtung gegen das Publikum, welches selber so voll Hochachtung gegen ihn war.

Im dreyßigsten Ja[illegible] hatte er sich verheyrathet und einen Sohn und eine Tochter hinterlassen.

Johann Bernoulli, Sohn.

Er wurde den 18 May 1710. in Basel gebohren. Sein Vater war der grosse Johann Bernoulli; seine Mutter Dorothea Falckner. Unter der Anleitung des Vaters und einiger Privatlehrer brachte er es so weit, daß er schon im J. 1721. zu den academischen Studien fortrücken konnte. Den 25 May 1723. hielt er eine öfentliche Rede de nobilissimo conspicillorum ocularium invento. Den 8 Junius 1724. erhielt er zugleich mit Leonard Euler die Magisterwürde; bey dieser Feyerlichkeit untersuchte er in einer academischen Streitschrift die Frage: Ob die Franzosen in Absicht auf physische und mathematische Erfindungen den Vorrang vor den Britten behaupten? Hierauf wiedmete er sich einige Jahre dem Studium der Rechte und wurde den 27 März 1732. mit dem Doctorhute beehrt. Mit juridischen Studien verband er immer die physischen und mathematischen, als gleichsam erblich in seiner Famillie.

So lebhaft von Jugend auf sein Geist war, so schwächlich hingegen war sein Körper, und dadurch sah er sich an allzustarker Anstrengung des

des Geistes gehindert. Ungeachtet seiner vorzüglichen Anlagen, hatte er, — es sey nun aus Schüchternheit, — immer wenig Zutrauen zu sich selbst; aus Furcht sich blos zu geben, vermied er weitläuftige Bekanntschaft. Bey den häufigen Besuchen aber, die sein Vater und sein älterer Bruder von durchreisenden Gelehrten und Standspersonen erhielten, gerieth auch er in ihre Gesellschaft. Dadurch kam er in Briefwechsel mit verschiedenen Personen beyderley Geschlechtes, die sich entweder in den Wissenschaften, oder durch grosse Verdienste und hohe Geburt auszeichneten. Unter denselben erwähnen wir nur eines Maupertüis, eines de la Condamine, einer Markise von Chatelet u. s. w. — In seinen Briefen, besonders an vertraute Freunde, verrieth er weit mehr Lebhaftigkeit und heitere Laune als in dem mündlichen Umgang. Auch schrieb er, wenn es nur nicht in der Muttersprache geschehn mußte, mit ausserordentlicher Leichtigkeit. Der französischen Sprache, welche er im J. 1721. zu Vevay lernte, war er vollkommen mächtig.

Ungemein behutsam war er in der Wahl seiner Freunde; weit weniger sah er auf ihre Anzahl als auf ihren innern Gehalt. Auch hatte er das seltene Glück, daß während seines langen

Le-

Lebens keines seiner Freundschaftsbande jemals anderst als nur durch den Tod aufgelöst wurde, wenn man ja sagen kann, daß der Tod ächte Freundschaft aufzulösen vermögend sey. — In allgemeinerm Sinn liebte er alle Menschen als Freunde; jedermann kam er mit Gefälligkeiten zuvor, und wenn ihm sein Ruhm theuer war, so war es einzig, um durch ausgebreitete Bekanntschaft in vielen und wichtigen Fällen denjenigen zu nützen, die ihm ihre Angelegenheiten anvertrauten und seines Rathes verlangten.

Im J. 1732. machte er eine Reise zu seinem Bruder Daniel nach Petersburg. Daselbst wurde ihm ein akademisches Amt angeboten, allein er schlug es aus und begab sich mit seinem Bruder nach Paris, wo sie beyde von Maupertüis aufs freundschaftlichste empfangen und in die Akademie der Wissenschaften, wie auch überhaupt in den Kräis der gelehrtesten Männern einaeführt wurden. Nach seiner Zurückkunft in Basel setzte er abwechselnd die mathematischen so wol als die juridischen Studien mit Eifer fort; auch empfahl er sich, je nach den Umständen, durch verschiedene öffentliche Schriften bald zu einem juridischen bald zu einem philosophischen Lehramt. Für einmal sah er sich von dem blinden Schicksal wenig begünstigt. Im J. 1736. durch-

durchreisete er mit dem Marggrafen von Baden-Durlach die verschiedenen Gegenden der Marggrafschaft und leistete ihm Gesellschaft bey seiner Bad-Cur zu Langensteinbach. Im J. 1738. schrieb er, auf Verlangen des Bernerschen Schulrathes, bey Erledigung des philosophischen Katheders zu Lausanne, eine akademische Abhandlung, für die ihn die Obrigkeit in Bern mit einer güldenen Schaumünze belohnte. Im J. 1739. lebte er mit Maupertüis in Cirey bey der Markise von Chatelet. Im J. 1742. besuchte er die Gelehrten in Geneve. Im J. 1743. erhielt er in seiner Vaterstadt das rhetorische Lehramt; seine Antrittsrede umfaßte das Lob des ihm endlich günstig gewordenen Loses. Als nach dem Tod seines Vaters dieses Loos das mathematische Lehramt Jac. Christoph Ramspecken zuwarf, so überließ es dieser im J. 1748. unserm Bernoulli; nicht nur bestätigte die Obrigkeit diesen Austausch, sondern sie kennte auch dem Sohn das ganze Gehalt des Vaters zu. — Im J. 1745. begab er sich mit Maupertüis, um die Belagerung zu beobachten, nach Freyburg im Brisgäu. Den 27. Jul. 1759. starb nach einer langen Krankheit Maupertüis in Bernoullis Hause. Mit der Gattinn und Schwester des Verstorbenen vereinigte sich dieser, zur Errich-

tung

tung seines Mausoleums in der Kirche zu Dornach nahe bey Basel, auch ehrte er im J. 1762. in feyerlicher Versammlung Maupertuis Andenken durch eine Lobrede.

Ausser der Stelle, welche unserm Bernoulli bey der kayserlichen Akademie zu St. Petersburg angetragen worden, hatte er noch verschiedene andere auswärtige Berufe ausgeschlagen, z. B. die Stelle eines ordentlichen Mitgliedes, wie auch hernach eines beständigen Secretairs bey der Akademie in Berlin. Zur Ablehnung dieser und andrer Stellen bewogen ihn theils die Liebe zum Vaterland, theils die kindliche Zärtlichkeit gegen Aeltern, die ihn ungern in ihrem hohen Alter vermißten.

Den 4. Febr. 1747. wurde er der königl. Societät in Berlin, im J. 1753. der helvetischen, gelehrten Gesellschaft, im J. 1755. der Akademie zu Nancy, die von dem König Stanislaus aufgerichtet worden, im J. 1782. als auswärtiges Mitglied der königl. Akamedie der Wissenschaften zu Paris einverleibt. — Ausser andern akademischen Geschäften, übernahm er auch mit Falknern im J. 1772. eine Gesandtschaft im Namen der Universität an den Bischof von Basel. Als im J. 1774. die wichtige Stelle eines Stadt-Consulenten erledigt wurde, und sie,

nach

nach dem Gebrauch in Basel, unter dreyen von der Obrigkeit zu ernennenden Rechtsgelehrten, einem derselben durch das Loos zufallen sollte, so war Bernoulli der erste, welchen die Obrigkeit in das Ternarium ernennte.

Im J. 1744. hatte er sich mit Susanna König verheurathet. In dieser Ehe wurden ihm fünf Söhne gebohren, **Johann**, B. R. D. und königlicher Astronom in Berlin, der durch verschiedene Schriften berühmt ist; **Emanuel**, ein Handelsmann; **Daniel**, Doctor der Arzneykunst und Prof. der Naturlehre; **Nicolaus**, ein Chymist, und **Jacob**, B. R. L. Diesen fünf Söhnen ist das Bildniß des Vaters zugeeignet, welches im J. 1767. von dem geschickten Baslerkünstler, Ulrich Samson, verfertigt worden.

Nicht ohne glücklichen Erfolg hatte sich Bernoulli an die Auflösung verschiedener Preisaufgaben der Parisischen Akademie gewagt, so z. B. erhielt er im J. 1736. den Preis einer Abhandlung über die Fortpflanzung des Lichtes; im J. 1737. zugleich mit seinem Bruder Daniel den Preis wegen Erfindung der tauglichsten Meer-Anker; im J. 1741. den vierten Theil des verdoppelten Preises für die Untersuchung des Carbestan; im J. 1746. den dritten Theil des drey-

fachen

fachen Preises von 7500 Livr. wegen einer Schrift über den Magnet, die er gemeinschaftlich mit seinem Bruder herausgab, unter der Aufschrift: Nouveaux principes de Méchanique & de Physique tendans à expliquer la nature & les proprietés de l'Aiman; einen andern Theil des Preises hatten Leonard Euler und du Tour erhalten. Alle Abhandlungen über diesen Gegenstand findt man in den Denkschriften der Pariser-Akademie vom J. 1748. — Sonst sind von ihm keine andre Schriften im Drucke erschienen als solche, deren Druck er nicht hatte verhüten können, z. B. die akademische Streitschrift de Compensationibus im J. 1729; juridische und rhetorische Theses im J. 1731. Sur la figure de la Terre im Journ. Helvetique vom J. 1740. Septembr. — Oratorische Theses im J. 1743, juridische Theses im J. 1746.

Daniel

Daniel Bernoulli.

Er wurde Anfangs des Jahres 1700. zu Gröningen geboren, woselbst damals sein Vater, Johann Bernoulli, den mathematischen Lehrstuhl bekleidete. Im sechsten Jahr seines Alters kam er mit seinen Aeltern nach Basel; im J. 1716. erhielt er die Würde eines Magisters; zur Erweiterung seiner medizinischen Kenntnisse begab er sich im J. 1718. nach Heidelberg und machte sich den Unterricht des vortreflichen Nebels zu Nutze. Von Heidelberg zog er nach Straßburg; hier wiedmete er sich der Zergliederungskunst und dem Studium der Wundarzney. Im J. 1720. kam er nach der Vaterstadt, Basel, zurück; als Licentiat der Arzneykunst hatte er eine akademische Streitschrift vom Athemholen verthäidigt. Das väterliche Beyspiel und das Beyspiel eines ältern Bruders, Niclaus, vornemlich aber seine angeborne Neigung führten ihn vorzüglich auf die mathematischen und physischen Wissenschaften. Nicht ganz indeß setzte er die Arzneykunst bey Seite; um sich in dieser Kunst zu üben, hatte er sich im J. 1723. zu Michelotti nach Venedig begeben. Im J. 1724.

verfertigte er einige mathematische Abhandlungen, grossentheils polemischen Innhaltes; ein Venezianer vom Adel, Bernoullis Vertrauter, ließ auf eigne Unkosten verschiedene Exemplare abdrucken; von dieser Zeit an waren unserm Bernoulli alle Arten von Controversen zuwieder geworden.

Die königliche Akademie der Wissenschaften in Paris suchte durch Preisfragen die Meßkunst, die Astronomie, die Mechanik und besonders auch die Kunst des Schiffbaus zu befördern. Sie setzte einen Preis auf die beste Einrichtung der Uhren für die Seefahrer; diesen Preis erhielt die Abhandlung unsers Bernoulli.

Der Ruf des ausseordentlichen Joh. Bapt. Morgagni zog ihn nach Padua. Kaum daß er daselbst angelangt war, so verfiel er in das heftigste Fieber; nur durch die vereinigte Bemühungen der größten Aerzte, eines Valimeri, Morgagni, Cogroßi ward die Krankheit endlich besieget. Während seines Aufenthaltes in Italien ward er im J. 1724. von dem Institut zu Bononien zum Mitglied ernennt. Auf Errichtung eines ähnlichen Instituts war auch die Republik Genua bedacht; würklich wurde die Anordnung unserm Bernoulli aufgetragen; seine Bescheidenheit aber lehnte dieses ehrenvolle Geschäft

schäft ab. Im J. 1725. ward er mit seinem Bruder nach Petersburg berufen; daselbst starb leztrer in den ersten Monaten nach seiner Ankunft. Schon fünf Jahre lang hatte unser Bernoulli der Akademie aus allen Kräften gedient, als er izt wegen geschwächter Gesundheit in das Vaterland zurückkehren wollte. Gleichsam mit Gewalt, auf die schmeichelhafteste und ehrenvollste Weise hielt ihn die Akademie zurück; um die Hälfte ward ihm sein Einkommen vermehrt; er bekam die Würde eines Professors und auf Lebenslang ward ihm ein Jahrgehalt zugesichert, immer mit völliger Freyheit, nach Belieben seinen Aufenthalt in Petersburg zu verlängern oder zu verkürzen. Durch diese Proben der kayserlichen Gnade ließ er sich bewegen, noch drey Jahre bey der Akademie zu verweilen. Er überreichte ihr seine Hydrodynamick oder die Abhandlung von der Kraft und den Bewegungen der flüßigen Materien; seither ließ er diese Schrift mit Zusäzen im J. 1738. zu Straßburg herausgeben.

Im J. 1732. hatte die königl. Akademie zu Paris einen Preis ausgesezt auf die beste Abhandlung über die gegenseitige Neigung der planetarischen Kräise; da keine von den eingesandten Schriften der Akademie Genüge leistete, so

 wie-

wiederholte sie die gleiche Aufgabe mit verdoppelter Prämie. In einem besondern Programm erklärte sie hernach, daß die grosse Anzahl der vortreflichen Aufsätze unter den eingesandten sie lange Zeit über die Zutheilung des Preises unschlüßig gemacht habe; drey dieser Aufsätze erhielten das Accessit und unter zween andre wurde der verdoppelte Preis getheilt; bey Eröfnung der Billets zeigt' es sich, daß dieser Preis den beeden Bernoulli, Vater und Sohn, zugefallen sey.

Im J. 1733. reisete unser Bernoulli mit einem jüngern Bruder, Johann, von Petersburg über Danzig und durch die Niederlande nach Paris. Einige Tage nach ihrer Ankunft führte sie Maupertuis in die Versammlung der Akademie; der Secretair legte die eingesandten Preisschriften vor; bevor sie zur Beurtheilung unter die bestellten Richter ausgetheilt wurden, las man die Aufschriften und die Devisen; man zweifelte nicht, daß unter den Abhandlungen auch eine von Bernoulli seyn werde; während der Vorlesung der Devisen waren aller Augen auf ihn und auf seinen Bruder gerichtet, ohne daß sie sich durch Mine oder Bewegung verriethen.

Von

Von Paris reisete unser Bernoulli in einer öffentlichen Kutsche nach Straßburg. In dem Wagen machte er Bekanntschaft mit einem französischen Meßkünstler, Namens Trant. Ohne einander zu kennen, geriethen die beeden Reisegefehrten in Unterredung über mathematische Probleme, besonders auch über die Preisfragen, welche Bernoulli bearbeitet hatte. Dessen Schriften erwähnte der französische Gelehrte mit Beyfall. Beym Abscheid sagte er zu dem Schweizer: Er hätte so viel Vergnügen in seinem Umgange gefunden, daß es ihm ungemein lieb seyn würde, noch vor gänzlicher Trennung den Namen eines so liebenswürdigen Gesellschafters zu erfahren. Ich nenne mich Daniel Bernoulli, sagte dieser. Ja wol, erwiederte der Andere, indem er glaubte, man wolle ihn zum Besten haben, — wenn Sie sich so nennen, so nenn' ich mich Isac Newton. — Bernoulli aber bewieß ihm, daß er die Wahrheit gesagt habe.

Mittlerweile hatte man ihn als Professor der Anatomie und Botanick nach Hause berufen. Gegen Ende des Jahres 1733. kam er nach Basel. Bald hernach erhielt' er den physischen Lehrstuhl. Immer noch genoß er das Gehalt eines ausserordentlichen Professors von Petersburg; um sich desselben nicht unwürdig zu machen,

 schrieb

schrieb er von Zeit zu Zeit verschiedene Abhandlungen, meistens über die Mechanik, und übersandte sie an die kayserliche Akademie; auch unterhielt er gelehrte Briefwechsel mit Maupertuis, Nouguer, Euler, Clairaut u. a.

Zu seinen schon oben erwähnten Schriften müssen wir noch folgende beyfügen:

De optimo modo construendi Anchoras. 1737.

De fluxu & refluxu maris. 1740.

De optimo modo construendi acus magneticas inclinatorias. 1743.

De optima methodo mari inveniendi temporis, pro annis 1745. 1747.

De Theoria magnetis. 1742. 1744. 1746.

Sur la théorie des Courants & la meilleure maniére de les observer, eine Abhandlung, die ihm im J. 1751. den gedoppelten Preis erwarb.

Sur la maniére la plus avantageuse de suppléer à l'action du Vent sur les grands Vaisseaux, eine Abhandlung, die ebenfalls im J. 1753. gekrönt wurde.

Sur la meilleure maniére de diminüer le roulis & le tangage d'un navire.

Ein=

Einheimische und Ausländer stritten in die Wette, um seine Verdienste zu belohnen. In dem Vaterlande erhielt er im J. 1754. die Würde eines Decans bey dem Petrinischen Kapitel in Basel. Ausser dem Bononischen Institute und der kayserlichen Akademie in Petersburg gaben ihm noch mehrere andere Societäten den Zutritt. Im J. 1747. ward er von der Berlinergesellschaft, im J. 1748. von der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris, im J. 1750. von der Londner-Akademie, im J. 1762. von der ökonomischen Gesellschaft in Bern, im J. 1764. von der physikalischen Gesellschaft in Zürich, im J. 1767. von der churfürstlich-pfälzischen Gesellschaft in Mannheim zum Mitgliede ernennt. Auch war er einer von den sieben auswärtigen Gelehrten, welche von der Kayserin in Rußland mit jener güldenen Schaumünze auf den Frieden mit den Türken beschenkt worden waren.

Wegen geschwächter Gesundheit erhielt er im J. 1777. von dem akademischen Senate die Erlaubniß, seine Vorlesungen durch seines Bruders Johannes Sohn, Daniel Bernoulli, den jüngern, versehen zu lassen. Seine Schriften sind grossentheils in die Commentarien der Petersburger-Akademie, in die Pariser-Memoiren, in die

Leipziger-Acta, in die Berliner-Memoiren, und in die helvetischen, physisch-medizinischen Acta eingerückt worden. Im XIIIten Stücke von Brückers Beschreibung der Basler-Merkwürdigkeiten befindt sich von ihm eine Abhandlung über die Höhe der Berge in der Vogtey Waldenburg. Auch hat er verschiedene Aufsätze in das Hamburgische Magazin geliefert. Ein ziemlich vollständiges Verzeichnis seiner Schriften findt man bey Meüsel und in den Athenis rauricis.

Schon im J. 1734. hatte er die Universitätsbibliothek mit rußischen und andern Münzen von Erz, Silber und Golde beschenkt; im J. 1762. vergabte er in den akademischen Schatz fünfzig neue Louisd'ors zur Unterstützung durchreisender Studierender. — Er starb den 17. Merz 1782.

Leonard Eüler. *

Seine Aeltern waren Paul Eüler, Pfarrer zu Riechen unweit Basel, und Margaretha Brucker; das Licht der Welt erblickte er in Basel den 15. April 1707. Die Kindheit brachte er aufm Lande zu. Je näher er der Natur war, desto frühzeitiger legte er sich auf Erforschung ihrer Geheimnisse. Ungefähr im vierten Jahre des Alters war es, als er eine Gluckhenne beobachtete und unter ihren Flügeln aus den Eyern junge Hüner hervorkriechen sah. Er schmeichelte sich, dieser Gluckhenne ihre Kunst abgelernet zu haben; in Geheim also sammelte er aus den Nestern die Eyer, legte sie in einen Winkel des Hauses, setzte sich unbeweglich darüber und gieng nicht weg, bis er nach langem, ängstlichen Suchen von den Aeltern entdeckt wurde. Als sie ihn um die Absicht seiner Bemühung befragten, antwortete er: er habe junge Hüner ausbrüten wollen. Sein Vater, ein ehmaliger Schüler des Jacob Bernoulli, gab ihm die erste Anleitung in der Naturlehre und Meßkunst; hierauf

 wurde

* S. den Adpendix zu den Athenis Rauricis S. 32. folg. wie auch Joh. Bernoulli Reisen durch Rußland, IVter Band.

wurde der junge Mensch zur Fortsetzung seiner Studien auf die hohe Schule in Basel geschickt; seine Lieblingsgeschäfte blieben Naturlehre und Meßkunst; in diesen Wissenschaften genoß er Joh. Bernoullis öffentlichen Unterricht; von diesem vortreflichen Lehrer bekam er verschiedene, mathematische Bücher, die er für sich besonders durchlas; was ihm zu dunkel oder zu schwer war, das zeichnete er an, und jeden Sonntag hatte er Zutritt bey Bernoulli, der ihm alsdenn mit seinen Erklärungen zu Hilfe kam. Gar bald brachte es der Jüngling so weit, daß ihm den 8. Junius 1724. die höchste Würde in der Philosophie konnte mitgetheilt werden. Bey dieser Gelegenheit lieferte er in einer öffentlichen Rede die Vergleichung der Cartesianischen und Neutonianischen Philosophie. — Mehr aus kindlichem Gehorsam, wie es scheint, als aus Neigung wiedmete er sich der Gottesgelehrtheit; besonders fleißig studirte er die heiligen Sprachen. Gar bald aber kehrte er, mit väterlicher Einwilligung und unter Bernoullis Handleitung, wieder zur Meßkunst zurück. Bernoullis beede, älteste Söhne, Nicolaus und Daniel, die bey der neulich gegründeten Akademie zu Petersburg den mathematischen Lehrstuhl bekleideten, würkten daselbst für Eülern das physiologische Professerat

aus;

aus; auf diesen Beruf hin wiedmete er sich nunmehr der Arzneykunst. Schon war er fertig zur Abreise, als eben in Basel der physische Lehrstuhl erledigt wurde. Um denselben bewarb sich jzt Eüler und vertháidigte eine akademische Preisschrift, über die Natur, den Ursprung und die Fortpflanzung des Schalles. Das Schicksal wollte nicht, daß er das Lehramt in seinem Vaterlande davon tragen sollte; er begab sich also im April 1727. nach Petersburg. Daselbst war Nicolaus Bernoulli schon den 26. Jul. 1726. gestorben; indeß fand er noch zween andere Landsmänner, den Daniel Bernoulli und Jacob Hermann, einen seiner Verwandten. Eüler zeigte mehr Vorliebe für die Meßkunst als für die Arzneykunst; er setzte diese leztre bey Seite und wurde zum Adjunctus der höhern Mathesis ernennet. Im J. 1730. kehrte Hermann und Bülfinger von Petersburg wieder nach Hause; nunmehr erhielt Eüler, anstatt des Leztern, den Lehrstuhl der theoretischen so wol als der Experimental-Physick. Den 27. Christmonat 1753. verheurathete er sich mit Catharina Gsell, einer Tochter des Georg Gsell, von St. Gallen in der Eidgenoßschaft, der als Hofmaler Peters des Grossen in Petersburg gelebt und daselbst im J. 1726. als Mitglied Zutritt bey der kayserlichen

Aka-

Akademie erlangt hat. Aus dieser glücklichen Ehe wurden Eülern dreyzehn Kinder geboren; nur drey Söhne und zwo Töchtern kamen bis zum erwachsenen Alter; die ältere dieser Töchtern wurde seither an einen rußischen Hauptmann, Karl Joseph Bell, die jüngere an den Freyherrn von Dehlen im Herzogthum Jülich vermählet. Von seinen drey Söhnen, Joh. Albert, Karl und Christoph werden wir anderstwo zu reden Gelegenheit haben.

In obigem Jahre 1733. hatte sich Daniel Bernoulli wieder nach Basel begeben; an seiner statt erhielt Eüler den Lehrstuhl der höhern Meßkunst nebst der Aufsicht über die geographische Klasse. — Im J. 1755. sollte von der Petersburger-Akademie inner wenig Tagen die schwerste Ausrechnung zu Stande gebracht werden; Eüler vollendete sie ganz allein in Zeit von drey Tagen; durch allzugrosse Anstrengung aber sah er sich von dem heftigsten Fieber an den Rand des Grabes geworfen; endlich gelangte er wieder zu seiner Gesundheit, jedoch nicht ohne Verlust des rechten Auges. — Im J. 1741. gieng er mit der Gattinn und zwey Kindern, nebst vier Neffen, unter den schmeichelhaftesten Bedingnissen, als Professor der Meßkunst nach Berlin. Daselbst ward er im J. 1744. zum

Di=

Director der mathematischen Klasse ernennet. Ungeachtet seiner Entfernung von Petersburg, fuhr er nichts desto weniger fort, der dasigen Akademie seine Schriften immer noch mitzutheilen; dafür erhielt er ein Jahrgehalt von 200 Rubeln. Im J. 1742. gab er dem Herzog von Würtemberg und seinen Brüdern, welche sich damals in Berlin aufhielten, besondern Unterricht in der Meßkunst; gleichen Unterricht gab er den Töchtern des Marggrafen Heinrichs von Schwedt und vorzüglich der heutigen Fürstin von Dessau; für diese letztre hatte er die physischen und philosophischen Briefe geschrieben, welche im J. 1768. zu Petersburg herauskamen, unter der Aufschrift: Lettres à une Princesse d'allemagne sur divers Sujets de Physique & de Philosophie. Nicht selten bediente sich der König selbst in den wichtigsten Geschäften Eülers Hilfleistung und Rathschläge, wie z. B. bey Verbesserung des Finanzwesens, bey Anordnung der Wasserleitung zu Sans = Souci und mehrerer andrer Kanäle, besonders auch des Kanals Flüno zwischen der Oder und Havel; bey Ausmessung dieses letztern hatte er nebst dem Obrist de Gaudi und dem Castellan von Baumann auch seinen ältesten Sohn Johann Albert zu Gehilfen. Im J. 1747. ward unser Eüler von der Londner=

ner=Akademie zum Mitgliede ernennt. Im J. 1748. suchte ihn die Regierung in Basel nach Hause zu ziehn: allein aus verschiedenen Gründen verbat ers. Im J. 1750. begab er sich mit seinem ältesten Sohne nach Frankfurt an Mayn; von da nahm er seine Mutter mit sich nach Berlin. — Im J. 1753. ward er von der physisch=medizinischen Gesellschaft in Basel, und im J. 1755. von der Akademie der Wissenschaften in Paris zum Mitgliede erwählet.

Im October 1760. wurde Berlin von den Russen umzingelt und auch Eulers Landsitz im Lüzow bey Charlottenburg verwüstet; nicht nur erhielt er für jede Kuhe von dem rußischen Feldherrn 100 Rubels, sondern von dem kayserlichen Hof aus wurden ihm 4000 Gulden zur Schadloshaltung gegeben. — Nach fünf und zwanzigjährigem Aufenthalte in Berlin ward er von der Kayserin Katharina II. sehr dringend wieder nach Rußland berufen; um so viel lieber folgte er diesem Berufe, da er in Berlin von einigen Gelehrten verschiedene Verdrüßlichkeiten auszustehn hatte. Nicht ohne Mühe erhielt er von dem Könige den Abscheid; er verreisete den 9. Jun. 1766. mit seiner Gattin und den zween ältesten Söhnen, wie auch mit seinen zwo Töchtern und einigen andern Verwandten; der jüngste Sohn

stand

stand in preußischem Dienste; zü wiederholten Malen begehrte auch dieser den Abscheid; nicht nur ward ihm der Abscheid verweigert, sondern er selbst gefänglich verwahret; erst hernach, auf ausdrückliche Fürbitte der rußischen Monarchin erhielt er endlich die Erlaubniß nach Petersburg zu seinem Vater zu gehn.

Nach dem Winke des Fürsten Czartorisky machte unser Euler auf Befehl des Königes die Reise nach Rußland über Polen. Zu Warschau ward er so wol von dem Monarchen als von den Grossen des Reiches sehr liebreich empfangen. Von da kam er nach Mietau; auch hier bewillkommte ihn der Herzog von Kurland mit allen Ehrenbezeugungen. Bey der Ankunft in Petersburg ward er sogleich an die kayserliche Tafel gezogen; zum Ankauf eines geräumigen, steinernen Gebäudes beschenkte ihn die Kayserin mit 8000 Rubeln, und gleichwie er in Berlin, so war er auch in Petersburg von allen militarischen Auflagen befreyt. Im J. 1766. ward er von der freyen, öconomischen Societät in Petersburg wie auch von dem erlauchten Collegium, welches die ökonomischen Angelegenheiten der Academie besorgt, zum Mitgliede ernennet; diese leztre Würde legte er hernach im J. 1774. freywillig

von

von sich. — Unter den glänzendesten Umständen erfuhr er die Trübsalen des menschlichen Lebens. Nach einer gefährlichen Krankheit ward er völlig des Gesichts beraubet Hiezu kam noch, daß in dem entsetzlichen Feuerbrand vom J. 1771. auch sein Haus mit einem grossen Theil des Geräthes und der Bibliothek im Rauche aufgieng. Er selbst wäre in den Flammen zu Grunde gegangen, wenn nicht Peter Grimm, sein Landsmann, mit Gefahr des Lebens ihn würde gerettet haben. Die Eulerschen Handschriften und einen Theil seiner Bücher zog der Director der Academie, Graf Orloff, aus dem Feuer und zur Erbauung eines neuen Hauses wurden ihm von der Kayserin 6000 Rubeln geschenket. — In obigem Jahre gelangte er durch eine glückliche Operation des Barons von Wenzel, in Zeit von drey Minuten, wieder zum Gebrauche des Gesichtes. Allein diese Glückseligkeit dauerte nicht lange. Wegen nachläßiger Behandlung verlor er bald wieder die Augen, und zwar nicht ohne die heftigsten Schmerzen. Doppelt empfand er in diesem Zustande den Verlust seiner Gemahlin, die ihm im J. 1773. durch den Tod von der Seite geraubt ward. — Im J. 1775. erhielt er das Diplom als Mitglied der Gesellschaft zu Blißingen. — Im J. 1776. verheurathete er sich zum

zwey=

zweyten male mit Salomé Gsell, einer Halbschwester seiner verstorbenen Gattin.

Wie unermüdet Euler gearbeitet habe, bezeugen nicht nur theils seine offentlichen Schriften, theils so viele seiner Abhandlungen in den academischen Tagebüchern, sondern auch verschiedene Preisschriften; so erhielt er bey der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Paris z. B. im J. 1738. einen Drittel des ausgesetzten Preises; in den J. 1740, 1741, und 1744. den ganzen Preis; im J. 1747. den halben Preis von 4000 Livr. im J. 1748. den ganzen Preis; im J. 1752. den gedoppelten; in den Jahren 1753, 1756, 1759, 1768, und 1772. abermal den ganzen Preis. — Wegen der Verbesserungen in der Mondes-Theorie, deren Meyer sich in seinen Tabellen bediente, ward er im J. 1765. von dem Parlamente in England mit 300 Livr. Sterling, — wegen vaterländischer Dienstleistungen an dem preußischen Hofe von dem Magistrate in Basel mit einer schweren, güldenen Schaumünze, — wegen der wiederholten und zum Unterricht der Seeleute eingerichteten Ausgabe des Werkes: Theorie complette de la construction & de la manœuvre des Vaisseaux von dem Könige in Frankreich mit 6000 Livr. beschenkt; als dieses Werk von Golovin ins Rußische übersetzt wurde,

so erhielt Euler von der Kayserin ein Geschenk von 2000 Rubeln und hernach die grosse, güldene Schaumünze, die bey Anlaß des türkischen Friedens geprägt worden; auch von dem Könige in Schweden ward er mit einer güldenen Schaumünze beschenkt. Mit den größten Männern stand er in öfterm und nicht selten höchst wichtigem Briefwechsel, z. B. mit den Königen von Preussen und Polen, mit den preußischen Prinzen, mit den verschiedenen Gelehrten aus der Famillie Bernoulli, mit Haller, d'Alembert, Bouguer, Condamine, Maupertuis, Clairaut, la Grange, mit dem Marquis de Condorcet, mit der Marquisin de Chatelet, mit Segner, Kästner, la Lande, le Monnier, Frisi, Boscowitsch, Hedlinger u. m. a. Unter Eülers erste, litterarische Verdienste zählen wir mit Grunde die väterliche Unterweisung, wodurch er seine tiefen und ausgebreiteten Einsichten auch auf seine Söhne fortzupflanzen bemüht war. Schon lange zwar konnte er nicht mehr weder Schwarz auf Weiß lesen noch mit der Feder auf Papier schreiben; aber mit Kreide schrieb er sehr deutlich und faßte in der gewöhnlichen Grösse seine mathematischen Rechnungen auf eine schwarze Taffel, die alsdenn von einem seiner Adjuncten, Herrn Fuß oder Herrn Gallowin in ein grosses Buch

abge-

abgeschrieben wurden; aus diesen Materialien wurden hernach unter seiner Anleitung Abhandlungen verfertigt; seit fünf Jahren, welche Herr Fuß im Eülerschen Hause zugebracht hat, waren auf diese Weise schon über 120 Abhandlungen zu Stande gekommen. Auch können wir nicht unerwähnt lassen, daß unser Eüler einen sonst ganz unwissenden Menschen, von Handwerke ein Schneider, seinen Famulus, also abgerichtet hat, daß derselbe im Stande war, die schwirrigsten, algebraischen Rechnungen anzustellen und dasjenige, was ihm sein Herr in die Feder dictirte, unter die Presse zu legen. *

Untee Eülers zahlreiche Schriften gehören vorzüglich auch folgende:

Dissert. phys. de Sono. Basil. 1727. 4.

Nova Theoria Musicæ. Petrop. 1729. 1734. 1739. c. f. 4. maj.

Mechanica analytice exposita. Petrop. 1736. 1742. 2 Tom. c. fig. 4. maj.

Einleitung in die Arithmetick, deutsch und Rußisch. 2 Th. Petersb. 1738. 8.

Methodus inveniendi lineas curvas maximi minimive proprietate gaudentes, sive solutio problematis Isoperimetrici, latissimo sensu accepti. Lausan. 1741. 1744. c. f. 4.

P 2 Theo-

* Eüler starb zu Petersburg im J. 178

Theoria motuum planetarium & cometarum. Berol. 1744. c. f. 4. maj.

Beantwortung verschiedener Fragen über die Beschaffenheit, Bewegung und Würkung der Cometen. Berl. 1744. 8.

Fortsetzung dieser Beantwortung. Ebend. 1744. 8.

Neue Grundsätze der Artillerie aus dem Englischen des Robins übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Berlin, 1745. 8.

Varia Opuscula. 3. T. Berol. 1746. 1750. 1751. 4.

Novæ & correctæ tabulæ ad loca lunæ computanda. Berol. 1746. 4.

Tabulæ astronomicæ solis & lunæ. ib. eod. 4.

Gedanken von den Elementen der Körper. Berlin, 1746. 4.

Rettung der Offenbarung gegen die Einwürfe der Freygeister. Berlin, 1747. 8.

Introduct. in Analysin Infinitorum. 2. T. Lauf. 1748. 4. c. f.

Scientia navalis. Petrop. 1749. 2. Vol. 4. c. f.

Conjectura physica circa propagationem soni ac luminis, una cum aliis dissertat. analytic. Berol. 1750. 4.

Nova Theoria Magnetis, cum aliis dissertat. analytico mechanicis. ib. 1751. 4.

Let-

Lettre á Mr. Merian, in den Briefen concernant le Jugement de l'Academie de Berlin sur l'affaire de König. Berlin, 1752. 8.

Theoria Motuum Lunæ, exhibens omnes corporum inæqualitates, cum additamento. Berol. 1753. 4.

Differt. de principio minimæ actionis, una cum examine objectionum Cl. Prof. Kænigii contra hoc principium factorum. ib. eod. 8.

Institutiones calculi differentialis, cum ejus usu in Analysi Infinitorum ac doctrina serierum. ib. 1755. 4.

Constructio lentium objectivarum ex duplici vitro. Petrop. 1762. 4.

Vernünftige Gedanken von dem Raum, dem Ort und der Zeit, aus den Schriften des Herrn Eülers mitgetheilt, nebst einigen Anmerkungen und unpartheyischen Geschichte der Streitigkeiten über diese Dinge. Quedlinb. 1763. 8.

Diff. de novi orbis Inventione. 1764.

Theoria motus corporum solidorum seu rigidorum. Rostoc. 1765. 4. c. f.

Institutiones calculi integralis. 3 T. Petrop. 1768 — 1770. 4.

Lettres á une Princesse d'allemagne sur quelques sujets de Physique & de Philosophie. 3. T. Petersbourg. 1768 — 1772. 8.

Anleitung zur Algeber, 2. Th. Ebend. 1770. 8. — Rußisch, ebend. 1772. 8. Französisch, Lion, 2. Thl. 1774. 8.

Dioptrica. Petrop. 1770. 1771. 3 T. 4. c. f.

Theoria motuum lunæ nova methodo pertractata, una cum tabulis astronomicis, unde ad quodvis tempus loca lunæ expedite computare licet. ib. 1772. 4.

Novæ Tabulæ lunares singulari methodo constructæ. Petrop. 1772. 8.

Théorie complette de la Construction & de la Manœuvre des Vaisseaux ib. 1773. 8.

Eclaircissemens sur les caisses des Veuves &c. ib. 1776. 4.

Eine Menge Abhandlungen hat er in die Commentarios Academiæ Scientiarum Petropolitanæ, in die novos Commentarios Petropolitanos, in die nova Acta Acad. Scient. Imp. Petropolit. wie auch in die Memoires de l'Acad. des Sciences de Paris, in die Miscellanea Berolinensia, in die Mem. de l'acad. des Sciences de Berlin, in die Acta Eruditorum Lipsiensia, in das Journal litteraire de l'Allemagne, in die Miscell. Taurinensia geliefert.

Folgende Eülersche Preisschriften sind von der Academie der Wissenschaften in Paris gekrönt worden:

Im

Im J. 1738. Sur la nature & propagation du feu.

1740. Sur le flux & le reflux de la Mer.

1741. Sur la meilleure maniére de construire le Cabestan.

1743. Sur l'inclinaison de l'aiman.

1744. Theorie nouvelle de l'aiman.

1747. Sur la meilleure Maniére de trouver l'heure en mer par observation soit dans le jour, soit dans les crepuscules & surtout la nuit, quand on ne voit pas l'horison.

1748. Sur la maniére de chercher une théorie de Saturne & de Jupiter, par laquelle on puisse expliquer les inégalités, que ces deux planétes paroissent se causer mutuellement surtout vers le tems de leur conjonction.

1752. Sur les derangemens, que Saturne & Jupiter se causent mutuellement principalement vers le tems de leur conjonction.

1753. Sur la maniére de suppléer à l'action du Vent.

1756. Sur les inégalités du mouvement de la terre.

1759. Sur le roulis & le tangage.

1768. Sur la théorie de la Lune & specialement sur l'équation séculaire.

1772. Sur la théorie de la Lune.

Eulers ältester Sohn, Joh. Albert, wurde zu Petersburg im J. 1734. geboren; schon im siebenten Jahre kam er mit seinen Aeltern nach Berlin; kaum hatte er das zwanzigste Jahr des Lebens erreicht, so erhielt er schon Zutrit als ordentliches Mitglied bey der königl. Academie; diese Beförderung wurde hernach im J. 1756. mit einem Jahrgehalte von 200 Thlr. begleitet; im J. 1758. ward ihm die Aufsicht über die königl. Sternwarte anvertraut; auf dieser Sternwarte beobachtete er im J. 1759. den Kometen, von dem er eine Beschreibung mitgetheilt hat. In gleichem Jahre reisete er zu seinem kranken Bruder nach Torgau und hielt sich einige Zeit zu Wüttemberg auf, woselbst er mit den beeden Professoren, Bärmann und Bosius in genaue Bekanntschaft zu tretten Gelegenheit fand. Im J. 1760. verheurathete er sich mit Anna Charlotta Sophia Hagemeister, des königl. Rathes und obersten Castellan Hagemeisters ältester Tochter; im J. 1763. ward sein academisches Jahrgehalt um 400 Thlr. vermehret. Von der Kayserinn in Rußland ward er im J. 1766. als Professor der Naturlehre nach Petersburg berufen; nebst freyer Wohnung versprach sie ihm 2000 Gulden, mit dem Zusatz, daß seine Gattin, wofern sie ihn etwann überleben sollte, lebenslang

ein

ein Jahrgehalt von 1000 Gulden zu erwarten habe. Unter diesen Bedingnissen reisete er also mit seinen Aeltern, mit Weibe und Kindern nach Rußland; in gleichem Jahre wurde er zum Mitgliede des erlauchten Collegiums ernennt, welchem die ökonomischen Angelegenheiten der Academie anvertraut werden; diese Würde legte er aber im J. 1774. wieder von sich. Im J. 1769. ward er Secretair des Conferentialrathes; im J. 1776. Aufseher der adelichen Militairschule; überdieß sah er sich von den berühmtesten Academien zum Mitgliede erwählt; auch sind bisher sieben von seinen Preisschriften gekrönt worden, die eine in Göttingen, drey andre in Petersburg, eine in München und zwo in Paris. Hier die Aufschrift dieser gekrönten Abhandlungen:

Enodatio quæstionis: Quomodo vis aquæ maximo cum lucro ad molas circumagendas aliave opera perficiendas impendi possit? Göttingen, 1754. 4. c. f.

Disquisitio de causa physica electricitatis, ab Academia Scientiarum petropolitana præmio coronata. Petrop. 1755. 4. c. f.

Meditationes de Motu vertiginis planetarum ac præcipue Veneris. Petropol. 1760. 4. c. f.

Beantwortung der Preisfrage: In was für einer Verhältniß so wol die mittlere Bewegung

des Mondes als auch seine mittlere Entfernung von der Erde mit den Kräften stehn, welche auf den Mond würken. Im IVten Bande der academischen Acta von München:

Meditationes de perturbatione motus cometarum ab attractione planetarum orta. Petersb. 1762. 4.

Sur l'arrimage des vaisseaux & quelles bonnes qualités on en peut procurer á un vaisseau. Paris.

Nouvelle Théorie de la Lune & détermination de toutes les inégalités dans son Mouvement. Paris, 1770.

Verschiedene seiner Schriften sind in die Abhandl. der Bayerschen Gesellschaft, in die Mem. de l'academie de Berlin, in die novos Commentarios Petropolitan. und in andre Werke eingerückt worden.

Eülers zweyter Sohn, Karl, wurde im J. 1740. zu Petersburg geboren, und schon im ersten Jahre des Lebens kam er mit seinen Aeltern nach Berlin. Unter Lehmanns Handleitung machte er im J. 1756. botanische und mineralogische Reisen durch die Thüringischen Wälder; eine andere litterarische Reise machte er im J. 1760. durch Holand; Jahrs darauf gieng er unter väterlichem Begleite nach Halle; auf dasiger

siger

ſiger hohen Schule wiedmete er ſich der Arzney-kunſt. Im J. 1762. kehrte er mit dem medici-niſchen Doctorhute nach Berlin zurück; daſelbſt verheurahtete er ſich im J. 1766. mit Anna Aemilia Bell und begab ſich als kayſerlicher Leib-arzt mit ihr nach Petersburg; auch ward er im J. 1772. zum Arzte der Academie der Wiſſen-ſchaften ernennt; im J. 1779. gab ihm die Kay-ſerin den Zutritt als Beyſitzer bey den höchſten Collegien in Rußland. Im J. 1760. hatte die königl Academie in Paris ſeine Abhandlung über die Abänderungen der planetariſchen Bewegung bekrönet.

Chriſtoph iſt Eülers dritter Sohn, zu Berlin im J. 1743. gebohren. Nachdem er in den phi-loſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften einen feſten Grund gelegt hatte, trat er in königl. Kriegesdienſte. Nicht ohne dringende Fürbitte der Kayſerin in Rußland erhielt er den Abſcheid. Daſelbſt ward er zum Direktor des Geſchützes, welches zu Syſterbeck verfertigt wird, und zum Major der Artillerie erwählt. Auch befand er ſich unter den Aſtronomen, welche auf kayſerli-chen Befehl im J. 1769. zur Beobachtung des Durchganges der Venus ausgeſchickt wurden; dieſen Durchgang beobachtete er zu Orskaya, in der Provinz Orenburg, bey dem Fluſſe Ural;

auf

auf dieser litterarischen Wallfahrt maß und beschrieb er einige Gegenden des rußischen Reiches, z. B. Tscherkask, Dmitry, Taganrock, Krementschuck, Saporogskaya, Sjetscha, Samara, Perewolotschna, Gluchow u. a. — Seither diente er im Kriege gegen die Türcken. Auch von ihm sind verschiedene Abhandlungen in die neuen Commentarien der Petersburger-Academie eingerückt worden.

B. F.

B. F. A. J. D. von Zur-Lauben.

Beat Fidel Anton Johann Dominicus Freyherr von la Tour-Chatillon-Zur-Lauben, Erbherr von Hembrunn und Anglikon, Kommenthur des königl. Ritterordens von St. Ludwig, General-Lieutenant in französischem Dienste, wurde den 3. Augstm. 1720. zu Zug gebohren. Sein Vater, Beat Ludwig, war viele Jahre Lieutenant in der Compagnie von Zur-Lauben bey dem Schweizerregiment Pfyfer. Im J. 1708. befand er sich bey dem Treffen zu Oudenarde. Er war ein jüngerer Bruder des Baron Beat Franz Placidus, Groß-Kreuz des St. Ludwigs-Ordens, General-Lieutenant und Obrist über ein Regiment der schweizerschen Leibwache in Frankreich,* welcher den 31. Decembr. 1770. zu Paris starb. Beyde sind Söhne des Baron Beat Jacobs, Ritters vom St. Ludwigs-Orden, Hauptmanns in französischem Dienste und Landammanns zu Zug. Daselbst starb er den 4. Jän-

* Man sehe seine Dienste in der Chronologie historique militaire de France, par Mr. Pinard, Commis au bureau de la Guerre T. V. p. 318. 319. Paris 1762. in 4to.

Jänner 1717. Seine Gemahlin ware Maria Barbara, eine Schwester des Baron Beat Jacob de la Tour-Chatillon-Zur-Lauben, Grafen von Wylerthal im Elsaß, General-Lieutenants und Oberists eines deutschen Infanterieregiments. * Die Mutter des Barons von Zur-Lauben, von welchem wir hier einige biographische Nachrichten liefern, war Maria Anna von Burz-Seethal, aus einem angesehenen Hause im österreichischen Schwaben. Ihr Großvater Gervasius war Oberist über ein Regiment zu Pferd in kayserlichem Dienste, auch Kommandant zu Hohentwiel während des schwedischen Krieges.

Das Haus von Zur-Lauben ist ein Zweig der alten Baronen von La Tour-Chatillon in Wallis, de Turre Castellionis, d. i zum Thurm von Gestelen oder Gestelenburg. Es steigt in das eilfte Jahrhundert hinauf. Ein besonderer Zweig dieses Hauses hieß Chatillon, lateinisch de Castillione oder Castellione, deutsch von Gestelenburg oder von Gestelen. Der Stammvater war Aymo, Damoiseau, d. i. Domicellus oder auf deutsch Junker, ein jüngerer Bruder Gerolds II. Barons de la Tour in Wallis, Giroldus de Turre. Dieß sieht man aus einer lateinischen Urkunde der Abbtey St. Moritz vom 1. Sept. 1263.

* S. Ebend. T. IV. s. 455 — 458. Paris 1761.

1263. Verschiedene Urkunden beweisen, daß Gerold de la Tour II. in gerader Linie von Wilhelm I. Baron de la Tour abstammete, und dieser letztere lebte im J. 1157.

Der Zweig von Chatillon-Zur-Lauben entsproß von Balthazar von Gestelenburg, Aymons Nachkömmlinge. Seit der Revolution vom J. 1375. und 1377. trug man im Walliserland einen bittern Haß gegen den Adel überhaupt und besonders gegen das Haus de la Tour. Auch verlor damals dieses Haus seine vornehmsten Herrschaften, unter anderm das Schloß von Chatillon bey Rarogne. Um dem Haß des Volks zu entgehn, änderte obiger Balthazar von Gestelenburg Ends des XIVden Jahrhunderts seinen Namen in den Namen Zur-Lauben. Dieß erhellt aus dem Jahrfest, welches seine Söhne, Johann und Moritz, in der Kommenthurey der Ritter des heiligen Lazarus zu Seedorf in dem Kanton Ury * stifteten, und zwar so wol für ihn als für seine Mutter, Frau Anna von Boll. Nach dem Necrolog der Kommenthurey zu Seedorf, einem sehr ehrwürdigen Denkmal des alten Lazarusordens, war Balthazar, mit dem Zunamen Zur-Lauben, aus dem Hause von Gestelenburg in Wallis. An einem andern Orte be-

* Heut zu Tag eine Abbtey der Benedictinerinnen.

bestimmt dieser Necrolog das Jahrfest des Conrads von Gestelenburg, Ritters von St. Lazar zu Seedorf, auf den 10. April. Der oben erwähnte Johann vermählte sich mit Agnes Schreiber von Ury. Sein Sohn, Anton, setzte sich im J. 1488. zu Zug. Schon vorher hatte er im J. 1477. das Bürgerrecht zu Zürich erhalten, und zwar zur Belohnung seines bey Granson bewiesenen Heldenmuths. Seine Gemahlin, Dorothea Hermann von Zürich, gebahr ihm zween Söhne, von welchen die verschiedenen Zweige des Hauses Zur-Lauben abstammen.

Noch sieht man die Ueberreste des Schlosses Chatillon oder de la Tour unweit dem Dorfe Gestelen oder Gastelen, in dem Zehenten von Rarogne. Die historischen Urkunden dieses Geschlechtes steigen bis gegen das XIte Jahrhundert hinauf. Eine Urkunde vom 2. April 1157. * redet von einem Zwist zwischen der Abbtey St. Moritz und Wilhelm de la Tour und dessen Vorfahren, welcher schon seit sehr langen Zeiten gedaurt.

* Cum itaque quæ inter agaunensem Ecclesiam & Guillelmum de Turre & prædecessores ejus longis retro temporibus diu duraverat discordem calumniam sicut communi utriusque partis assensu terminavimus &c. (Man sehe das Archiv der königlichen Abbtey von St. Moritz in Wallis.)

daurt hatte. Dieser Zwist betraf Ollon, heut zu Tage dem Kanton Bern zugehörig, und Bouvries im untern Wallis. Nach Guichenon * waren die Baronen von Chatillon ein jüngerer Zweig des alten Hauses der Baronen de la Tour-dú Pin im Dauphiné. ** Von dieser Seite stehn sie in Verwandtschaft mit den lezten Dauphins von Viennois und mit den Herren de la Tour de-Vinay. Die Gleichheit der Wappen und die Vermählung des Baron Antons de la Tour mit Billette, der Erbfrau von de la Tour de-Vinay gegen Ende des XIVden Jahrhunderts, bekräftigen Guichenons Behauptung.

Ausser dem Schloß und der Herrschaft von Chatillon besassen die Baronen de la Tour noch verschiedene andere Herrschaften im obern und untern Wallis, das Letschthal, Aient, Gradetz, Montagni, Bouvries, St. Branchier, das Majordomat oder die Meyerey von Sitten u. s. w. In Savoyen Larringe, Lùgrin, in dem Kanton Bern die Baronie Frutingen, den Grindelwald,

Q das

* S. Hist. de Bresse & de Bugey, P. III. p. 29. Lyon 1650. fol. fig.

** S. Ueber das Haus de la Tour du-Pin l'histoire de Dauphiné & des Princes qui ont porté le nom de Dauphines, en deux Vol. in Fol. Geneve 1722. avec fig. par le President Marquis de Valbonnais.

das Schloß Laupen, Ollon; in dem Kanton Freyburg Arconciel, Illens, Plassayon und Attalens. Als reichsfreye, deutsche Baronen besassen sie das Münzrecht, * wie man aus den Urkunden der Republik Wallis beweisen kann. Die verschiedenen Zweige unterscheideten sich durch den Namen entweder der besondern Herrschaften oder des Orts, wo sie sich aufhielten. **

Nach langem und blutigem Krieg gegen die Walliser in den J. 1375 — 1377. † verlor das alte Haus de la Tour oder de la Tour-Chatillon alle seine Herrschaften im obern und untern Wallis. Im J. 1400. verkaufte es die Baronie Frutingen der Stadt Bern. In den helvetischen Jahrbüchern liest man die Kriege, welche dieses Haus in dem XII, XIII und XIVden Jahrhundert so wol gegen die Bischöffe zu Sitten, als gegen die Stadt Bern geführt hat. Durch Heurathen

* Noch sieht man Silbermünzen der Baronen de la Tour in dem Münzkabinet der Stadt Zofingen und der Abtey Mury, wie auch in der Bibliothek der Baronen von Zur-Lauben zu Zug.

** Daher die Zweige de la Tour de Montagni, de Syon, de St. Maurice, de St. Branchier, d'Ollon, de Vevey u. a. m.

† Grosse Beleuchtung erhält die Geschichte dieses Krieges durch die Urkunden des Hauses de la Tour, die im J. 1770. zu Paris in fol. edirt sind. Man sehe auch den XIIten Band der Gallia christiana in dem Artikel vom Bistum Sitten s. 490 — 563.

rathen stand es in Verbindung mit den angesehensten Häusern der Nachbarschaft in der Schweiz und in Savoyen, mit den Häusern von Narogne, Morestel, Roßillon, Wedischweil, Gruyeres, Thoire Villars, la Baume-Montrevel u. m. a. Aimon, der Bruder des Baron Johann de la Tour-Chatillon, Bischof zu Sitten, stiftete im J. 1231. eine Karthaus zu Gerunda unweit Siders im obern Wallis. Von verschiedenen Zweigen dieses Hauses erhielten die Abbteyen von St. Moritz, Abondance, Interlaken u. a. wie auch das Kapitel des grossen St. Bernards beträchtliche Vergabungen. Das Haus Chatillon Zur-Lauben, welches sich zu Zug niederließ, hat daselbst das Bürgerrecht seit dem Jahr 1488. Auch zu Lucern erhielt es wegen wichtiger Verdienste um diesen Kanton das ewige Bürgerrecht seit dem J. 1653. Aus diesem Haus wählte Zug sieben Landammänner oder Staatshäupter, alle berühmt in den helvetischen Annalen. Aus demselben entsprossen auch verschiedene Prälaten und Aebbte, z. B. zu Mury und Rheinau. Seit der Regierung des Königs Franz I. dieneten die von Zur-Lauben der französischen Krone, und niemals hatten sie gegen diese Krone die Waffen getragen. In ihrem Dienste opferten vierzehn höhere Officiers, Generale, Oberste, Hauptleute

 ihr

ihr Leben auf, und mehrere andere wurden mit ehrenvollen Wunden bezeichnet. König Karl IX. überließ dem Wappenschild dieses Hauses eine Lilie, und zwar wegen der Heldenverdienste des Beat von Zur-Lauben, Hauptmanns der schweizerschen Leibwache. Den 28. Nov. 1639. bekräftigte und erhöhte Ludwig XIII. diese vorzügliche Gnade. Als der Kayser Leopold den 10. December 1701. den Abbt zu Mury, Placidus von Zur-Lauben, Freyherrn von Thurn und Gestelenburg, zum Reichsfürsten erhob, so übergab er damit zugleich dem ältesten aus dem Geschlechte von Zur-Lauben für immer und ewig das Ammt eines Erbmarschalls der gefürsteten Abbtey Mury. Aus diesem Hause entsprossen auch verschiedene Ordensritter von Maltha, von St. Michel, von St. Ludwig in Frankreich, von St. Moritz und St. Lazar in Savoyen, von St. Georg von Parma u. s. w. Ends des verfloßnen Jahrhunderts beschenkte Ludwig XIV. im März 1681. den Baron Conrad de la Tour-Chatillon-Zur-Lauben, General-Inspektor der Infanterie in dem Departement von Katalonien und Roußillon, und Brigadier bey dem französischen Heere, mit der Herrschaft Val de Villé oder Weilerthal im Elsaß. Er starb unverheurathet den 4. December 1682. zu Perpignan in

einem

einem Alter von vier und vierzig Jahren. Die Herrschaft Wilerthal fiel also an die Krone zurück: allein der Monarch gab sie dem Neffen des Verstorbenen, Beat Jacob von Zur-Lauben. Im J. 1686. erhob er sie zur Baronie, und im J. 1692. zu Grafschaft. Der Graf von Zur-Lauben, General-Lieutenant in französischem Dienste und Oberist über ein deutsches Infanterieregiment, starb den 21. Sept. 1704. zu Ulm im acht und vierzigsten Lebensjahre an einer Wunde, die er in dem Treffen bey Höchstädt empfieng. Unter allen Ober-Befehlshabern war er der einzige, der den Feind zurücktrieb, und zwar zum drittenmale, vor den Augen der französischen Gendarmerie. Von seiner Gemahlin, Julia von Sainte Maure, einer nahen Verwandten des Herzogs von Montausier, hatte er eine Tochter, Franziska Honoré Julia, Gräfin von Zur-Lauben, im Jahr 1711. vermählt mit Heinrich Ludewig von Choiseul, Marquis von Meuse, Ritter der königlichen Ritterorden, General-Lieutenant und Gubernator von St. Malo, der im J. 1754. zu Paris starb. Durch diese Vermählung vereinigte sich die Grafschaft Villé oder Wilerthal mit dem Hause von Meuse-Choiseul. Diese Grafschaft hat sieben Stunden in der Länge, und vier in der Breite, wie

Schöpflin bemerkt. * Das Geschlechtregister der von Zur-Lauben findt man in verschiedenen Büchern. ** Scheuchzer liefert die Grabschriften, die man von diesem Geschlechte zu Zug in der St. Oswalds Kirche sehen kann. † Je merkwürdiger schon an sich selbst die genealogische und diplomatische Geschichte des Hauses Zur-Lauben seyn mag, desto mehr hoffen wir auf die Nachsicht des Lesers, wenn wir etwas hierüber haben vorausschicken dürfen. Immer ist es zu unsern Zeiten, besonders an gewissen Orten, nicht ausser dem Wege, wenn man durch Beyspiele zeigt, daß die Gelehrsamkeit sich mit dem Ton der grossen Welt verträgt, und daß sie dem Rang und Adel einen noch höhern Glanz giebt.

* * *

Der

* S. Alsatia illustrata T. II. f. 201 — 204.

** S. Gabr. Bucelins pars altera Germaniæ Topo-chrono-stemmatographicæ f. 129. und 280. Aug. Vindel. 1662. fol. fig. Ebendesselben Constantia rhenana, sacra & profana, p. III. p. 72, 73. Francf. ad Mœn. 1667. 4to. fig. Ferner Joh. Friedrich Gauhen des H. R. R. Genealog. hist. Adels-Lexicon. f. 886. Leipzig 1719. 8vo. Fig. Iselins hist. allg. Lexicon. Basel 1729. T. III. f. 102. und nouveau Supplem. au Dictionn. de Moreri. T. II. f. 810. flg. Leuen schweiz. Lexicon. T. XI. XVIII.

† Itinera alpina. T. III. f. 472. flg. Lugd. Bat. 1723. 4to.

Der Baron von Zur-Lauben, von dem wir, eben nicht die Biographie, sondern nur einige biographische Nachrichten * liefern, verlor seinen Vater zu Zug den 5. Jänner 1730, ** und seine Mutter den 4. August 1732. † Sein Oheim, Hauptmann bey der schweizerschen Leibwache in Frankreich und hernach Oberist eines Regiments, unter dem Namen von Zur-Lauben, hatte selbst keine Kinder, übernahm aber die Erziehung unsers jungen von Zur-Lauben, als eines Sprößlings, welcher den Ruhm des Stammens noch weiter ausbreiten sollte. Nachdem der Knabe zu Zug, und hernach zu Colmar und Ratolfzell die Elemente der lateinischen Sprache gelernt hatte, kam er im Hornung 1730, im achten Jahre seines Alters, nach Paris und lernte die französische Sprache. Den 31. Jänner 1732. erhielt er Zutritt bey den adelichen Pensionnairen des Collége des quatre Nations. Diese königliche Gunst hatte er den Verdiensten seiner Vorältern zu danken. Bisher hatte sie kein anderer Schweizer erhalten. Auch seither ward

* Man erinnere sich, daß wir auf dem Titel nichts anders versprachen, als kurzgefaßte, biographische Nachrichten.

** Im 37. Lebensjahr.

† Im 44. Lebensjahr.

ward sie keinem gewähret. Ganz eigentlich nämlich wurde dieses Collegium von Ludwig XIV. nur für den Adel aus den vier eroberten Provinzen gestiftet. In diesem Collegium, (dem vornehmsten der Pariser-Universität) blieb der junge von Zur-Lauben bis zum 7. December 1735. Damals trat er als Fähndrich unter das Regiment der schweizerschen Leibwache. In dem Collegium genoß er den Unterricht der berühmtesten Professoren und auf die großmüthigste Weise unterstützten sie ihn in seiner Neigung zu der schönen Litteratur. Der Bibliothekar gab ihm in den Erholungsstunden einen vorläuftigen Begriff von der Bibliographie. Gar bald brachte es der junge Baron ungemein weit im Lateinischen und Griechischen, in dem Studium der Dichtkunst und Beredtsamkeit, in der Logick. Er erhielt verschiedene Prämien, und selbst wegen seiner französischen Uebersetzungen, welches an einem Schweizer eine sonderbare Erscheinung war.

Nach seiner Entfernung aus dem Collegium verschafte ihm sein Oheim Unterricht in allen adelichen und militarischen Uebungen; auch gab er ihm Lehrmeister in der Meßkunst und Zeichnungskunst. Der junge Offizier that schnellen und glücklichen Fortschritt. Der Abbt Rol-

lin,

lin, * der durch sein Werk über die Studienmethode und durch seine alte und römische Geschichte mit Recht berühmt ist, war ein Freund des Barons von Zur-Lauben und durch seine Rathschläge leitete er den Neffen desselben auf der litterarischen Laufbahn. Sehr oft besuchte der junge Baron den alten Universitätsrector, ungeachtet sein Quartier zu Paris von dem Quartier dieses letztern ungemein entfernt war. Er betrachtete ihn als seinen Mentor. Die Zwischenzeit, die ihm von seinen militarischen Geschäften frey blieb, wiedmete er den Musen. Er studirte die Geographie und gar bald umfaßte er alle Zweige der Geschichte, nebst den Alterthümmern und der Numismatick. Gelehrte vom ersten Rang unterstützten seinen Eifer. Er hielt es für ein Glück, in Paris, als einem neuen Athen, zu leben. Indeß nicht ohne schmerzhafte Empfindung verlor er in demselben Jahre 1741. den verehrungswürdigen Rollin und seinen Hauptmann, von Surbeck, ** Befehlshaber der General-

* Rollin starb zu Paris den 14. Sept. 1741. im achtzigsten Lebensjahre.

** Eugen Peter von Surbeck von Solothurn, Brigadier, starb zu Bagneux bey Paris, den 1. Sept. 1741. in seinem 65. Jahre. Von ihm besitzt die Academie des Inscriptions in Handschrift eine Histoire metallique des Empereurs depuis

neral-Compagnie bey dem Regiment der schweizerschen Leibwache. Dieser leztre hatte ein sehr ausgesuchtes Kabinet von römischen und griechischen Schaumünzen. Unserm von Zur-Lauben flößte er den Geschmack für das Studium des Alterthums ein. Nach seinem Hinscheid blieb sein Platz als Honoraire-Etranger der königlichen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften ledig, bis dieser Platz im Jänner 1749. von der Akademie dem Baron von Zur-Lauben, gleichsam als dazu vorher bestimmt, zugekennt wurde.

Kriegesdienste. *

Den 7. December 1735. wurde der Baron von Zur-Lauben Fähndrich bey der General-Compagnie der Schweizer und Pündtner in dem Regiment der eydgenößischen Leibwache; den 3. Aprill 1737. Unter-Lieutenant; zweyter Lieutenant den 17. May 1740. Mit dem Regiment der

Jules-Cesar jusqu'à l'empire de Constantin le grand in zween Foliobänden. In den Denkschriften der Akademie wird diese Historie häufig angeführt.

* S. Pinard Chronologie historique militaire de france, T. VIIe. p. 517 — 512. Paris 1764. in 4to.

der Leibwache that er im J. 1742. den Feldzug nach Flandern, im J. 1743. nach dem obern Rhein. Den 6. März 1744. wurde er Capitaine-Commandant der Oberist-Compagnie von Zur-Lauben bey dem Regiment der schweizerschen Leibwache. Als solcher commandirte er den 11. May 1745. bey dem Treffen von Fontenoi. Neun und vierzig Mann von seiner Compagnie wurden theils erschlagen, theils verwundet. In gleichem Jahre diente er auch bey den Belagerungen vor Tournai und Oudenarde. Vor dem erstern Platz trieb er mit seiner Compagnie, den Piken und Grenadiers des Regiments die feindliche Besatzung, die einen Ausfall that, wieder zurück. Den 22. May 1746. ward er in dem Schloß Bouchout in Brabant von dem Könige mit dem Ordensband des h. Ludwigs beehret. Den 11. October gleichen Jahres befand er sich bey dem Gefechte von Raucoux. Im J. 1748. diente er bey der Belagerung von Mastricht und den 10. May erhielt er das Brevet als Brigadier der Infanterie. Im J. 1757. kommandirte er das erste Bataillon der schweizerschen Leibwache, als sie der Insel Aix zu Hilf eilen sollte. Vor ihrer Ankunft aber verliessen die Engländer diese Insel. Den 9. Aprill 1759 erhielt er eine ganze Compagnie bey dem Regiment der schweizerschen

Leib-

Leibwache, auf künftiges Absterben seines Oheims, als Obersten dieses Regiments. Das erste Bataillon desselben kommandirte er in diesem Jahre in verschiedenen Besatzungen von Artois und an den Küsten. Im November gleichen Jahrs sollte er mit seinem Bataillon und noch einigen auserlesenen Truppen eine Landung in England thun: auf die Nachricht von dem unglücklichen Seetreffen des Marschalls von Conflans auf der Höhe von Belle-Isle, unterblieb dieser Anschlag. Als das Regiment der schweizerschen Leibwache im J. 1760. nach Deutschland gieng, so kommandirte er in Hessen das erste Bataillon bey der Armee des Marschalls von Broglio auch hatte er Theil an verschiedenen Kriegesunternehmungen. Auf besondern, höchsten Auftrag vom 1. May 1762. kommandirte er vom 7. Junius bis zum 23. Julius bey dem französ. Kriegsheer in Deutschland die schweizersche Brigade der Regimenter d'Arbonier und Lochmann, und vom 25. Jul. bis zum 17. Nov. die Regimenter von Boccard und Dießbach. Ungeachtet aller Hindernisse von Seite des Barons von Luckner, führte er die Brigade d'Arbonier von Dulmen in Westphalen bis nach Homburg in Hessen. Den 8. 9. und 10. Augstm. vertheydigte er mit der Brigade von Boccard die Verschanzungen auf Mel-

sungen

sungen bey Fulda, und zwar unter ununterbrochenem Feuer des groben Geschützes und bey dem lebhaftesten Wiederstand des Milord Gramby, der die Aliirten anführte. Mit der gleichen Brigade bedeckte er den 18. Augstm. den Abzug der Armee, ohne daß man ihn angreiffen konnte. Den 30. zog er vor Friedberg, um seine Brigade im Nothfall bey dortiger Unternehmung bereit zu halten. Den 21. Sept. befand er sich bey dem Angriff des Schlosses Amenenburg an der Ohm. Daselbst verlor er 101 Mann von seiner Brigade. Im December erklärte man ihn zum Feldmarschall. Schon seit dem 25. Julius war das Brevet ausgefertigt. Den 20. Augstm. 1767. erhielt er auf Entlassung seines Oheims, des Barons von Zur-Lauben, des Generalen und Oberist der schweizerschen Leibwache, bey derselben eine eigne Compagnie, nach seinem Namen. Den 1. März 1780. ernennte ihn der König zum General-Lieutenant, den 25. August zum Großmeister des St. Ludwigsordens. Den 12. März gleichen Jahres hatte er bey seiner Entlassung von dem Regiment der Leibwache, als erster Hauptmann, die Fortsezung aller seiner Jahrgehalte, * und noch eine Ver-

* Den 1. May 1752. erhielt der Baron von Zur-Lauben die Stelle eines Conseiller du Roi und

Vermehrung von 8000 Livr. jährlich, und ebenfalls alljährlich noch andere 3000 Livr. für seine Compagnie erhalten. Die Compagnie gab der König dem Obersten von Dürler, (aus einem der vornehmsten Häusern zu Lucern,) und zwar in Rücksicht seiner Vermählung mit der Fräulein von Zur-Lauben, der ältern Tochter unsers Barons. Auch die Gemahlin desselben, Frau Maria von Kolin, erhielt von dem König, auf den Fall der Verwittwung, die Zusicherung einer beträchtlichen Pension. So viel königliche Gnaden beweisen genugsam die Achtung des Monarchen für die Verdienste des Barons von Zur-Lauben und seiner Ahnen, die seit beynahe dreyhundert Jahren der Krone Frankreich gedient haben. Unser Baron ist der letzte seines Namens in der Eydgenoßschaft.

Gelehrte Verdienste.

Im J. 1747, als er eben im Dienste des Hofes stand, arbeitete er an einer Abhandlung, welche den 4. April 1748. von der königlichen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften gekrönt wurde. Diese Abhandlung, wovon man

den

Secretaire - Interpréte de S. M. près du L. corps helvetique.

den Auszug in dem Mercur von Paris findt, * beleuchtet folgende Fragen: Welches sind die verschiedene Bedeutungen der Namen ΑΣΥΛΟΣ und ΙΕΡΑ ΑΣΥΛΟΣ auf den Schaumünzen mehrerer Städte? Leitete man das Zufluchtsrecht immer aus der Religion her? War die Ausdehnung desselben aller Orten die gleiche? Bey wem stand die Vorsorge für die Handhabung desselben? Was für Zufluchtsörter gabs noch unter der Herrschaft der Römer und zu welcher Zeit wurden sie abgeschaft? Den 31. Jänner 1749. ernennte den Baron die Akademie einhellig zum Associé - honoraire - étranger; den 9. Jänner 1762. ward er ausserordentliches Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich; im J. 1768. Mitglied der arkadischen Gesellschaft zu Rom. Das Diplom erhielt er unterm 10. Nov. in italienischer Sprache. Diese Ehre verschafte ihm ohne sein Vorwissen der päpstliche Nuntius zu Lucern, Valentin Gonzaga, seither Kardinal und Legat des heiligen Stuhls zu Ravenna. Damals hatte von Zur-Lauben sich nach Lucern geflüchtet. Sein Geburtsland, der Kanton Zug, war durch innere Unruhen erschüttert, und zum Theil wurde er das Schlachtopfer, indem er die ent-

* S. Juin, Vol. II. Paris. p. 119—132.

entzweyten Partheyen zum Frieden und zur Eintracht ermahnte. Vermög seines Bürgerrechtes zu Lucern fand er daselbst nicht nur Schutz für seine Person, sondern auch Gelegenheit zur Ergänzung seiner Compagnie bey der französischen Leibwache. Der Nuntius schenkte ihm von dieser Zeit an sein innigstes Vertraun.

Im demselben Jahr 1749, als der Baron sich der königlichen Akademie zu Paris beygesellt sah, las er im April in dieser Versammlung einen Abriß der helvetischen Geschichte, seit dem Ursprung der Eydgenoßschaft bis zum J. 1514. Dieser Abriß befindt sich in dem ersten Band der Histoire militaire des Suisses au Service de la France vom J. 1751. Auch ist er im Auszug in dem Mercure de France, im Junius 1749, Vol. I. S. 67. f.

Hier das Verzeichniß seiner Schriften, nach dem Datum der Ausgaben:

I. Histoire militaire des Suisses au Service de la France, avec les pieces justificatives, huit Volumes in 12. Paris 1751 — 1753. Ouvrage dédié à Mr. le prince de Dombes, Colonel-General des Suisses & Grisons.

II. Le General d'Armée par Onosander, ouvrage traduit du Grec & dédié á Monseigneur

le

le Dauphin. Paris 1757. fol. fig. A la Suite de l'édition grecque d'Onoſander par Mr. Schwebelius.

III. Memoires & Lettres de Henri Duc de Rohan, ſur la Guerre de la Valteline, publiés pour la premiére fois, & accompagnés de notes geographiques, hiſtoriques & genealogiques. Trois Volumes in 12. Geneve (Paris) 1758. Man kennt den Werth dieſer Denkſchriften. In der Einleitung findt man die Lebensbeſchreibung des erlauchten Verfaſſers und ſeinen Charakter. Voltaire ſchickte dem Baron von Zur-Lauben die Verſe, welche dieſer unter das Portrait ſeines Helden ſetzen ließ. Seither grub man die Verſe in das Mauſoleum des Herzogs von Rohan, welches zu Genf ſteht.

IV. Bibliothéque militaire, hiſtorique & politique. Trois Vol. en 12. Paris 1760. fig. In dieſer Bibliothek findt man Onoſanders Feldherrn; die Kriegesunternehmungen des Prinzen von Condé in Flandern im J. 1674; die Beſchreibung des Rheinſtrohms; den Durchzug über die Alpen; zwo hiſtoriſche Abhandlungen des Barons von Zur-Lauben über Arnaut de Cervole, mit dem Beynamen des Erzprieſters, Generals der Rutier, und über Engerrand VII. Herrn von Coucy; verſchiedene politiſche Auf-

säze des Herzog Heinrichs von Rohan und des Grafen du-Lüc; Nachrichten von dem Treffen bey Stafarde und Almanza u. s. w. nebst dem Plan dieses leztern Treffens.

V. Code militaire des Suisses pour servir de Suite à l'histoire militaire des Suisses au Service de la France, quatre Vol. en 12. Paris 1758—1764. Der erste Band enthält besonders ein Traitté historique sur le Service militaire des Suisses en France. Die drey leztern Bände enthalten die hiezu dienenden Urkunden. Dieses Werk ist dem Grafen d'Eu und dem Herzog von Choiseul, als höchsten Generalen der eydgenößischen und graubündtnerschen Truppen, gewiedmet.

VI. Memoire sur l'origine de l'auguste Maison de Habspurg-Autriche en français & en latin. Bade en Suisse 1765. in 4to. Zu Ende von Dom Wielands Werk zur Rechtfertigung der Akten der Abbtey Mury. *

VII.

* Charta qua probatur Adalbertum Atavum Imperatoris Rodolphi I. fuisse Werneri Comitis ab Habspurg filium, adjunctis historicis & criticis notis ad calcem libri, cujus titulus: Vindiciæ Vindiciarum Koppianarum & proinde etiam Actorum Murensium adversus D. P. Rustenum Heer, Bibliothecarium San-Blasianum adornatæ à L. Joanne Baptista Wieland, Monacho Murensi, Opus posthumum.

VII. Lettre sur Guillaume Tell à Mr. le Président Hénault. Paris 1767. in 12.

VIII. Tables généalogiques des augustes Maisons d'Autriche & de Lorraine, & leurs Aillances avec l'auguste maison de France; précedées d'un memoire sur les Comtes de Habspourg, tiges de la Maison d'Autriche. Paris 1778. en 8. Diese Denkschrift ist die gleiche, welche dem Werk des Dom Wielands zur Verthäidigung der Actor. Murens. angehängt worden. Auch befindt sie sich in den Mem. de l'acad. royale des Inscript. & belles-lettres. T. XXXV. p. 677—701. Paris 1770. in 4to.

IX. Tableaux topographiques, pittoresques, physiques, historiques, moraux, politiques, litteraires de la Suisse. Paris 1780. in fol. fig. T. I. und zween Bände in 4to. Ebend. ohne Fig. Gegenwärtig druckt man zu Paris die Fortsetzung. Der Text ist ganz von dem Baron von Zur-Lauben; nur die Abhandlung über die Naturgeschichte des Schweizerlands nicht. Diese hat einen Elsasser, Besson, zum Verfasser.

X. Le Soleil adoré par les Taurisques sur le Mont Gotthard, Dissertation dediée à la Societé helvétique, assemblée à Olten se 13. Mai 1782. Zuric 1782. in 4to. In dieser Schrift findt man die Erklärung einer Innschrift, welche

der Baron von Zur-Lauben zu Olten entdeckte. Sie beweißt, daß diese Stadt den Römern unter der Benennung Ultina bekannt war.

Hier das Verzeichniß von Zur-Laubens Abhandlungen, so wie sie entweder ganz oder im Auszuge in die Hiſtoire & les Memoires de l'academie roïale des Inſcript. & belles-lettres eingerückt sind.

Examen critique ſur Marie d'Arragon femme d'Othon III. (Tom. XXIII. Hiſt. p. 220. Paris 1756. in 4to.)

Hiſtoire d'Arnaut de Cervole, dit l'Archiprêtre. (T. XXV. Hiſt. p. 153 — 168. Paris 1759.)

Abrégé de la vie d'Enguerrand VII. du nom, Sire de Coucy, avec un détail de ſon expedition en Alſace & en Suiſſe. (Tom. XXV. Hiſt. p. 168 — 186.

Recherche ſur la Clef d'un Temple, qui parait conſacré à Auguſte dans les Environs de Brixen. (T. XXXI. Hiſt. p. 301 — 302. Paris 1768. avec la figure gravée de cette clef antique.)

Memoire ſur Marius Evêque d'Avenche, Auteur de la plus ancienne Chronique de France. (T. XXXIV. Hiſt. p. 138 — 147. Paris 1770.)

Ob-

Obſervations critiques ſur la notice des diplomes, publiées par Mr. l'Abbe de Foy. (T. XXXIV. Hiſt. p. 171 — 207.)

Chartre de l'an MCLIII. qui prouve qu'Adelbert Comte de Habspourg, Bis-ayeul de l'Empereur Rodolphe I. était fils de Werner, comte de Habspourg, avec une Diſſertat. hiſtorique & critique. (T. XXXV. Memoires p. 677 — 701. Paris 1770.)

Obſervations hiſtoriques ſur l'origine & le regne de Rodolphe I. Roi de la Bourgogne transjurane & ſur l'étendüe de ce Royaume. Premier Memoire, de quelle maiſon était iſſu Rodolphe I. Roi de la Bourgogne transjurane. (T. XXXIV. Hiſt. p. 144 — 158. Paris 1774.)

Obſervations ſur pluſieurs Monumens de l'Antiquité, ſurtout du moyen age.

Article I. Sur le Tombeau du Duc Conrad, fondateur du Chapitre de Limbourg ſur le Lahn. (T. XXXVI. Hiſt. p. 159 — 163.)

Article II. Sur Mercure *Marunus*. (Ibid. p. 163 — 164.) Zur Aufklärung einer Innſchrift zu Baden in der Schweiz.

Article III. Sur une Traduction d'Onoſander de 1532. (Ibid. p. 164. 165.)

Article IV. Traduction françaiſe de Valére Maxime de 1401. (Ibid. p. 165. 166.)

Article V. Sur un titre original de 913 de Hatton, Archevêque de Mayence. (Ibid. p. 166—175.) Dieſe Urkunde, die hier in Kupfer geſtochen iſt, hat auch Beziehung auf Rhätien oder Graubündten.

Obſervation ſur le Recueil qui a pour titre, Formulæ Alſaticæ. (Ibid. p. 177—207.)

Viſion de l'Empereur Charles-le-gros, Roi de France & d'Italie. (Ibid. p. 207—234.)

Obſervation ſur un Manuſcrit de la Bibliotheque du Roi, qui contient les Chanſons des *Trouverers* ou *Troubadours* de la Suabe ou de l'Allemagne, dépuis la fin du XII. ſiécle jusque vers l'an 1330. Prémier Memoire. (T. XL. Hiſt. p. 154—169. Paris 1780.)

Memoire ſur la Traitté de Dijon en 1513. (T. XLI. Memoire. p. 726—749. Paris 1740.)

Noch hat man von dem Baron von Zur-Lauben in den Preuves des taubleaux topographiques &c. de la Suiſſe, T. I. Paris 1781. in fol. p. XXXIX—XLIX. & T. II. ibid. in 4to. p. CLIV—CXCVII. Obſervations ſur la Valteline & ſur les terres que l'Abbaye de Saint-

Denys

Denys en France possédoit dans ce pays sous l'Empire de Charlemagne & de ses Successeurs. — In dem VIIden Stück des schweizerschen Museums, Zürich 1764, in 8vo. s. 605 — 614. sind von ihm die Bemerkungen über eine Urkunde vom J. 1255, in welcher Zürich, Luzern, Zug, Klingnau und Meyenberg Castra (Vestinen) genennt werden.

Unter den litterarischen Arbeiten des Barons, die er in Handschrift zurückbehält, erwähnen wir folgender:

Das erste Buch, das ihm bey seinem Abschied aus dem Collegium der Abbt Rollin in die Hände gab, war Fenelons Telemach. Der Jüngling verschlang dieses Buch. Ihn begeisterte es so sehr, daß er, nach diesem Muster, ein prosaisches Gedicht in zwölf Gesängen verfertigte. Demselben gab er die Aufschrift Phalantide, oder die Begebenheiten des Phalantus, des Gesetzgebers von Tarent, eines Helden, dessen in dem Telemach vielmahl erwähnt wird. Noch so jugendlich mag dieses Werk seyn, so findt man darin gleichwol die Funken des Genies. Wenn das frühzeitige Schreiben noch so unreif seyn mag, so dients doch immer zur Uebung und Bildung der Schreibart. Immer

ſtrirt es die Aufmerkſamkeit und verräth eine Schnellkraft des Geiſtes, die ſich auf alle Weiſe zu äuſſern bemüht iſt. Mercier geht ſo weit, daß er in ſeinem Bonnet de Nuit unter dem Artikel über die Romanen behauptet, ſchwerlich werde man ein groſſes Genie finden, das nicht in ſeiner Jugend irgend einen Roman verfertigt hätte. Je mehr Ausdehnung und Energie die Einbildungskraft hat, deſto begieriger ſchaft ſie um ſich her eine Idealwelt. Wenn aber dieſe Einbildungskraft nach und nach durch reifern Verſtand regiert wird, ſo ſinkt ſie doch nicht gern aus der platoniſchen Welt in die wirkliche oder Alltagswelt hinab. Zwiſchen beyden liegt gleichſam die Vorwelt und das aufblühende Genie wendet ſich von den Romanen zur alten Geſchichte. Voll patriotiſchen Jugendfeurs, dachte der junge Baron von Zur-Lauben ſchon im J. 1738. auf einen Abriß der helvetiſchen Geſchichte. Auch verwahrt er in ſeiner Bibliothek ein ausführlicheres Werk in Folio, welches er im J. 1740 verfertigte. Er gab ihm die Aufſchrift: Hiſtoire helvetique des Suiſſes & de leurs Alliez, accompagnée de Notes hiſtoriques & critiques, dépuis l'origine de ces peuple juqu' à la mort de Rodolphe III, dérnier Roi de la Bourgogne transjurane. Damals hatte der

Ver-

Verfasser nicht mehr als zwanzig Jahre. Seither setzte er diese Geschichte bis zum Ende des XIIIden Jahrhunderts fort.

Im J. 1752. übersetzte er des Mascau Grundsätze des deutschen Staatsrechtes aus dem lateinischen in das französische.

Im J. 1769. schrieb er die diplomatische Geschichte der ehmaligen Kommenthureyen des Lazarus-Ordens zu Seedorf und Gefenn in der Schweiz, in fol.

Im J. 1776. übersetzte er verschiedene Stücke des Theuerdanks ins französische und begleitete sie mit Bemerkungen über diesen alegorischen Roman, der die Begebenheiten Kayser Maximilians I. zum Gegenstand hat.

Im J. 1782. verfertigte er ein Memoire sur l'inscription d'une Colonne milliaire au Bourg de Saint-Pierre-Mont-joux en Valais. Dieses Memoire enthält zwölf Folioblätter.

Im J. 1783. schrieb er eine Abhandlung von 80 Folioblättern über die Penninischen Alpen und den Gott Penninus oder Pöninus. Die Abhandlung theilt er in IV. Abschnitte. Der erste beschreibt die Lage der Penninischen Alpen. Der andere untersucht die Etymologie des Na-

mens der Penninischen Alpen. Der dritte erklärt die Denkmale, auf welchen man die Worte Vallis Pœninâ liest. Der vierte liefert die Beschreibung des Tempels des Gottes Pöninus, nebst ein und zwanzig Innschriften zu seiner Ehre auf dem Gipfel des Gebirgs Penninus oder des grossen St. Bernards in Wallis. Bisher sind diese Innschriften noch niemals bekannt gemacht worden.

Im J. 1784. verfertigte er eine Abhandlung über zwo Urkunden von der Regierung Rodolphs II. Königs von Burgund, in Bezug auf Genf, Lausanne und den Pagus Equestricus. Der Verfasser begleitete diese Urkunden mit geographischen und diplomatischen Bemerkungen.

Seit dem Ausgang des Jahres 1780. zog sich der Baron Zur-Lauben aus der grossen Welt zurück und lebt nun bey Zug auf einem angenehmen Landgut vor den Stadtthoren, daselbst geniesst er seiner Musse in dem Schosse des Hauses und in einem ausgesuchten, freundschaftlichen Kraise. Er benutzt die gesellige Nachbarschaft der angränzenden Kantone und unterhält ununterbrochenen Briefwechsel mit seinen alten Freunden an den Ufern der Seine und mit verschiedenen Gelehrten in Frankreich, in Deutschland

und

und in der Schweiz. Sein Museum ist das Heiligthum seiner Ruhe. Seine Bibliothek begreift bey sechstausend Bänden. Der beträchtlichste Theil seiner auserlesenen Bücher hat Bezug auf die Kriegeskunst, auf die Erdbeschreibung, auf alle Zweige der Geschichte, auf die Alterthümer, die schönen Künste und Wissenschaften, die Kupferstecherey u. s. w. Er besitzt eine Sammlung von ungefähr 400 Folio- und Quartbänden in Handschrift über die helvetische Geschichte und über die Geschichte der angränzenden Länder, grossentheils Original-Urkunden oder doch authentische Kopeyen von seltenen Schriften und Chronicken. Grossentheils sind seine Urkunden von ihm mit Anmerkungen beleuchtet und er macht sichs zum Vergnügen, dieselben zum Gebrauch mitzutheilen.

Den 26. Nov. 1754. hatte sich von Zur-Lauben mit der Fräulein Maria Elisabeth, der ältesten Tochter des Obersten Joh. Jacob Kolins und der Frau Maria Elisabetha von Landtwing vermählt. * Aus dieser Ehe entsprossen drey

Söhne,

* Eine Tochter des Herrn von Landtwing, Ritter des St. Ludwigs-Ordens und Hauptmann bey dem schweizerscheu Regiment von Bettens, der den 4. May 1748. als Landammann zu Zug starb, und der Frau Maria Elisabeth Esther, Baronin de la Tour-Chatillon-Zur-Lauben.

Söhne, welche noch minderjährig starben, und zwo Töchtern. Die ältere von diesen heurathete im Aprill 1780. einen Luzernerschen Patrizier, Jost von Dürler, Obersten und Hauptmann bey der schweizerschen Leibwache in Frankreich. Die Familie von Kolin ist die älteste zu Zug. Beynahe ununterbrochen bekleidete sie seit dem J. 1387. die Pannerherrn-Stelle in dem Kanton. Auch gab sie diesem Kanton verschiedene Landammanns, die in den helvetischen Jahrbüchern berühmt sind.

Sebastian Castellio.

Derselbe wurde im J. 1515. und zwar nach Einigen im Dauphiné, nach andern in Savoyen geboren. Spon und Leti machen Chatillon in Bresse zu seinem Geburtsort. Während seines Aufenthaltes in Straßburg in den Jahren 1540. und 1541. erwarb er sich Kalvins Hochachtung und Freundschaft. Würklich lebten sie einige Tage in gleicher Wohnung. Letztrer ruhte nicht, bis er durch dringendes Zureden dem Kastellio zur Annahm einer Rectorstelle in Genf beredete. Drey Jahre lang ward sie von Castellio mit allem Beyfall verwaltet und nunmehr mußte er wegen einiger besondern Meynungen im J. 1544. aus Genf hinwegziehn. Diese Meynungen betrafen die Höllenfahrt Christi und die Authenticität des hohen Lieds; dieses Lied erklärte er für ein schlüpfriges Gedicht, welches verdiente, aus dem Kanon verwiesen zu werden. — Ungeachtet wegen solcher Aeusserungen Kalvin mißvergnügt wurde, so gab er dem Castellio gleichwol ein ehrenvolles Zeugniß so wol wegen seiner Talente als wegen seines sittlichen, tadellosen Betragens nach Basel. Auf dieser Schule erhielt Castellio den Lehrstuhl der griechischen Sprache.

Je

Je länger je mehr wurden seither Kalvin und Beza gegen ihn erbittert, und zwar hauptsächlich weil er über die Prädestination gelindere Grundsätze hatte als sie; weil er den Irrthum nicht als Verbrechen ansehen wollte; weil er durch Uebersetzung der teutschen Theologie ins Lateinische sich der Schwärmerey verdächtig gemacht hatte. Mit vieler Würde und Energie wiederlegte er die schriftlichen Invectiven, welche Klavin gegen ihn auszustossen anfieng und die so sehr mit oben angeführtem Attestat im Wiederspruch stehen. So weit war Kalvin in seiner Hitze gegangen, daß er den armen Castellio beschuldigte, er habe vormals Holz gestohlen, um sein Zimmer zu wärmen. Sehr naiv giebt dieser selbst hierüber folgende Nachricht: Ich befand mich in äusserster Dürftigkeit, und da ich, um meine Uebersetzung der h. Bücher zu vollenden, lange wach bleiben mußte, so gieng ich in einem müßigen Augenblick an das Ufer des Flusses, um einige daher schwimmende Stücke Holz herauszufischen, die niemand eigenthümlich gehörten; andere thaten mit mir und ich neben ihnen das gleiche, und zwar öffentlich vor jedermanns Augen. — Wie bedaurenswürdig war nicht das Schicksal eines Mannes von so vorzüglichen Gaben? Seine Geschicklichkeit in der lateinischen,

der

der griechischen und ebräischen Sprache war ungemein groß. Im J. 1545. hatte er zu Basel den Hauptinnhalt der biblischen Geschichte in zierlichen Dialogen edirt, so daß die Jugend daraus beydes, Religionsgeschichte und schön Latein zugleich lernt. Im J. 1546. übersetzte er die sibyllinischen Verse und gab sie mit Anmerkungen heraus. In gleichem Jahr lieferte er eine lat. Uebersetzung der mosaischen Bücher; im J. 1547. der Psalmen und aller übrigen, biblischen Gesänge. Im J. 1548. edirte er ein griechisches Gedicht über das Leben Johannes des Täufers und eine poetische Umschreibung des Propheten Jonas in lateinischer Sprache. Verschiedenes übersetzte er aus dem Homer, dem Xenophon, Cyrillus u. a. — Sehr verhaßt machte er sich dadurch, daß er verschiedene Schriften des Ochinus und namentlich die XXX. Dialogen aus dem Italiänischen in das Latinische gedollmetscht hatte. Seine latinische Uebersetzung der h. Bücher fieng er im J. 1542. zu Genf an und vollendete sie zu Basel im J. 1550. In seiner allgemeinen Einleitung so wol als in den Anmerkungen über den ersten Brief an die Corinther spricht er von dem Ansehn des Canons auf eine Art, die ihn bey den Orthodoxen in Verdacht brachte, als erwartete er eine Erweiterung

der

der biblischen Gottesgelehrtheit.* Man machte ihm eine Sünde aus seiner claßischen Latinität; so z. B. schreibt er Genius anstatt angelus; lotio anstatt Baptisma; respublica anstatt ecclesia; collegium anstatt Synagoga. In der Uebersetzung des Liedes Salomons bediente er sich eines Catullischen und Tibullischen Tones; er schrieb mea Columbula, ostende mihi vulticulum tuum, lepidulum, venustulum. Man hat drey Ausgaben seiner Bibelübersetzung; die erste vom J. 1551. die zwote vom J. 1554. die dritte vom J. 1573; dieser letztern schreibt der Pater Simon den grösten Werth zu. Seine französische Uebersetzung hatte er mit pöbelhaften Ausdrücken beflecкt. Auch hat er noch folgende Schriften geliefert: Sirillus, ecloga de nativitate Christi. In Cap. IX. Epist. ad Rom. de prædestin. & justificatione. — Quinque impedimentorum, quæ mentes hominum à vero in divinis abducunt, enumeratio. — Defensio suæ translationis nov. Test. contra Theodorum Bezam. Die Schrift de non puniendis gladio hæreticis, die unter dem Namen des Martin Bellius herauskam, schreibt Beza dem Castellio zu. Auch hat er verschiedene Uebersetzungen, z. B. von Kempis Nach-

folge

* Teißier Eloges des Hommes savans, T. I. f. 237.

folge Christi, Einiges aus dem Armin, aus Diodor u. a. geliefert.

Auch noch in Basel wurde Castellio von seinen Feinden verfolgt. Wegen einiger Schriften ward er daselbst vor das Consistorium gezogen; man erzählt, daß er in öfentlicher Disputation wegen freyer Lehrsätze über die Prädestination beschämt, und ihm hierauf eingeschärft worden, er sollte sich auf sein Amt einschränken und nicht in das Feld der Theologie ausschweifen. Beweißt nicht dieses, daß er keineswegs geschont worden sey? Wenn also seine furchtbaren Widersächer ihn nicht aus Basel zu vertreiben vermögend gewesen, darf man nicht mit Grund schliessen, daß er seine Sicherheit nicht weniger dem sittlichen Betragen als den gelehrten Verdiensten zu danken gehabt habe?

Er wiedmete seine Zeit theils den Wissenschaften, theils einem kleinen Feldgut, das er mit eignen Händen bauete. In den dürftigsten Umständen starb er den 29. December 1563. Man bestattete ihn in dem Familienbegräbniß der Grynäus. Auch im Grabe ward er verfolgt; er wurde wieder hervorgegraben und durch Vorschub einiger seiner ehmaligen Schüler ward er endlich ehrlich bestattet.

* * *

Ueber des Castellio Schicksal macht einer seiner Zeitgenossen, Montagne Chap. XXXIV. folgende Bemerkung: J'entens avec une grande honte de nostre Siécle, qu' á notre veüe, deux trés-excellens personnages en Sçavoir sont morts en estat de n'avoir pas leur Saous à manger: Lilius Gregorius Giraldus en Italie, & Sebastianus Castalio en allemagne: & croy qu'il y a mil' hommes qui les eussent appellez avec très-advantageuses conditions, ou sécourus où ils éstoient, s'ils l'eussent sceu. Le monde n'est pas si generalement corrompu, que je ne sçache tel homme, qui souhaiteroit de bien grande affection, que les moyens que les siens lui ont mis en main, se peussent employer tant qu'il plaira à la fortune qu'il en jouysse, á mettre á l'abry de la necessité les personnages rares & remarquables en quelque espece de valeur, que le malheur combat quelquefois jusques à l'extremité.

* * *

Pater Simon behauptet in seiner critischen Historie des alten Testamentes, * Castellio sey ein weit grösserer Kenner der ebräischen, der grie-

* S. Hist. crit. du V. Test. B. III. C. 21. Hyper. de rat. stud. theol. Humphred de rat. convert. autor. Ceriolan de s. libris vertendis.

griechischen und der lateinischen Sprache gewesen als kein andrer genferscher Lehrer; er giebt ihm das Zeugniß, daß er verschiedene Stellen des Grundtextes sehr scharfsinnig berichtigt habe. Hiebey war Castellio äusserst bescheiden; er empfand die ganze Schwierigkeit und beynahe die Unmöglichkeit einer durchaus genauen Bibelübersetzung, und zwar wegen der Menge Wörter und Ausdrücke, deren Bedeutung um so viel schweerer zu entziffern ist, da sie ausser dem biblischen Texte nirgends vorkommen. Auch Andreas Hyperius, Laurenz Humfred, Friederich Furius Ceriolan u. a. ziehn Castellions Uebersezung allen andern weit vor.

Das ärgste Urtheil, welches über Castellions Werke gefällt worden, befindt sich in der Vorrede zu der von Calvin und Beza besorgten französ. Uebersetzung des neuen Testaments: — maintenant, heißt es daselbst, Satan a trouvé autant de translateurs qu'il y a d'éſprits legers & outrecuidez, cuidez, qui manient les Eſcritures: & trouvera encore deſormais de plus en plus, ſi Dieu n'y pourvoit de ſa grace. Si on demande quelque exemple, nous en produirons un qui ſervira pour pluſieurs: c'eſt aſſavoir la translation de la Bible latine & françoiſe miſe en avant per Sebaſtien Chaſtillon, homme ſi bien cognu

en ceste Eglise tant pour son ingratitude & impudence, que par la peine qu'a a perdüe aprés lui pour le réduire au bon chemin, que nous ferions conscience seulement de taire son nom (comme jusques ici nous avons fait) mais aussi de n' advertir tous Chretiens de se garder d'un tel personnage, comme instrument choisi de Satan pour amuser tous ésprits volages & indiscrets. Certainement s'il y eut onc une espreuve d'ignorance conjointe avec une temerité éffrontée jusqu' á se joüer de l'Escriture sainte & l'exposer en risée, tout cela se trouvera des translations & éscrits de celuy dont nous portons tel tesmoignage á notre grand regret.

Jacob

Jacob Christoph Iselin. *

Er erblickte das Weltlicht den 12. Junius 1681. zu Basel. Frühzeitig glänzte sein Genie hervor. Schon in der Schule hieß er der Fürst unter den Schülern, princeps juventutis. Kaum hatte er 14 Jahre, als er bey einer öffentlichen Disputation zum Respondenten ernennt ward. Die Einwürfe, die ihm in latinischer Sprache gemacht wurden, wiederholte er aus dem Stegreif in griechischer Sprache. Eine Menge dunkler Stellen aus verschiedenen griechischen Autoren lösete er ohne Schwirrigkeit auf. In den Erholungsstunden verfertigte er Gedichte, von denen mehrere gedruckt sind. Einige Aufsätze über die claßischen Geschichtschreiber unter den Römern erwarben ihm so ausgebreiteten Ruhm, daß er, obgleich fremd, abwesend und nicht mehr als 23 Jahre alt, von dem Landgrafen zu Hessen als Professor der Beredtsamkeit und der Historie nach Marburg berufen wurde. Er bat um Bedenkzeit. Während derselben wurde durch J. Jac. Buxtorfs Hinscheid der ebräische Lehr-

* S. Mem. de l'acad. roïale des Inscriptions T. XII. Paris 1740. s. 345. fg. wie auch Biblioth. Germ. T. XLI. s. 199.

stuhl in Basel erledigt. Schon hatte unser junge Iselin so wol in der Gottesgelehrtheit überhaupt als besonders auch in den morgenländischen Sprachen grosse Fortschritte gemacht, so z. B. hatte er unter anderm kritische Bemerkungen gegen Boßuet über die Apokalypse geschrieben: er glaubte sich also nicht weniger berechtigt als verpflichtet, sich um den erledigten Lehrstuhl zu bewerben. In dieser Absicht verfertigte und verthäidigte er eine akademische Streitschrift über den Genius der morgenländischen Sprachen und über die Dollmetschung des neuen Testaments. So bald indeß auf gleichen Lehrstuhl auch Buxtorfs Neffe Anspruch zu machen anfieng, so wollte diesem Iselin nicht in den Weg kommen, und er verreisete nach Marburg.

Ihm war verborgen, daß während dieses Zwischenraumes die Professoren zu Marburg sich gegen ihn verschworen und alles angewendt hatten, um dem Fürsten, an seiner statt, einen Verwandten des Kanzlers zu empfehlen. Sie stellten dem Landgrafen vor, daß Iselin zur Behauptung der Professorwürde noch zu jung sey, daß er sich über allzu viele Fächer der Gelehrsamkeit ausbreite, um irgend in einem derselben Meister zu seyn, daß das von ihm eingekomme-

ne Schreiben einen schlechten Latiner verrathe. Von diesen Gegnern ward er nunmehr vor den Fürsten geführt. Dieser empfieng sie sämmtlich sehr gnädig. Er unterhielt sich mit ihnen über die Pflichten ihres Berufes und über die Einigkeit, die nnter ihnen herrschen sollte. Unvermerkt gab er dem Gespräch eine Wendung, redete von Gegenständen des Geschmacks, und mischte, nach Gewohnheit, von Zeit zu Zeit einige latinische Wörter ein. Mit Vorsatz bediente er sich solcher Redensarten, welche von den Anwesenden in Iselins Schreiben waren getadelt worden. Gleichsam als wollt' er belehrt seyn, frug er jzt Iselin, ob diese Redensarten auch latinisch seyn? Ohne daran zu denken, daß er sich selbst solcher Ausdrücke bedient hätte, versicherte Iselin die Aechtheit ihres römischen Gepräges; der Landgraf stellte sich, als säh er diese Versicherung für Schmeicheley an. Sogleich rechtfertigte der junge Gelehrte seine Behauptung durch Anführung verschiedener Stellen aus dem Tacitus, Livius, Cicero. Seine Collegen sahn einander an, als Verschworne, die sich entdeckt glaubten. Der Landgraf aber trieb das Spiel nicht weiter. Er belustigte sich an ihrer Verwirrung, ohne etwas merken zu lassen. Erst lange hernach, als er Iselin noch enger bin-

den wollte, gestand er ihm, daß diese Unterredung nicht ohne Absicht gewesen.

In der Antrittsrede handelte der junge Professor von der genauen Verbindung zwischen den Talenten des Redners und des Geschichtschreibers. Sein Hörsaal war immer sehr volkreich und verschiedene Prinzen besuchten seine Vorlesungen. Dem jungen Baron von Malsburg war er behülflich zur Verfertigung einer Lobrede auf den Landgrafen, die man für ein Meisterstück ansah. Der Landgraf selbst trug ihm auf, eine Lobrede auf seinen Liebling, den General Keller, zu halten. Eben so ernennte er ihn zum Leichenredner der Prinzeßin von Preussen, als ersten Gemahlin des Erbprinzen von Hessen, nachherigen Königs von Schweden. Unter den verschiedenen akademischen Streitschriften unsers Iselins erwähnen wir nur seiner Abhandlung über die Herrschaft der Magier in Persien, die seinen Ruhm ungemein ausbreitete.

Im J. 1706. ward er nach Hoffmanns Hinscheid als Professor der Geschichte nach Basel berufen. Umsonst daß man ihn in Marburg zurückhalten wollte. Ungeachtet er daselbst durchgängig geschätzt war und auch kein Schatten der Eifersucht gegen ihn übrig blieb, so zog er

doch

doch das Vaterland vor. Der Landgraf bat ihn, selbst seinen Nachfolger zu wählen. Er wählte einen seiner ehmaligen Mitschüler von Basel und war noch gegenwärtig bey desselben Antrittsrede in Marburg. Der Landgraf gab ihm zum Geschenk eine ganze Bibliothek auf die Reise und beehrte ihn mit dem Recreditif an seine Obrigkeit, wie einen Gesandten.

Wir übergehn so viele Abhandlungen, die er von Zeit zu Zeit herausgab. Mitten unter seinen historischen Studien vergieng kein Tag, daß er sich nicht mit den morgenländischen Sprachen, mit den heiligen Büchern, den Kirchenvätern und Concilien beschäftigte. Vier Jahre nach der Heimkunft erhielt er den theologischen Lehrstuhl. Als Theolog schrieb er verschiedene Abhandlungen über den Canon des N. Testaments, über die Unzulänglichkeit der natürlichen Religion, über die Abschaffung der gesetzlichen Ceremonien, über die Prophezeyungen, über die Controversen der englischen Kirche u. s. f. Auch predigte er vielmal in deutscher und französischer Sprache. Nur einige deutsche Predigten gab er heraus, und zwar aus Gefälligkeit für seine Mutter, die nicht mehr im Stande war, zur Kirche zu gehn.

In Basel hatte er die Aufsicht über die Universitätsbibliothek. Beträchtlich vermehrte er sie;

er verglich die wichtigsten Handschriften und schrieb zu denselben seine Erläuterungen.

Sein Briefwechsel war ungemein groß. Er antwortete jedem Korrespondenten in der ihm eigenen Sprache, deutsch, französisch, italienisch, spanisch, englisch. Gleichwol war er sonst nirgends gereiset, als in Frankreich. Zweymal befand er sich in diesem Königreiche. Das erstemal in seinem siebzehnten Jahre. Damahls besuchte er das Dauphiné, die Provenze und Languedoc, er copirte die Innschriften, maß die Ueberbleibsel der Amphitheater, zeichnete die Triumphbogen und andere Alterthümer. Im J. 1716. hielt er sich einige Zeit zu Paris auf. Daselbst machte er Bekanntschaft mit den berühmtesten Gelehrten, besonders mit dem damaligen Kanzler Daguesseau. Mit diesem unterredete er sich öfters über die Baslersche Kirchenversammlung. Der Kanzler wünschte, daß man auf eine Historie derselben bedacht seyn möchte. Er selbst hatte hiezu verschiedene Materialien gesammelt und Baluz war bereit, sie in Ordnung zu bringen. Inzwischen hatte L'Enfant die Geschichte des Konstanzer-Conciliums geliefert und schon setzte er sich vor, auch die Geschichte der Baslerschen Kirchenversammlung zu schreiben. Zu diesem Ende hin erhielt er von dem König von Preus-

sen

sen ein Fürwort, daß ihm der Magistrat in Basel die dortigen Urkunden möchte zukommen lassen. Der Basler-Magistrat verbat sich die Auslieferung der Originale und trug unserm Iselin auf, hievon Auszüge zu machen. Dieser anerbot sich, auch für Paris eine Kopey zu besorgen. Der Kanzler wünschte, anstatt der Auszüge, eine Kopey aller Bände zu haben. Unter denselben befindt sich z. B. ein ausführliches Tagebuch über alle Verhandlungen, von einem Mitglied des Conciliums, Johann von Segovia, welchen die Universität Salamanca abgeschickt hatte, und dessen Aennas Sylvius, als Secretair des Conciliums, nachheriger Papst Pius II. hin und wieder auf die ruhmvollste Weise erwähnet. Dieses Tagbuch besteht in zween grossen Foliobänden, ziemlich enge geschrieben. Dasselbe schien so wichtig, daß man es in zwey Exemplaren in der Bibliotheck der Franziscaner, wo das Concilium sich versammelte, aufbewahrte und nach der Religionsveränderung in das Archiv der Stadt hinterlegte. Unter Iselins Aufsicht ward es nun für den Kanzler kopiert. Gegenwärtig befindt sich die Kopey nebst den Abschriften der übrigen Urkunden in der königlichen Bibliotheck, zusammen drey und dreyßig Foliobände. Für seine Bemühungen erhielt Iselin

bey

bey der parisischen Academie der schönen Wissenschaften die Stelle eines auswärtigen Ehrengliedes. Sogleich schickte er der Academie eine Abhandlung, in welcher er, gegen Spanheim und Vaillant, einer abgekürzten Innschrift auf verschiedenen Schaumünzen einen ganz neuen Sinn giebt: CERtamen SACrum PERiodicum OECUMenicum ISELasticum. Die Sylbe PER ergänzten Spanheim und Vaillant durch PERIOdonicum. Iselin ergänzt sie durch PERiodicum. Ueber den Grund dieser Auslegung verweisen wir auf den fünften Band der Memoiren der königl. Academie. Mehrere solcher antiquarischer Gegenstände hatte Iselin schon vorher, entweder in besondern Abhandlungen, oder in den gelehrten Zeitschriften beleuchtet; so z. B. schrieb er über die Ebräische Zeitrechnung; über einige zu Mondon und Trieste entdeckten Innschriften; über die vorgebliche Ewigkeit der Welt, durch alte Denkmale bestritten; über die Giganten in den h. Büchern; über die Absicht des Tiberius, als er Christus unter den fremden Göttern einen Cultus in Rom gestatten wollte u. s. w.

Um nicht allzu trocken und weitläuftig zu werden, übergehn wir den Katalog so vieler seiner Schriften und Ausgaben. Nur im Vorbeygehn erwähnen wir seiner Tschudischen Chronick und

sei-

seines deutschen Morery, den er so beträchtlich erweiterte.

Iselin war ungemein dienstfertig. So z. B. ließ er für Uffenbachen zwölf Bände von den Briefen des J. J. Grynäus kopieren. So schickte er dem Corte die Lesarten aus einer sehr alten Handschrift des Sallusts, und Bengeln ebenfalls solche Lesarten aus den Handschriften des N. Testaments in der Baslerschen Universitätsbibliothek.

Mit dem Ruhm eines grossen Gelehrten verband Iselin den Karackter des einnehmendesten Weltmanns. Wie nützlich sein Kredit dem Vaterlande gewesen, mag unter anderm folgende Anekdote beweisen: Wenige Zeit vorher, als der Marquis von Beretti-Landi, spanischer Gesandter in der Schweiz, in gleichem Karacter nach Holand abreisen sollte, verlangte er von dem Magistrat in Basel die Entsetzung eines Postmeisters, dem er die Hinterhaltung einiger Packete schuld gab. Der Magistrat hielt den Postmeister für unschuldig und weigerte sich, dem Gesandten zu entsprechen. Voll Unwillen ließ dieser in Geheim das Felleisen des Baslerboten wegnehmen. Der Magistrat schickte eine Deputation an den Gesandten nach Luzern. Man kannte dessen Freundschaft gegen Iselin. dieser mußte

also

also mitgehn. Beretti-Landi empfängt sie sehr wol, will aber nichts von dem Felleisen wissen. Nach der Tafel spricht Iselin besonders mit ihm. Der Gesandte sagt: — Mein lieber Doctor, Sie könnten mir hierüber in Zeit einer Viertelstunde hundert der schönsten Verse vorschwatzen, so wär all ihr Latin gänzlich verloren! — Die Gesellschaft gieng aus einander. Iselin schreibt in Zeit einer Viertelstunde eine Epistel von hundert Versen an den Gesandten. Dieser ist entzückt und denkt die ganze Nacht darauf, seinen Freund zu befriedigen. Morgens nehmen die Deputirten Abscheid bey ihm. Immer will er nichts von dem Felleisen wissen, nur sagt er seitwärts zu Iselin:

Carmina vel Cælo possunt deducere Lunam.

Nach ihrer Wegreise sehn sie unterwegs einen Reuter, der ein Felleisen fallen läßt und im vollem Galopp weiter eilt. Die Deputirte heben es auf, und es war, was sie suchten.

Iselin starb den 13. Aprill 1736. Er hinterließ seinen Neffen eine kostbare Bibliotheck. Für die Universitätsbibliotheck bestimmte er ein Vermächtniß von 5000 Livr. nebst seinen Kommentarien zu des Urstisius Chronick.

Franz Urs von Balthasar.*

Er erblickte das Licht der Welt den 7. Winterm. 1689. zu Luzern. Seine Famillie war seit alten Zeiten fruchtbar an verdienstvollen Männern. Sein Stammvater, Dietrich von Balthasar, erfocht grossen Ruhm in dem einheimischen Religionskriege vom J. 1531. Nicht nur stritt' er als Held, sondern als dem Schultheissen und Feldoberist, Johann Hug von Luzern, sein Pferd unter dem Leib todt geschossen worden, sprang er mit Lebensgefahr von dem seinigen und hob auf dasselbe den Schultheiß. Zur Dankbarkeit beehrte ihn die Stadt Luzern mit dem Bürgerrecht.

Der Vater unsers Franz Ursen war Johann Karl, von dem wir im Vorbeygehn nur folgende Umstände anführen: Seine Geburt fiel in das J. 1648. Schon im J. 1653. verlor er den Vater. Die Wittwe sah sich mit zahlreicher Haushaltung beschweeret; gering war das Erbtheil der Waysen. Es begegnete dem jungen Johann

* S. Verhandlungen der helvet. Gesellsch. in Schinznach 1764. wie auch das Eloge de Mr. de Balthasar, Conseiller d'Etat de la Republique à Lucerne.

hann Karl, was jenem Weltweisen, der erst als- denn seinen Beruf fühlte und erreichte, als die Abgründe des Meeres seine Schätze verschlangen. Durch Fleiß und Geschicklichkeit erhob er sich von dem untersten Staatspulte bis zu dem höchsten. Nachdem er mit seiner Feder dem Vaterlande bey vier und zwanzig Jahren gedient hatte, ward er im J. 1699. zum Mitgliede des innern Rathes, und zwey Jahre später zum Schultheiß ernennt. Im J. 1703. in dem fünf und fünfzig- sten Jahre seines Alters, unterbrach ein plötz- licher Tod seine ruhmvolle Laufbahn. Damals hatte unser Franz Urs nicht mehr als vierzehen Jahre. Seine ersten Studien trieb der verwayste Jüngling in den Jesuiter-Schulen mit ziemlichem Erfolge. Bey Hause studierte er die ältere und neuere Geschichte, besonders die römische, welche in seiner warmen Seele den Enthusiasmus für Vaterland und Freyheit entflammten. In Welsch- land verband er mit dem Studium der höhern Wissenschaften die Uebungen in ritterlichen Spie- len und Künsten. — Fünf Jahre hernach kehrte er nach Luzern zurück. In dem letzten einhei- mischen Kriege vom J. 1712. dienete er als Hauptmann. Nach geschlossenem Frieden that er eine Reise nach Frankreich. Bey seiner Zu- rückkunft ward er im J. 1715. Stadtschreiber zu

Wil-

Willisau; sechs Jahre hernach Staatssecretair des Kantons. Auch dieses Amt verwaltete er nicht länger als sechs Jahre, indem er auf erfolgten Hinscheid seines ältern Bruders in den innern Rath befördert wurde. Als er noch an dem Staatspulte saß, war jener Streithandel zwischen dem Pabst und dem Kanton entstanden. Merkwürdig ist es, daß gerade unter seiner Verwaltung begegnete, was sein Vater geweissagt hatte, als er bey Anordnung der Staatsarchive seine jüngern Kanzleybedienten zur Behauptung der vaterländischen Rechte und Freyheiten ermunterte, indem er beyfügte: Es kömmt eine Zeit, wo die Priesterschaft sie durch ihre Eingriffe in die weltlichen Rechte zu eydlicher Verthaydigung derselben nöthigen werde. Diese Zeit kam, als der Senat zu Luzern im J. 1725. den Priester von Udlingenschwyl wegen seines Ungehorsams aus dem Lande verbannte. Von jedem der Rathsglieder, auch selbst von denjenigen, die wegen Krankheit nicht ausgehen konnten, mußte der Staatsschreiber einen Eyd abfordern, daß sie die landesherrlichen Rechte gegen den Papst in Schutz nehmen wollen.

Je länger je mehr entwickelten sich Balthasars gemeinnüzige Kräfte. Sein Patriotismus und seine Verdienste erweckten ihm Neider. Sie er-

kannten die Vortreflichkeit seiner Rathschläge, und sie hinderten die Vollziehung derselben, blos aus Besorgniß, daß sein Einfluß allzu groß werden möchte. In den Jahren 1730, 31, und 32, reisete er als Gesandter in die italiänischen Vogteyen und erwarb sich auch dort den Nachruhm eines uneigennützigen, aufgeklärten Rechtsprechers. In den folgenden Jahren befand er sich bey den ordentlichen und ausserordentlichen Tagleistungen zu Baden und Frauenfeld. Nicht ohne bange Kümmernisse sah er daselbst der Auslöschung des alt-eydgenößischen Geistes entgegen.

Bey neuem Ausbruch der Eifersucht zwischen Oesterreich und Frankreich befand er sich in den Jahren 1739. und 1744. als Repräsentant des Staates in Basel.

Unter den verschiedenen Aemtern, die er im Vaterlande bekleidete, erwähnen wir nur des beschweerlichen Bau- und Spitalamts, die er beyde mit uneigennütziger Treu nud ökonomischer Klugheit verwaltete.

Während dieser Zeit war es, daß er jene fünf Reden verfertigte, welche so sehr die öffentliche Aufmerksamkeit erregten, und zwar besonders auch der französischen Partey in der Schweiz. Die erste von diesen Abhandlungen über die Bundesbrüche liefert das Gemählde der von den Eydgenossen

nossen geleisteten Kriegesdienste, ohne daß sie dazu durch Verträge verpflichtet gewesen. Mit Grunde kann man solche Kriegesdienste, die ohne obrigkeitliche Bewilligung geschahn, als eine von den Hauptursachen des Verfalls der Eydgenoßschaft ansehn. Balthasar zeigt, durch was für Mittel und Wege das Vaterland sich wieder zu dem ehmaligen Glanz empor heben könnte. — Zum Innhalte seiner zwoten Abhandlung macht er den Abscheid der Badischen Tagleistung vom J. 1580. In auffallendem Lichte zeigt er den Unterscheid der ehmaligen und der dießmaligen Manier, mit Frankreich in Unterhandlung zu tretten. — In der dritten Abhandlung liefert er die Uebersetzung des LXIsten Hauptstückes von Boccalini's politischen Werken. Boccalini schildert das Schicksal der römischen Hilfsvölker. Hiebey nihmt Balthasar Anlaß, die Eydgenossen auf die Folgen ihrer auswäriigen Kriegesdienste aufmerksam zu machen. — Die vierte Abhandlung, die allein durch den Druck bekannt gemacht worden, hat folgende Aufschrift: Patriotische Träume über die Wiederauflebung der veralteten Eydgenoßschaft. Balthasars Vorschlag geht auf eine öffentliche oder Nationalerziehung; es ist der Entwurf zu einem helvetischen Seminar, wo aus jedem Kantone die hofnungsvollesten Jünglinge sich vereinigen

sollten, um die allgemeine und die besondere Geschichte, die vaterländischen Gebräuche und Rechte, die innern und äussern Verhältnisse, Verträge, Bündtnisse, die Staatistik u. s. w. kennen zu lernen, und so von Jugend auf in vertraulichem Umgange sich gleichförmige Gesinnungen eigen zu machen. Wenn auch dieser Entwurf nicht ganz ausgeführt wurde, so veranlasete er doch eine von den vortreflichsten Anstalten, nämlich jene patriotische Wallfahrt, welche alljährlich die edelsten Söhne des Vaterlandes bald zu Schinznach, bald zu Olten vereinigt. Nicht weniger merkwürdig ist Balthasars fünfte Rede: Politische Betrachtungen über den Bund der katholischen Eydgenoßschaft mit der französischen Krone im J. 1715. Unter denjenigen Schriften, die den Kanton Luzern besonders betreffen, erwähnen wir nur seines historischen Versuches über die Luzernersche Verfassung. Es ist dieß gleichsam ein politisches Testament, welches er seinem Sohn, dem einzigen, der ihm von sieben übrig blieb, zum Andenken zurück ließ. „Erinnere dich, sagt er unter anderm zu seinem würdigen Sohne, „daß nichts süsser, nichts ehrenvoller ist als wenn „man Gutes thut und auch Andere zum Gutes„thun antreibt. Der Tugendhafte gefällt Gott „und den Menschen; der Lasterhafte und der

„Müßig-

„ Müßiggänger sind den Menschen verhaßt und
„ Gottes-Gericht unterworfen. Ueber alles liebe
„ Gott, und nächst Gott sey dir nichts theurer
„ als das Vaterland, keineswegs aber (wie es
„ so gewöhnlich ist,) aus Eigennutz, sondern
„ aus edelm Stolz und kindlicher Anhänglichkeit.
„ Derjenige, der nur aus Ehrgeitz emporstrebt,
„ weiß nichts von der wahren Grösse der Seele,
„ von Rechtschaffenheit und Patriotismus. Ver-
„ meide auswärtige Jahrgehalte; sie nähren
„ Hochmuth und Ueppigkeit; in ihrem Begleite
„ sind Elend und Armuth. Weit mehr beförderst
„ du dein Glück durch häusliche Wirthschaft und
„ gemeinnützige Thätigkeit als durch die Pensio-
„ nen der Grossen. Ueberlege alles, was du
„ thust, bleib aber nicht unentschlossen; sey spar-
„ sam, nicht geizig, zutraulich, aber behutsam;
„ fromm, aber nicht heuchlerisch u. s. w. „

Bey zunehmenden Altersschwachheiten zog er sich in sein Haus, in sich selbst zurück. Den 5. Christm. 1760. erschien er in voller Rathsversammlung und begehrte seine Entlassung. Ihm ward sie von den versammelten Vätern verweigert. An ihn schickten sie zwey von den angesehensten Rathsgliedern, die im Namen des Senates dem Greisen so lange zuredeten, bis er endlich nicht mehr wiederstehn konnte. In der hierüber be-

schlossenen Rathserkanntniß heißt es: „Er sey „ersucht worden, seine Rathsstelle beyzubehal„ten, Lieb und Leyd fernerhin mit U. U. G. G. „HHerren und Obern zu tragen und mit seiner „Klugheit und Erfahrenheit, mit seinem Fleiß „und Eifer Hochdenselben mit rathen zu helfen, „mit angehängter tröstlicher Versicherung, daß „er zur Besuchung der Rathsversammlungen kei„neswegs angehalten, sondern einzig und allein „erbetten seyn soll, sich in dringenden, schweeren „Vorfällen gebrauchen zu lassen, in wiefern seine „Gesundheitsumstände ihm solches gestatten. „Ungeachtet seines Ansuchens entschloß er sich „hierauf, jedoch nur unter Eydsnachlassung, „bey der Regierung mit Rath, That und Treu „auszuhalten, so lang ihm der Allmächtige Le„ben und Kräfte schenken werde.„

Von jetzt an erschien er nur selten bey öffentlichen Rathsversammlungen; seine Gesundheit wurde je länger je schwächer. Er starb den 30. Maymonat 1763. in einem Alter von vier und siebzig Jahren, und zwar an eben dem Tage, da ihm des Abends vorher jenes schmeichelhafte Schreiben unsers Salomon Geßners im Namen der helvetischen Gesellschaft überreicht worden war. Dieses Schreiben und Balthasars letzte Wünsche eines helvetischen Patrioten findt man

in

in den Verhandlungen der Schinznacher-Gesellschaft vom J. 1763.

Franz Urs hinterließ einen Sohn, Joseph Anton Felix von Balthasar, den noch lebenden Staats-Seckelmeister. Nach dem Vorbilde des Vaters ist auch er ein Wohlthäter des Volkes und mit Eifer hat er über sein Vaterland grössere Aufklärung verbreitet. Unter seinen gedruckten Schriften erwähnen wir folgender:

Defense de Guillaume Tell. 8. Zuric. 1760.

Lettre à un François contenant une légére Ebauche de la Suisse litteraire. Journal de Neuchatel, Juillet 1760.

Schutzschrift für die Thebaische Legion oder den h. Mauritius und seine Gesellschaft. Luzern 1760.

Zusatz zu dieser Schutzschrift Luzern 1761.

De Helvetiorum juribus circa Sacra, d. i. kurzer, historischer Entwurf der Freyheiten und der Gerichtsbarkeit der Eydgenossen in so genannten geistlichen Dingen. Zürich 1768.

Eloge historique de Maurice Antoine Cappeler, Docteur en Medecine. Journ. de Neuchatel. Nov. 1769.

Museum Virorum Lucernatum fama & meritis illustrium. Lucern 1777.

Lobrede auf Albrecht von Haller. 8. Basel 1778.

Lobrede auf den Zürcherschen Bürgermeister Joh. Conr. Heidegger. Basel 1778.

Moralische Empfindungen beym Grabe Jos. Leod. Ant. von Keller, Schultheissen zu Luzern. Luzern 1782.

Fragmente zur Geschichte der Denkungsart und der Sitten der alten Schweizer. Luzern 1781.

Urkundliche Geschichte der eydgenößischen Verkommniß zu Stanz im J. 1481. Luzern 1781.

Urkundliche Geschichte des Luzerner- oder Vierwaldstädter-Bundes. Luzern 1782.

Gedanken und Fragmente zur Geschichte des gemeineydgenößischen Rechtes. Luzern 1783.

Nachrichten von der Stadt Luzern und ihrer Regierungsverfassung. Luzern 1784.

Johann

Johann Tobler.

Er ward den 10. Aprill 1732. zu St. Margrethen im Rheinthal getauft. Sein Vater war damals Pfarrer daselbst. Da dieser im März 1738 als Pfarrer nach Meila kam, so ging der junge Knabe mit ihm. Unter der väterlichen Aufsicht übersetzte er ein Paar lateinische Klaßiker, das neue Testament, die Ebräische Genesis und das Deuteronium. Auf Anrathen eines Freundes las er für sich selbst Baumeisters Logik und Metaphysik. Im Sommer 1747. kam er nach Zürich und besuchte bis in den December die philosophischen Lehrstunden als Honorarius. Unter glücklich eintreffenden, zufälligen Umständen ward er hierauf in die theologische Classe erhoben. Den 12. Aprill 1750. erhielt er die Einweyhung zum Kirchendienst. Es herrschte eine Belletristenepoche. Grossen Reitz hatte für unsern Tobler die Dichtkunst. Haller und Klopstock entzückten ihn. Mit letzterm pflog er, während seines Aufenthaltes in Zürich, persönlichen Umgang. Fleißig las er Bodmers und Breitingers kritische Schriften, unter anderm wegen der darinn übersetzten Stellen aus dem Homer.

„ Den Homer, schreibt er selbst, „las ich schü„ lerisch, ziemlich lang, ohne ihn so treflich zu „ finden, wie ich seinen Ruhm allgemein fand, „ also zum Theil aus Eitelkeit. „ Sehr frühzeitig kam der Jüngling ins Schreiben hinein. Nicht nur übersetzte er aus Bükingham, Thomson und andern, sondern ehe er noch 24 Jahre alt war, lieferte er Prosa und Verse in verschiedene Wochen- und Monatsschriften, in einen fliegenden Merkur zu Schaffhausen, in Zieglers vermischte Schriften und hernach ins Angenehme mit dem Nützlichen. Seine Uebersetzung von Thomsons Frühling erschien mit einer treflich geschriebenen, empfehlenden Vorrede von und bey Geßner, im J. 1757.

Im J. 1754. wurde Tobler Pfarrer zu Ermatingen, also in gleichem Jahr, als sein Vater, ein noch lebender, munterer Greis, als Canonikus und Stadtprediger nach Zürich kam. Von Ermatingen schickte Tobler im Jahr 1755. einen Versuch hexametrischer Uebersetzung des ersten Gesanges der Ilias an seine Freunde in Zürich. Dieser Versuch erhielt durchgängigen Beyfall. Besonders erhob man seine meist wörtliche Treue. Er wollte noch treuer seyn, und ward nun, (wie er wol selbst, aber allzubescheiden sagt,) bald undeutsch, bald hart, bald klang-

los,

los, bald was weiß ich alles. Steinbrüchel und Bodmer hatten für ihn die Freundschaft, dieß am vierten Gesang durchaus anzustreichen. Eben dieß that Breitinger beym ersten Stück des sechsten Gesanges. Immer eine merkwürdige Arbeit, wenn sie auf solchen Grad die Aufmerksamkeit so grosser Kunstrichter auf sich zieht.

Inzwischen schrieb Tobler vom J. 1757 — 1761. von Zeit zu Zeit auch etwas kritisches in die freymüthigen Nachrichten von Zürich, und hernach verschiedene Aufsätze und Recensionen in den Lindauer-Journal.

Als er seiner Gattin einige vereinzelte Blätter zur Abendmalsandacht in ihr Kirchenbuch geschrieben hatte, war dieß der Anfang zu dem Christlichen Nachdenken über guten Gebrauch des h. Nachtmahls, das er ohne Namen bey Rud. Füßli in Zürich herausgab. Es ward viermal in etwann sechs Jahren aufgelegt. Es folgten hierauf Empfindungen und Gebethe der Christlichen Rechtschaffenheit und Andachten für Alte, nebst andern Erbauungsschriften, zum Theil auch für Kranke. — Ganz ohn' alle frömmelnde Pralerey, schreibt hierüber der Verfasser selbst mit edler Naivität: „Was mir Lavater und Fe-„lix Heß von Berlin und Barth aus vom Bey-„fall dortiger Gelehrten allzustark schrieben,

„ machte

„ machte mir ein wenig den Kopf groß; zum „ Theil auch das Nachwerben der Verleger. „ Sehr richtig characterisirt er sich als Schriftsteller selbst, wenn er hinzusetzt: „ Ich schrieb „ manches auf Anschaun hin, sehr aus meinem „ Herzen. „ In der That ist er ganz originell und macht Epoche in der Ascetik. Wie manches schlechtes Erbauungsbuch verdrängt er nicht durch seine bessern? Wie viel mehr Licht und Wärme bringt er nicht in seine Betrachtungen? Durch ganz neue, zum Theil vielleicht fremdscheinende, aber glücklich eingewobene, philosophische und litterarische Bemerkungen sind dergleichen Erbauungsbücher willkommen selbst an solchen Orten, wo die gewöhnlichen bisher wenig hervorbringen konnten.

Im J. 1768. wurde Tobler zum Diakonate beym Frauenmünster in Zürich befördert. Besonders freute ihn diese Verpflanzung wegen seiner kränkelnden Gattin, wie auch wegen des öffentlichen Unterrichtes, den er seinen anwachsenden Söhnen in der Stadt konnte zukommen lassen. Sonst glaubt er, sich in das Stadtleben nur mittelmäßig zu schicken.

Im J. 1769. schrieb er bey Anlaß der Bewegungen, welche die Schrift sur l'origine des principes religieux verursachte, die Ueberlegungen

eines

eines unstudirten Christen bey öffentlichen Angriffen auf seinen Glauben. — Bey Anlaß der neuen, zürcherschen Bibelausgabe schrieb er in den Jahren 1771. und 1772. die Anmerkungen zur Ehre der Bibel. Bey jedem Stück entkräftete er diese oder jene Verunglimpfungen der Offenbarung, so wie sie ihm neuerlich aufstiessen. Man sieht darinn einen Verfasser, bey welchem Licht und Wärme vereint sind, und der gleich weit von sclavischer Systemsucht und von zügelloser Freydenkerey entfernt bleibt. -- Im J. 1772. schrieb er auch, bey Erscheinung von Merciers l'an 2440. seinen Oniramint. — Im J. 1774. edirte er: Andenken an meine verstorbne, l. Kinder, besonders Elisen. — Im J. 1776. wurden seine Erbauungsschriften in drey Bände zusammengedruckt. Hiebey übernahm Zollikofer, er selbst ein so vortreflicher Schriftsteller, die grammatische Ausfeilung. — Im J. 1779. schrieb Tobler Gedanken und Antworten gegen den Wolfenbüttelschen Fragmentisten. — Im J. 1783. erschienen die Toblerschen Blätter und bald hernach ein Weyhnachtblatt. Ohne Namen hat man von unserm Verfasser noch andere Schriften, entweder besonders gedruckt, oder in verschiedene Sammlungen eingerückt.

Noch

Noch so berühmt als Schriftsteller, noch so vertraut mit den Wissenschaften, fühlt er sich doch immer am glücklichsten, als Gatte und Vater, im Schooß seines Hauses. Von dreyzehn Kindern, die ihm bis zur Beförderung zum Archidiaconate im J. 1777. gebohren wurden, leben sechse. „Mein Vateraug, schreibt er mit Rührung, „sieht recht viel an ihnen, und mein Herz „hat viel mit ihrer kränklichen Mutter und ihnen gelidten und genossen.„

Firmin

Firmin Abauzit.

Die schönste Lobrede auf diesen Mann finden wir in Rousseaus Schrift über die Schauspiele. Je mehr er selber verborgen seyn wollte, desto mehr verdient er hervorgezogen zu werden. Er war zu Uezès gegen Ende des letztern Jahrhunderts geboren. Um der Religionsfreyheit willen führten ihn seine Aeltern frühzeitig aus Frankreich nach Genf. Daselbst genoß er des besten Unterrichtes; wegen seines glücklichen Fortganges erhielt er noch sehr jung die Aufsicht über die Stadtbibliotheck. Gerade dieß war die angemessenste Stelle für den Philosophen. Der Umgang mit den Büchern diente ihm zum Trost und zur Erholung, wenn er des Umganges mit den Menschen müde geworden; sonderheitlich die Alterthümer hatte Abauzit studirt.

Mit dem Genferschen Bürgerrechte beehret, war er bemüht, um sein neues Vaterland dieses Glück zu verdienen. Im J. 1730. hatten ihm seine neuen Mitbürger eine verbesserte Ausgabe von Jakob Spons Geschichte des genferschen Freystaates zu danken. Diese Geschichte vermehrte er theils durch Anmerkungen, theils durch Beyfügung verschiedener Urkunden und Denkschriften.

Frey=

Freylich scheint die Geschichte eines kleinen Freystaates kein so interessantes Schauspiel wie die Revoluzionen grosser Königreiche vor Augen zu stellen; wenn indeß die Begebenheiten an sich selbst weniger beträchtlich zuseyn scheinen, so bleiben die Leidenschaften doch immer eben dieselben; weniger geräumig ist zwar die Bühne; die Schauspieler aber spielen die gleiche Role, und vielmal eine weit interessantere als auf dem größten Theater. So klein eine Taschenuhr von Greham ist, so erweckt ihr Mechanismus nicht desto weniger weit mehr Bewunderung als manches noch so überladene Uhrwerk. Ueberhaupt intereßirt das Gemählde der Menschheit in jedem Zeitalter und in allen Umständen. Ob ausser der Bannmeile, in deren Umkrais der vaterländische Geschichtschreiber lebt, das Lokale allemal verständlich und interessant sey? Wenig bekümmerts den Mann, dem noch die Lares und die Penaten, dem Haus und Vaterland wichtig und heilig sind. Er schreibt weniger für die Welt überhaupt als für den Bürger. Ein solcher Autor scheint berechtigt, von den Lesern zu erwarten, was Plautus in dem Prolog zu den Menechmes von den Zuschauern verlangt: „Der Schauplatz ist zu „Epidamne, einer Stadt in Macedonien; da„hin begebt Euch und bleibet daselbst, so lang

„das

„ das Stück daurt. „ — Wenn ich mich noch einige Augenblicke bey diesen Nebenbetrachtungen verweile, so geschieht es zur Rechtweisung derjenigen, welche blos deswegen, weil Genf ein kleiner Staat ist, die Geschichte seiner einheimischen Unruhen weniger wichtig als lächerlich glauben. Und wird denn ein Plutarch darum weniger Hochachtung verdienen, weil er eine kleine Richterbedienung in seiner Vaterstadt Chärona dem Amte eines kayserlichen Statthalters, und zwar unter dem Trajan, vorzog? Je mehr man Menschen, Völker, Zeiten kennen gelernt hat, desto mehr gewinnt man Vergleichungspunkten zur Ausmessung moralischer und politischer Grössen. Eben weil die Begriffe von diesen relativ sind, so kann der Aufruhr in einem kleinen Orte mehr oder weniger eben so merkwürdig seyn als selbst in der Hauptstadt der Welt. Gleichwie für den neuen Neapolitaner ein Katilina, so könnte für den alten Römer ein Masaniello, gleichwie für Genf ein Aristides, so könnten für Athen ein Rousseau oder Düroveray interessant seyn. Wenn uns noch so sehr die Ursachen von Roms Grösse und Untergange beschäftigen, so können wir auch noch einem kleinen Staate, wie der Genfersche, unsre Aufmerksamkeit wiedmen. Wichtig ist uns die Untersuchung, wie das Ge-

bäude der Freyheit aufgeführt und befestigt worden; mit Vergnügen und mit Vortheil erforschen wir die Triebfedern der Regierung, den Ursprung der Factionen, ihre Einschränkung und ihre Würkungen, ihren Einfluß auf Gewerbe und Sitten. Ohne Zweifel muß ein solches Studium lehrreich seyn und Jacob Spon setzte mit Grund auf sein Geschichtbuch die Innschrift: Legent hæc nostra nepotes. Sonderheitlich durch Abauzits Anmerkungen wird diese Innschrift gerechtfertigt. Diese Anmerkungen verrathen nicht nur den tiefforschenden Gelehrten; auch verkündigen sie einen gemeinnützigen patriotischen Philosophen. — Was man in diesem Commentar über Bolsec, Gentilis, Alciat, Gallo, Blandrat, Spifam, Niclaus Antoine u. a. antrift, ist aus den Originalschriften gezogen. Aller dieser merkwürdigen Streithändel erwähnt Abauzit mit der göẞten Unparteylichkeit und er wagt es die Prozedur der Richter zu tadeln, wo er sie tadelhaft findt.

Die Abhandlung über Cäsars Gränzlinien zur Verhinderung weitern Fortschritts der Helvezier, eine andre Abhandlung über die eigentliche Lage der Colonia equestris, drey Abhandlungen über einige alte Innschriften, deren ächter Sinn dem Spon entgangen war, und endlich die Bemerkun=

kungen über die Naturgeschichte des Genferschen Bodens, alle diese Stücke gehören Abauziten allein zu.

Dieß ist das einzige, welches er durch den Druck bekannt gemacht hat. Ein grosser Verlust ist es für die gelehrte Welt, daß er aus Bescheidenheit manche andre, höchstwichtige Abhandlung zurück hielt. — In Handschrift hinterließ er verschiedene Aufsätze zur Beleuchtung so wol der heiligen als der Profanscribenten. Die besten, historisch-critischen Untersuchungen in Voltairens Werken hatte dieser Abauziten zu danken. So frey letztrer in seinen Nachforschungen gewesen, so zurückhaltend war er. Harmlose Ruhe zog er geräuschvollem Ruhme weit vor, und mit unverfälschter Bescheidenheit verband er das menschenfreundlichste Wohlwollen. Gegen dem Ende seiner Tage zog er sich noch mehr in die Einsamkeit zurück; unweit Genf starb er auf dem Lande Anfangs des Jahres 1768.

Jacob Vernet. *

Vernet erblickte das Weltlicht den 29. August 1698. Sein Vater, ein Handelsmann zu Genf, starb im J. 1706. und hinterließ mit beträchtlichem Reichthum zehn minderjährige Kinder. Der junge Vernet studirte unter Aufsicht von zween seiner Verwandten, Daniel le Clerc und M. C. Trembley. In den Erholungsstunden übte er sich im Zeichnen, in der Music und Tanzkunst. Zur Erleichterung seines Gedächtnisses gewöhnte er sich frühzeitig an Locke's Methode in Auszügen und Sammlungen, indem er jeden Abend aufzeichnete, was ihm beym Lesen oder im Umgang merkwürdig vorkam. Die academischen Ferien verstrich er bey seinem Bruder in Lion. Daselbst benutzte er die Jesuiterbibliotheck und des Serviéres Kunst-Cabinet. Die Betrachtung des Taurobol erweckte bey ihm die Neigung zur Erforschung des Alterthums.

In Genf wiedmete er sich der Gottesgelehrtheit, unter B. Pietet, Alphons Türretin und Anton Leger. Im Aprill 1720. erhielt er eine

Stelle

* Eine ausführlichere Lebensbeschreibung behalten wir uns vor, besonders zu liefern. Man sehe auch Rathlef Th. III. S. 57.

Stelle in Paris. Gar bald fand er Zutritt bey den größten Gelehrten. Seinen Styl bildete und den Ernst seiner Studien erheiterte er in dem Umgang der schönen Welt. Das Theater besuchte er nicht weniger als die Academie. Zur Bildung in den Rednerkünsten begab er sich fleissig in die Kirchen und vor den Gerichtsstuhl.

Im J. 1725. erschien zu Paris ein selzames Religionsphänomen. An dem Frohnleichnamsfeste ward dem Vorgeben nach eine Frauensperson, Namens Margaritha La Fosse, auf die Anruffung des Heilands plötzlich von einem Blutflusse geheilt. Sogleich schrie man Mirackel. Diesen Wahn unterstützte der Kardinal von Noailles. Hiebey hatte man zur Absicht, auf der einen Seite die Empfehlung der Apellanten, auf der andern Seite die Bekehrung der Hugenotten. Nach genauer Prüfung des Wunders verfertigte Vernet hierüber einen erdichteten Briefwechsel. Ohne Namen des Verfassers erschien er im J. 1726. im Drucke. Eine zwote Ausgabe erschien bald hernach in London. Diese Schrift bestritt Hoquinet. Es entstanden Repliken und Dupliken. Freundschaftlich endigte sich die Controvers durch Vernets Sendschreiben im XIXten Band der Bibliotheque Germanique vom J. 1730.

Gegen Ende des Jahres 1728. schickte sich Vernet an, mit einem Freunde nach Italien zu reisen. Eben damals lieferte er in die Bibliotheque Italique verschiedene Beyträge.

In Türin entdeckte er die Tabulam Isiacam, die man verloren glaubte. An diesem Orte gerieth er in genaue Bekanntschaft mit Montesquiou; in Mayland knüpfte er einen Briefwechsel mit der Gräfin Clelia Borromäa. In Rom blieb er über vier Monate. Daselbst fand er wieder den Präsidenten von Montesquieü. Ueberal hatte er freyen Zutritt bey den Gelehrten und Grossen. Zu Florenz ernennte man ihn zum Mitgliede der Academie von Cortona. Von da aus schickte er ein Schreiben über die italiänische Litteratur in die Bibliotheque Italique. Zu Venedig sah er den Vallisnieri von Padua. Mit diesem unterhielt er sich schriftlich über die Ursachen von der Tonstimme der Eünuchen. Einen Aufsatz hierüber gab er in die Bibliotheque Italique.

Bey seiner Rückkehr ins Vaterland lebte er in Türretins Hause. Daselbst genoß er des Umganges verschiedener Gelehrten, auch besuchte er viele Damen von Geist und Verdiensten. Immer noch fand er Zeit zu Uebungen im Predigen.

Im

Im Sept. 1731. wiedmete er Chouet, dem Wiederhersteller der reinern Philosophie, ein historisches Denkmal.

Von Paris hatte er drey handschriftliche Aufsätze über das Nachtmahl mit sich gebracht. In denselben suchte der Ungenannte Verfasser die Schwirrigkeiten der Brodverwandlung aus dem Wege zu räumen. Vernet gab sie im J. 1730. in Genf mit einer Wiederlegung heraus.

Den 19. May 1730. erhielt er eine Landpfarre zu Jüßy. Den 8. Febr. 1731. nahm er die Pfarre zu Saconex unweit der Stadt an, um desto bequemer bey seinem Türretin leben zu können.

Schon damals fieng er an, Türretins Abhandlungen de veritate religionis christianæ in ein französisches Gewand und nach eigner Form einzukleiden. Kaum trat er sein neues Amt an, so mußte er sich für einige Wochen entfernen, und zwar aus Ursachen, die ihn vollkommen rechtfertigten. Von einer Dame vom höchsten Rang, die aber verborgen seyn wollte, hatte Türetin für die Waldenser eine sehr beträchtliche Beysteuer erhalten. Die Austheilung anvertraute er seinem Sohn und Verneten. Ein Jahr hernach erhielt Vernet obrigkeitliche Erlaubniß, sich noch länger und weiter von seiner

Pfarrey zu entfernen, um Türretins einzigen Sohn auf Reisen zu führen. Den 19. Aprill kamen sie nach Solothurn. Sie hatten Zutritt bey dem französ. Gesandten, Marquis de Bonac. Er machte sie bekannt mit dem Zustand der türkischen Gelehrsamkeit. Von Solothurn begaben sie sich nach Zürich. Hier erinnerte sich Vernet, daß Montesquieu vielmahl gegen ihn den Wunsch äusserte, diese Stadt zu besuchen, und zwar als das realisirte Ideal eines Staates, in welchem die Ausbildung des Volkes gerade den höchsten Punkt erreicht, ohne zum Sittenverderben hinüber zu gehn. Sehr glücklich fand er in Zürich Handel und Kunstfleiß mit Gelehrsamkeit und Sitten vereinigt. In Basel sah Vernet Werenfelsen, Iselin, Bernoulli, Buxtorf. In Straßburg Schöpflin, Salzmann, Fröreisen. In Frankfurt den Pritius, den gelehrtesten und duldsamsten unter seinen Collegen. Auch hatte er Zutritt bey der pfälzischen Raugräfin und bey der Marquisin von Langalerie. Zu Marburg sahn sie den berühmten Wolf. Er sprach nicht französisch, aber fliessend lateinisch. In Cassel besuchten sie Crousatz und den Baron von Donah, von denen sie dem jungen Erbprinzen, nachherigen Landgrafen dargestellt wurden. Mit dem Abt von Lokom, Dr. Christoph Böhmer unterrede-

redeten sie sich über die Vereinigung der Protestanten. Böhmer äusserte sich, daß es Zeit sey, einmal die fruchtlosen, theologischen Spitzfündigkeiten fallen zu lassen.

In Gröningen wurden unsere Reisende von Barbeyrac aufs freundschaftlichste empfangen. Ungemein erbaulich fand Vernet den Gottesdienst der Menoniten. In Amsterdam sah er den Crellius, einen Enkel des Joh. Crellius, der die Trennung der Socinianer den unchristlichen Verfolgungen Schuld gab. Vernet reisete nicht, um zu disputiren, sondern um zu lernen. Seine Gedanken behielt er für sich. Aus seinen nachherigen Schriften sieht man, daß er eine gewisse Mittelstrasse einschlug und über gewisse Punkte sich eben so wenig entscheidend ausdrückte, als die erste, ursprüngliche Kirche.

Vernet besuchte die portugiesische Synagoge. In wiederholter Unterredung mit einem jüdischen Gelehrten fand er, daß die Methode zur Bestreitung der jüdischen Vorurtheile von niemand so gut, wie von Limborch, ausgedacht worden.

Aeusserst gerührt war Vernet beym Anblick des Joh. le Clercs, welcher seit einem Schlagfluß ganz blödsinnig geworden. Mitten unter den ausgelöschten Ideen dämmerte der ehmalige

Charakter seiner Herzensgüte und frommer Denkart hervor.

In Leyden, wie überhaupt auf den holändischen Schulen fanden unsere Reisende immer neben einander Voetianische und Coccejanische Lehrer. So groß ihnen Peter Burmann als Philolog vorkam, so wenig achtungswürdig fanden sie ihn in seinem Betragen. Bey Vitriarius, Schulthens, s'Gravesande, Müschenbroeck sahn sie mit grossen Kenntnissen den gefälligsten Umgang verbunden. Und wie erhaben schien ihnen nicht Boerhave, eben so liebenswürdig durch sein Herz als durch sein Genie! Im Hag stellte sie Royer dem Prinzen von Oranien vor.

Zu Londen hatte Vernet mit seinem Reisegefehrten Zutritt bey dem Erzbischof Wacke. Den 3. Jenner 1733. wurden sie der Königin Carolina und den Prinzeßinnen vorgestellt. Vernet predigte in der französischen Capelle zu St. James. In einigen Unterredungen mit dem Herzog von Montaigû und mit dem Grafen von Chesterfield bemerkte er, wie die Grossen des Reiches mit vorzüglichem Rang vorzügliche Kenntnisse, und mit beyden zugleich ganz besondere Höflichkeit und populäres Wesen verbanden. Ohne dieß hätten sie im Parlement entweder nicht Zutritt, oder doch wenigen Einfluß. In ver-

vertraulichem Gespräch mit verschiedenen Bischöffen erklärten sich diese, daß, zu Beybehaltung des Gleichgewichtes zwischen weltlicher Gewalt und kirchlicher Würde, in kleinern Freystaaten wol die presbyterianische Verfassung statt haben könne, in grossen Monarchien hingegen die bischöfliche Hierarchie schicklicher scheine. Nur alsdenn wird letztre zum Staate im Staate, wenn ihr Oberhaupt ausser dem Staat lebt und es diesen einschränken kann. Vor seiner Abreise ernennte man Berneten zum Mitgliede der Society for promoting christian Knowledge.

In der Mitte des Augusts 1733. langte er wieder in Genf an, und zwar nur wenige Zeit vor dem Hinscheid einer Mutter, für die er die zärtlichste Achtsamkeit hegte. Ungesäumt kehrte er zu seinen Pastoralgeschäften zurück. Ungemein glücklich verheurathe er sich mit der einzigen Tochter des verstorben Peter Bütini, von dessen Predigten er sogleich eine zwote Ausgabe besorgte. Auch besorgte er im J. 1734. die Ausgabe einer Schrift über die Gränzen der geistlichen und weltlichen Gewalt, die ihm von einer vornehmen Magistratsperson in Paris war anvertraut worden. In gleichem Jahr erhielt er eine Stadtpfarre. Um diese Zeit kam der Erbprinz

von

von Hessencassel nach Genf. Vernet hatte bey demselben öftern Zutritt und im J. 1736. wiedmete er diesem Prinzen einen Theil des Werkes de la religion chretienne. Im Nov. 1735. besorgte Pietro Giannone in Genf eine vermehrte Ausgabe seiner Istoria civile del regno di Napoli. Vernet verschafte ihm Zutritt bey Türretin und Bürlamachi. Den 24. März 1736. hatte Giannone das Unglück aufgehoben zu werden. Es war ein Streich der Jesuiten. Der Unglückliche ward nach Chambery geschleppt. Der König von Sardinien schlug seine Auslieferung nach Rom ab und nahm es auf sich, ihn in seinen eignen Staaten bewachen zu lassen. Der königliche Gubernator verlangte von dem Magistrate zu Genf das Geräth und die Papiere des Gefangenen. Der Auftrag wurde vollzogen, vorher aber schaften Vernet und Türretin einige Briefe bey Seite. Vernet berichtete die Sache Gianonn's Freunden in Italien. Der Prinz von Hessen-Cassel schrieb zu Gunsten des Gefangenen an den Prinzen Eügen. Fataler Weise starb dieser Beschützer desselben. Gianone blieb in der Citadell zu Türin, jedoch beym Genuß verschiedener Freyheiten und Bequemlichkeiten. Im J. 1740. erscholl das Gerücht seines Todes: allein Vernet versicherte mich, daß er noch länger gelebt habe.

Würk-

Würklich besitzt er eine Handschrift von Gianone's Leben und Schriften.

Den 1. May 1737. starb J. A. Türretin. Vernet schrieb seine Lobrede. Im J. 1741. edirte er desselben lat. Vorlesungen über die eilf ersten Kapitel des Briefs an die Römer. Im J. 1738. hielt er eine academische Rede über die Beylegung der bürgerlichen Unruhen. Im Drucke wiedmete er sie den hohen Vermittlern. Den 3. Jul. 1739. erhielt er den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften. Dieß Lehramt entfernte ihn nicht von den Pastoralgeschäften und von theologischen Studien. Im J. 1741. schrieb er einen historischen Catechismus, als Einleitung zu einem grössern Werk, Instruction chretienne, anfänglich zum besondern Gebrauche der jungen Grafen von Schaumburg-Lippe bestimmt. Dieser christliche Lehrbegriff ist lichtvoll und practisch. Zum erstenmal erschien er im J. 1752. zu Neustadt. Als academischer Rector schrieb Vernet verschiedene Reden, von welchen einige gedruckt sind, z. B. seine Rede gegen J. J. Rousseaus Lehre, daß die Wissenschaften und Künste für die Sitten schädlich gewesen. — Vernets Vorlesungen wurden häufig von verschiedenen Prinzen und andern grossen Herren besucht. Für einen dieser vornehmen Zuhörer schrieb er sein

Abrégé

Abrégé d'histoire universelle. Noch ehe Fulda seine historische Charte erfand, bediente sich Vernet solcher Charten, um den Zuhörern die Begebenheiten in ihrer Verbindung anschaulich zu machen. Für den verstorbnen Prinzen von Sachsen-Gotha schrieb er die Dialogues Socratiques, socratisch in Absicht auf Feinheit der Wendung so wol als in Absicht auf den practischen Innhalt. Im J. 1747. besorgte er die Ausgabe von des Pouilli Theorie des sentiments agréables, im J. 1748. die Ausgabe von Montesquieu Werk sur l'esprit des loix.

Im J. 1754. kam J. J. Rousseau nach Genf zurück. In Paris hatte er den Lenieps kennen gelernt, einen ehmaligen Demagogen, der im J. 1731. von Genf ware verbannt worden. Ungeachtet der Gewährleistung der genferschen Verfassung vom J. 1738. strebte noch immer eine Partey in der Stadt nach gänzlicher Democratie. Dieser Partey war Rousseau von Lenieps empfohlen. Rousseau erhielt die Aufnahme, und zwar als Glied des Staats und als Glied der Kirche. Vernet empfieng von ihm verschiedene Besuche. Bald kehrte er nach Paris oder Chantilly zurück.

Im J. 1755. kam Voltaire nach Genf. Schon vorher hatte er Verneten geschrieben.

Vor-

Vorläuftig bat ihn dieser, in seinen Reden die Genferverfassung zu schonen, und er erhielt folgende Antwort:

De Prangin le 9. Fevr. 1755.

Ce que vous ecrivez sur la religion est fort raisonnable. J'adore la Religion. Je deteste l'Intolerance & le Fanatisme. Je respecte vos loix religieuses. J'aime & je respecte votre republique. Je suis trop vieux, trop malade & un peu trop sevére pour les jeunes Gens. Vous me ferez plaisir de communiquer á vos Amis les sentimens qui m'attachent tendrement à vous.

Voltaire bekam in seiner Wohnung aux Delices häufige Besuche. Daselbst machte er Anstalt zu einem kleinen Theater und zahlreich nahm die genfersche Jugend Antheil. Da vermög der Stadtpolizey die Schauspiele verbotten waren, so bat man den neuen Patron, die republicanischen Siten zu schonen. Dieß verdroß ihn. Bald darauf stieß ihn ein anderer Verdruß an. Von Basel kamen einige Blätter des Gedichtes der Pücelle nach Genf, und zwar mit Voltairens Namen. Er wollte nicht für den Verfasser angesehen seyn und forderte Genugthuung bey der Obrigkeit. Die Obrigkeit ließ die Blätter verbrennen und den Ueberbringer verweisen.

Im

Im J. 1756. war auch d'Alembert nach Genf gekommen und an Verneten empfohlen.

Im J. 1756. erhielt Vernet den theologischen Lehrstuhl und edirte einen neuen Band zu seinem Werk de la verité de la relig. chret.

Bisher war Vernets gelehrte Laufbahn ruhig gewesen. Durch Voltairen ließ er sich in Controversen verwickeln. Das erste Werk, welches dieser in Genf herausgab, war seine allgemeine Geschichte. In Genf beleydigten die Abschnitte über die Juden, über die Gründung der Kirche, besonders auch der Abschnitt über Genf und Calvin. In dem Mercure de France, Maymonat 1757. schrieb ein Ungenannter, wahrscheinlich Voltaire selbst: „Es sey kein geringes „Merkmal von dem Fortschritte des menschli„chen Geistes, daß ein solches Werk zu Genf, „und zwar mit öfentlicher Bewilligung gedruckt „worden.„ Indeß stand der Namen der Stadt Genf nicht auf dem Titel und das Buch war mit keiner Bewilligung bewaffnet. Voltaire fuhr fort, in einigen Winkelpressen ein ausgelaßneres Pamphlet nach dem andern drucken zu lassen. Umsonst waren die Klagen der Geistlichkeit, umsonst die Brandmarkung einiger dieser Pamphlets: Nunmehr entzog sich Vernet seinem Umgang und verheelte ihm die Ursache nicht. In

Kraft

Kraft seines theologischen Lehramts glaubte er sich verpflichtet, gegen Voltairen die Feder zu ergreifen. Unterm 1. Aug. 1757. wiederlegte er in dem XXIsten Bande der nouvelle Biblioth. germ. Voltairens Abschnitt über Genf und Calvin. Noch ausführlicher erschien diese Wiederlegung hernach besonders.

Ends des Jahres 1757. erschien in der Pariser-Encyklopädie d'Alemberts Artikel über Geneve. Hiezu hatte d'Alembert sich eines handschriftlichen Aufsatzes bedient, welchen unser Vernet über die Geschichte und Staatsverfassung von Genf für einen jungen Russen von Rang verfertigt hatte. Ueber den Religionszustand fügte der Encyklopädist eine eigne Schilderung nach seiner Manier bey. Nach dieser Schilderung sollte man den Deismus als die herrschende Kirche ansehn. Unterm 10. Febr. 1758. wiedersprach die genfersche Geistlichkeit diesem Gemählde in einer öfentlichen Erklärung. Zum Beweis ihres Amtseifers gab sie bald hernach Rousseaus Julie als ein gefährliches Buch an. Da der Verfasser abwesend war, so begnügte sich die Obrigkeit, den Verkauf des Romans zu verbeuten.

Im August 1760. verbreitete sich in Genf eine Brochüre: Dialogues chretiens, ou Preservatif

vatif contre l'Encyclopédie, par Mr. V. á Geneve. In dem ersten dieser Dialogen traten ein Priester und ein Encyklopädist auf, dieser als ein Weiser, jener als Schwärmer und Dummkopf. In dem zweyten Gespräch verschwören sich gegen die Encyklopädie gemeinschaftlich ein katholischer Priester und ein protestantischer Theolog, und zwar unter vertraulicher Mittheilung aller Ränke, vermittelst deren sie ihr Interesse und ihre Rache befriedigen. Durch einen Freund wurde Vernet berichtet, daß dasjenige, was in der Schrift nur dunkel berührt ist, in gewissen Gesellschaften zu seinem größten Nachtheil erklärt worden sey, so daß man ihm unter anderm Schuld gebe: Er habe anvertrautes Gut hinterhalten; er habe sich Voltairen zur Besorgung der Herausgabe seiner allgemeinen Geschichte angeboten, und zwar nicht ohne eigennützige Absicht; auch sey er bereit gewesen, in einer Vorrede unter eignem Namen die frommen Seelen über den Innhalt dieses Werks zu beruhigen u. s. w. Voltaire wollte die Dialogen nicht als sein Werk anerkennen, in denselben aber erwähnte man der Briefe, die er in Kolmar von Vernetten sollte erhalten haben: dadurch war er wenigstens als Theilnehmer verrathen. Vernet drang auf obrigkeitliche Untersuchung. Glück-

licher

licher Weise konnte er zu seiner Rechtfertigung noch alle Urkunden, Rechnungen, Quittanzen vorlegen. Seine Apologie ließ er den öffentlichen Protokollen beyfügen und in Kopeyen herumbieten.

Im J. 1762. erschienen Rousseaus Emile und sein contrat social.. Beyde Bücher druckte er zu Amsterdam unter seinem Namen als Bürger zu Genf. Eine verstohlne Ausgabe besorgte er zu Paris, jedoch auch diese trug den Namen Amsterdam auf der Stirne. Die verstohlne Ausgabe des Emile wurde den 9. Jun. 1762. in Paris zum Feuer verurtheilt und der Verfasser sollte arrestirt werden. Noch zu rechter Zeit flüchtete sich dieser, unter den Schutz des Königs von Preussen, in das Fürstenthum Neuenburg. Auch in Genf wurden seine Schriften verdammt. Nach den Gesätzen hätte man ihn vorher persönlich vorladen sollen. Auf das Gerücht, daß er freywillig sich in Genf stellen werde, erhielten die Syndiks Befehl, ihn sogleich nach seiner Ankunft arrestiren und vor Rathe führen zu lassen. Die Anhänger des Leniens, die auch die seinigen waren, erklärten diesen Rathsschluß als ein Strafurtheil, und gleichwol war es weder öffentlich kund gemacht noch dem Spruch gegen die Bücher beygefügt worden.

Im Sept. 1762. schrieb Rousseau an Vernet: Er vernehme, daß dieser auf eine Wiederlegung seiner Lehrsätze bedacht sey, nur hoffe er, daß man ihm den Christennamen nicht absprechen könne. Unser Professor antwortete ihm: Noch hab er nie an eine Wiederlegung gedacht, im Fall einer solchen aber werde er die Hochachtung gegen seine Person keineswegs beyseit setzen, in Rücksicht seines Glaubens aber könne er ihn für einmal unmöglich für einen ächten Christen ansehn. Hierauf erschien eine kleine Schrift: Rousseau justifié, worinn s. 53 gesagt wird: „Rousseau hatte Ursache zu klagen, daß man „ihn zum Wiederruf anhalten wollte, bevor „man gegen ihn geschrieben und ihn über„zeugt hatte.„ Zu gleicher Zeit erhielt Vernet von Rousseau ein Exemplar seines Sendschreibens an den Erzbischof von Paris.

Im Maymonat 1763. that Rousseau auf sein genfersches Bürgerrecht feyerlich und für immer Verzicht. Nunmehr erhob sich seine Parthey in Genf. Vor der Obrigkeit erschien sie mit Vorstellungen über die gegen Rousseau gebrauchten, regellosen Prozeduren. Diese Vorstellungen erschienen im Drucke, eben so die Antworten der Obrigkeit. In den persönlichen Prozeß verwikelte man eine allgemeine Staatsfrage über die

Vor-

Vorrechte des Bürgers. Aus einer Frage entstanden mehrere, jede schwirriger als die vorhergehende. Der Generalprocurator Tronchin schrieb zu Gunsten des Magistrats die lettres écrites de la campagne, Rousseau setzte ihm die lettres de la Montagne entgegen. Zur gleichen Zeit trat Rousseau im Herbst 1764. zu Thonon in eine Unterredung mit den Häuptern seiner und Lenieps Parthey. Man entwarf Vorschläge zur Durchsetzung jenes demokratischen Systems, welches schon lange vorher Micheli dů Crest auf die Bahn gebracht hatte. Die Vermittlung, welche im J. 1735. unter der Gewährleistung von Frankreich und von Zürich und Bern zu Stande kam, durften Reusseau und seine Anhänger keineswegs geradezu angreiffen, vielmehr erklärten sie diese Vermittlung als Brustwehr der öffentlichen Ordnung. Anstatt sie zu zerstöhren, wichen sie ihr durch Krümmungen aus. Wenn sonst die Bürgergemeinde nicht anderst, als gesetzlich und unter obrigkeitlicher Leitung versammelt, für den Souverain anerkennt war, so erhoben nun sie dieselbe zum ganz unbedingten Gesetzgeber. Vormahls, in den Jahren 1736. und 1737. hatte Lenieps Parthey ihre Anschläge auf eine tumultuarische Weise durchsetzen wollen: Nunmehr aber drang Rousseau bey seinen An-

hängern auf Beobachtung der gesetzlichen Formalitäten. Vor allem aus empfahl er ihnen die Eintracht: „Unwiederbringlich seyd Ihr verloren, schreibt er ihnen, „wenn Ihr Euch „theilt. Die Parthey, die Ihr ergreift, ist nicht „die Hauptsache. Wenn sie an sich selbst noch „so schlecht seyn mag, genug daß Ihr sie einmüthig ergreifet; dadurch allein wird sie ge„rechtfertigt.„ Nunmehr giebt er ihnen Anleitung, wie sie es karten müssen, um unter allerley Vorwande öftere Generalversammlungen oder Bürgergemeinden zusammen beruffen und in denselben ihre Einwürfe vorschlagen zu können. Ohne Schwirrigkeit gieng es nicht hin, indem vermög der Mediation vom J. 1738. nichts vor die Bürgergemeinde gebracht werden durfte, was nicht vorher vor Rathe erlaubt worden war. Zur Erreichung seines Zieles bediente er sich jener Freyheit, in Kraft welcher einzelne oder mehrere Bürger zur Ueberreichung ihrer Vorträge (representations) an die Syndiks befugt sind. Diese Beschwerden oder Vorschläge muß der Rath untersuchen und so bald möglich beantworten, zugleich aber hat er das Recht, sie von Handen zu weisen, wofern er sie nicht begründt findt. Daher heißt es Droit negatif oder Verweigerungsrecht. Rousseau und

seine

seine Anhänger beschwerten sich, daß durch den Mißbrauch desselben die Vorträge der Bürger vereitelt werden. Die Obrigkeit hingegen wendete ein, daß durch solche Vorträge die Regierung immer aufmerksam und behutsam gemacht werde, um so viel mehr da ihre Häupter doch immer von den Wahlstimmen der Bürger abhängen. Eifrig vertheydigte Vernet die Grundsätze des Rathes.

Während daß Rousseau das Feuer seines Enthusiasmus in polemischen Schriften ausbreitete, besorgte man im J. 1764. eine Ausgabe seiner Werke, mit Weglassung alles Verbotenen. Eine ungestümmelte Ausgabe sollte zu Neuenburg besorgt werden. Nach mißlungener Unternehmung machte man eine grössere, obschon auch nicht vollständige Sammlung zu Genf im J. 1779.

Wir wenden uns wieder zu den **Briefen aus dem Gebirge.** Ein Feuerfunke, auf ohnehin sehr brennbare Materien geworffen! Ein Exemplar seines Buches schickte er sogleich an seinen Pfarrer Montmollin, mit folgendem Billet:

á Motiers le 23. Dec. 1764.

Plaignez — moi, Monsieur, d'aimer tant la paix & d'avoir toûjours la guerre. Je n'ai pû réfuser á mes anciens Compatriotes de prendre leur défense comme ils avoient pris la mienne.

 C'est

C'est ce que je ne pouvois faire sans repousser les outrages, dont par la plus noire ingratitude les Ministres de Geneve ont eu la bassesse de m'accabler dans mes malheurs & qu'ils ont osé porter jusques dans la Chaire sacrée, où ils sont indignes de monter. Puisqu'ils aiment si fort la guerre, ils l'auront &c.

Von Genf aus erhielt Rousseau die Nachricht, daß man daselbst ein sehr scharfes Pamphlet über seinen Charackter und über sein bisheriges Leben ausgestreut habe; ein anonymisches Libell, welches man Voltairen zuschrieb. Rousseau aber schrieb es auf Rechnung des Prediger Vernets. Wirklich trug er dem Buchhändler Düchesne in Paris auf, daß ers als Produkt des Vernets bekannt machen sollte. Vernet beklagte sich schriftlich bey Rousseau über den ungerechten Argwohn.

Im J. 1765. vermehrte sich Rousseaus Parthey in Genf so sehr, daß aus Verdruß mehrere Glieder des Raths ihre Stellen aufgeben wollten. Haufenweise drängten sich die Bürger von der Rathsparthey zum Rathhaus, um die Resignation zu verhindern. Schon vorher hatte Rousseau an seinen Freund Lenieps geschrieben: Vous aurez sçu la Jonglerie de votre conseil & je prévois que vos Citoïens seront assez

bêtes,

bêtes, pour aller la corde au cou démander misericorde. Indeß hörten die Bürger nicht auf, ihn eifrig in Schutz zu nehmen. Freylich konnten sie keineswegs mehr die Revision seines Prozesses begehren, ohne Umkehrung aller Formalitäten: allein sie trafen eine andere Auskunft, indem sie Zweifel erregten, ob das Gesetz in Betreff derjenigen, welche dogmatisiren, gleicher Weise sich auf schriftlichen wie auf mundlichen Vortrag beziehe. Dieß, sagten sie, ist eine Rechtsfrage, und darüber kann nur der Generalrath, d. i. die Bürgergemeinde, als Gesetzgeber, entscheiden. Diese neue Forderung, nebst einigen andern, brachten Rousseaus Prozeß von neuem auf das Tapet.

Während daß die Regierung es nicht wagen durfte, seine **Briefe aus dem Gebirg** zu brandmarken, entgiengen gleichwol die drey erstern dieser Briefe, theologischen Innhaltes, keineswegs der Ahndung der Geistlichen. Im Frühling des Jahres 1765. edirte der Prof. Claparede ein Werk, unter der Aufschrift: Betrachtungen über die Wunderwerke des Evangeliums, als eine Antwort auf die Einwendungen in J. J. Rousseaus Briefen von dem Gebirge. Bald hernach erschien von dem Pfarrer Vernet eine Prüfung von Rousseaus Briefen in Betreff der Punkte

 über

über das Christenthum, über die Glaubensverbesserung und über die Genfersche Geistlichkeit.

Mittlerweilr glaubte Rousseau sich nicht sicher zu Môtiers. Seine Wärterin, Mamsel le Vasseür, seither seine Gattin, beredete ihn, daß die Jungens im Dorfe ihn hätten steinigen wollen, indem sie seine Fenster zerbrachen. Er glaubte ihr und seufzte. Bevor er sich aber aus dem Neuenburgergebiete wegflüchtete, unterließ er nicht bey dem Lord Mareschal Unterstützung für seine Wärterin zu suchen, für welche zum voraus einigermassen auch sein Buchhändler Rey gesorgt hatte. Der schottische Lord versicherte dem Rousseau eine Leibrente von 600 Livres, wovon zween Drittel auf die Mamsel le Vasseür gestellt waren. Nnnmehr wollte sich Rousseau unweit Biel im Berner Canton einen Zufluchtsort aussuchen. Da ihm die Berner den Aufenthalt weigerten, so verabredete sein Beschützer mit David Hüme die Mittel, ihn nach England hinüber zu schiffen. Zu diesem Ende sollte er vorher zu Hüme nach Paris gehn. Man verschafte ihm freye Durchreise. Hüme begleitete ihn nach England, woselbst er auf einem Edelsitze bequem beherbergt wurde.

So weit er immer von Genf entfernt war, so vernahm er nicht ohne Verdruß, was daselbst

im

im J. 1766. vorgieng. Seiner Parthey in dieser Stadt war es gelungen, die Regierung dadurch zu hindern, daß sie die Wahl der Syndiks aufschob. Der Rath rief die gewährleistenden Mächte der Mediation vom J. 1738. um Hilf an. Es erschienen Gesandte von Frankreich und von den beyden ersten Kantonen. Sie hörten die Beschwerden der Bürger und erklärten die bisherige Regierungsverwaltung als gesetzlich und väterlich, folglich die Anschuldigungen in den **Briefen aus dem Gebirg** als schwarze Verläumdungen.

Wenn auf der einen Seite die französischen Philosophisten, besonders Voltaire vielen Einfluß auf Rousseaus fatale Umstände hatten, so war auf der andern Seite auch unser Vernet äusserst geschäftig, seinen Anhang zu schwächen. Da er es aber in einem ganz andern Geiste that, als Voltaire, so fuhr dieser fort, nicht weniger Verneten als Rousseau zu necken.

Im J. 1766. streute man gegen Vernet in Genf ein gedrucktes Pamphlet aus, unter der Aufschrift: Lettre curieuse de Robert Covelle, célébre Citoyen de Genéve, á la louange de Mr. le Prof. Vernet. Diese Spottschrift wurde in den Journal Encyclopédique und in die Gazette litteraire d'Amsterdam eingerückt.

Im

In derselben wirft man Verneten vor, daß es ihm schlecht anstehe, von Voltairens Histoire generale übel zu reden, während daß er bey zwanzig Briefen an den Verfasser geschrieben, um die Ehre zu erhalten, sein Herausgeber zu werden; während daß er auch schon mit dem Buchhändler Philibert die Abrede getroffen, wie viel ihm dieser für die Correctur bezahlen sollte ꝛc. — Unterm 30. Jun. 1766. lehnte Vernet diese Beschuldigungen von sich in einem Memoire présenté à Mr. le premier Syndic, welches hernach gedruckt ward. So wol vor der Geistlichkeit als vor Rathe überreichte er seine von Voltairen empfangenen Briefe. Nach genauer Untersuchung derselben, erhielt er eine öffentliche Erkanntniß, daß, weit entfernt, sich Voltairen als Herausgeber aufzudringen, er vielmehr von diesem um eine untadelhafte Herausgabe seiner Histoire générale ersucht worden sey.

Von diesen persönlichen Zwisten wenden wir den Blick auf die öffentlichen, welche Verneten nicht weniger als seine besondern Angelegenheiten beschäftigten. Die Parthey des Rousseau schrie je länger je stärker: die Freyheit sey in Gefahr! Mehr bedurft' es nicht, um auch die friedfertigsten und furchtsamsten Bürger in Harnisch zu jagen. Um so viel leichter liessen sie sich hin-

hinreissen, da man ihnen versicherte, daß nach Rousseaus Entwurf alles in größter Ordnung, ohne Tumult, ohne einige Verletzung der Mediation werde durchgesetzt werden. Die Mediation verbot zwar alles gesetzlose Zusammenlaufen, keineswegs aber die Gesellschaftskränze oder Cercles. Solche Klubbs wurden geduldet. Bald aber verwandelten sie sich in politische Zirkel; als solche wurden sie im J. 1766. so gar von den Mediatoren selber gebilligt. Nicht etwann bloß abgesöndert verhörten sie in ihren Beschwerden einzelne Bürger; sie sahn ruhig zu, wie sich die ganze Bürgerschaft in XII. Zirkel theilte und aus dem Schoosse derselben XXIV. Abgeordnete erwählte, um mit den Vermittlern in Unterhandlung zu treten. Fruchtlos blieb die Unterhandlung; die Vermittler sahn ihren Ausspruch verworfen; der Streit dauerte fort, bis er endlich den 2. Jul. 1782. durch auswärtige Gewalt beygelegt wurde.

Um diese Zeit hielt sich in Genf ein englischer Geistlicher, Robert Brown, auf. Zur Rechtfertigung der genferschen Geistlichkeit edirte er Lettres critiques d'un Voïageur Anglois, sur l'article Genève du Dictionnaire Encyclopédique & sur la reponse de Monsieur d'Alembert à Mr. Rousseau sur les Spectacles. Das Werk ware

von

von Vernet, nur die Einleitung von Brown, der sich als Zeugen und Gewährleister angab. Bey seiner Zurückkunft in Utrecht, woselbst er ein Amt hatte, edirte er im J. 1761. nur zween einzige Briefe. Kaum waren sie Voltairen zu Gesichte gekommen, so schrieb er an d'Alembert einen Brief, der sogleich in dem XVIII. T. P. I. der Bibliotheque des Sciences & des Arts eingerückt wurde. Für Brown war dieser Brief äusserst beleidigend. Auf denselben erschien eine Antwort in der gleichen Bibliothek T. XIX. P. I. Brown lieferte eine zwote, dritte, immer vermehrte Ausgabe, ohne daß hiebey Vernet sich nennte. Da er sah, daß sein Freund nichts als Verdruß einärndete, so wollt' er sich jzt nicht länger verbergen. Nachdem der Verdruß Browns Leben verkürzt hatte, so lieferte nunmehr Vernet selbst im J. 1766. eine vollständige Ausgabe. Einen weitläuftigen Auszug liefert die Bibliothéque des Sciences & des Arts.

Niclaus Manuel. *

Ursprünglich stammt er aus vornehmem, französischem Geschlechte. Im XIVden Jahrhundert lebten in der Provinz Saintonge Carl und Robert Manuel, die Herren von Cholard; nachdem der englische Feldherr ihr Schloß in die Asche gelegt hatte, flüchteten sie sich im J. 1347. mit Weib und Kindern nach Lyon. Als Robert nach seiner Heimat zurückkehren wollte, ward er unterwegs von den Feinden erschlagen. Karl hatte Söhne, deren einer, Namens Niclaus, sich zu Turin niederließ und hernach in einem Kriegeszug gegen die Türken umkam. Der Sohn dieses Niclaus setzte sich zu Bern fest und war der Anherr desjenigen, von welchem wir reden. Noch müssen wir von dem oben erwähnten Karl Manuel nicht unbemerkt lassen, daß er mit der Tochter des Felix von Nogaret, Freyherrn zu Calvison vermählt gewesen. Dieß war jener Nogaret, welcher im J. 1303. von dem Könige Philipp an den Pabst Bonifaz VIII. geschickt worden. Der Pabst schalt ihn einen albigensischen Käzer und schimpftte selbst auf den König;

Noga-

* S. Bernersches Mausoleum, Stück V. s. 206.

Nogaret gab ihm hierauf mit dem eisernen Handschuh eine Maulschelle und nahm ihn gefangen. Im Verfolge werden wir sehn, daß sich der edle Troß dieses Nogarets auf unsern Niclaus Manuel fortgepflanzt habe. Derselbe ward zu Bern im J. 1484. geboren. Seine Mutter war die Tochter des gelehrten, Bernerschen Stadtschreibers, Thüring Frickers. — Nebst dem häuslichen Unterricht genoß der junge Manuel zugleich noch den öffentlichen Unterricht des fürtreflichen Schulmannes, Heinrich Lupulus; frühzeitig beschäftigte er sich mit den beyden verschwisterten Künsten, der Malerey und der Dichtkunst; unter seine noch heut zu Tage übrig gebliebnen Gemälde gehört jenes Stück beym Moses-Brunnen, gegen dem grossen Münster, welches die Verführung Salomons durch fremde Weiber vorstellt; auch das Haus am Oelberg vor der Stadt gegen der Nideck-Kirche wurde von ihm gebaut und mit Gemälden geziert; anstatt so vieler andrer seiner Kunstwerke erwähnen wir noch des sogenannten Todtentanzes, den er bey der jzigen, französischen Kirche, an der Mauer des vormaligen Dominicanergartens gemalt hat; dieser Todtentanz war das Original von demjenigen, welchen man in Basel dem Holbein oder noch glaubwürdiger Holbeins Schüler, Hugo Glaubern,

dern, zuschreibt; die Figuren, deren einige, wie z. B. des Ritters von Mülinen nach dem Leben gezeichnet gewesen, hatte der Künstler zugleich mit erbaulichen, und zuweilen sinnreichen Reimen begleitet. — Um Erweiterung der Gasse willen wurde die ganze Malerey im J. 1560. auf die Seite geschaft; in zwo Kopeyen aber, die eine von Albrecht Kauw, die andre von Wilhelm Stettler, erhielt sie sich bis auf die heutigen Zeiten. Dieses und andrer Kunstwerke unsers Manuels erwähnt Sandrart auf die schmeichelhafteste Weise. * Mit vieler Laune bediente sich unser Künstler sowol des Pinsels als der Feder zur Verspottung des Papstums. Unter andern hatte er zwey Schauspiele verfertigt, die in Bern öffentlich vorgestellt und hernach gedruckt wurden; in dem einen contrastirt auf die auffallendeste Weise der Aufzug des Papstes mit dem Aufzuge Christi; wenn dieser auf der einen Seite der Strasse im Gefolge der einfältigen Jünger und vieler Armen, Blinden, Lahmen, Kranken u. s. w. auf einer schlechten Eselin und mit der Dornenkrone erscheint, so erscheint jener im Harnisch mit der güldenen, dreyfachen Krone, von den Grossen der Erde und von gewaltigem Krie-

* S. Sandrarts Akademie der Mahler und Bildhauer.

geßheere begleitet. Der h. Petrus kömmt hervor und auch mit der Brille auf der Nase kann er seinen Nachfolger nicht sehn. -- Das andre Schauspiel heißt der Todtenfresser; auf der Bühne erscheinen einige Priester, die sich bey dem Sarge eines verstorbenen Reichen beglückwünschen über die fette Beute, die ihnen der Tod verschafft hat. — Den wolthätigen Eindruck, welchen diese beißigen Satyren auf das Volk gemacht haben, beschreibt der Bernerische Geschichtschreiber, Valerius Anshelm, * in folgenden Worten: „ Durch diese wunderliche und „ vorhin als gotteslästerlich gedachte Anschaunngen ward ein groß Volk bewegt, christliche „ Freyheit und päpstliche Knechtschaft zu bedenken; es ist auch in dem evangelischen Handel „ kaum ein Büchlin so oft gedruckt und so weit „ gebracht worden als diese Spiele. „

Nachdem unser Manuel auf solche Weise die Hierarchie öffentlich an den Pranger gestellt hatte, wurde er im J. 1523. zum Vogte nach Erlach ernennt. Während seiner Entfernung von der Stadt erhob die katholische Partey von neuem den Nacken. Kaum war das erste Mandat, nur Gottes Wort zu predigen, verkündigt, so wurden

* S. Valer. Anshelms geschriebene Chronick vom J. 1522.

den bald darauf im J. 1524. der Prediger der reinern Lehre, Doctor Sebastian Meyer, und beynahe mit ihm auch Berchtold Haller verwiesen; in dem folgenden Jahre 1525. schrieb man ein anders Mandat aus, welches das obige umstieß und Messe und Bilder, wieder zurück brachte; im J. 1526. kam es so weit, daß man sich endlich zur Beybehaltung des römisch-katholischen Glaubens verpflichtete. Unser Niclaus Manuel aber kam nunmehr von seiner Vogtey nach Bern zurück und mit ihm kam das Licht wieder, welches die Finsterniß von neuem besiegte. Den 23. April 1527. wurde das Mandat vom J. 1523. hervorgezogen und bestätigt. Bey dem Religionsgespräch im J. 1527. hatte Manuel keine geringe Role zu spielen. Er war bey der Disputation obrigkeitlicher Rüfer, d. i. derjenige, der im Namen des Bernerschen Magistrats die anwesenden Gelehrten einlud und auffoderte. Als Beweis seiner Mäßigung und Unpartheylichkeit mag folgende Anrede dienen, die, wie er sie gehalten hatte, den gedruckten Akten einverleibt worden: *

„Ehrwürdige Gelehrte, es soll niemand erachten, daß Uns. Gn. HHerren allein begirrig

* S. die Akten bey der andern Schlußrede, in der Quartausgabe vom J. 1608. seite 177, 178.

„ seyn, daß die vorgetragenen Artikel durch ihre „ Predicanten sammt der Lehre, die daraus „ fleußt, erhalten werden: sondern allein ist ihr „ Fürnemmen, die Wahrheit von göttlichem „ Worte zu erforschen, ob die Artikel in göttli„ cher Schrift bestanden oder ihr widersprechen? „ Ihr seht auch, wie sich die, so die Artikel für „ gut bekennen, so treulich zusamenhalten; da„ rum bitt und ermahn ich Euch abermal um „ Gottes willen, Ihr, die Wiedersprecher, wol„ let Euch auch zusamen thun, einander trost„ lich seyn mit Hilfe, Rath, Schreiben und „ Reden. Dieß werden Uns. Gn. HHerren zum „ höchsten wol für gut und als ein gnädig Wol„ gefallen mit grosser Dankbarkeit annemmen; „ doch daß dieses allweg geschehe nach Ordnung, „ Innhalt und Anweisen des christlichen, darum „ angesehenen Mandates. „

Zu der Disputation waren nicht nur die IV. benachbarten Bischöfe oder an ihrer statt bischöfliche Gesandte, sondern überhaupt die gelehrtesten Männer aus der Nähe und aus der Ferne eingeladen und ihnen alle Ehre bewiesen. Alle Geistlichen in dem ganzen Kanton waren zur Beywohnung des Gespräches verpflichtet; dasselbe wurde öffentlich und in deutscher Sprache gehalten, damit auch die Ungelehrten zuhören könn-

könnten. Mehr als einmal wurden obrigkeitliche Abgeordnete an alle Unterthanen auf der Landschaft geschickt oder ein Ausschuß von diesen in die Stadt berufen, um auch ihre Meynung zu vernehmen. Nach beendigter Disputation schwur die ganze Bürgerschaft den Eyd der Treu, und hierauf wurden ohne grosse Verwirrung die Bilder und Altäre aus den Kirchen weggeräumt. Diese Bilder und die Messe ließ unser Niclaus Manuel nicht ungetröstet begraben. Er verfertigte mit geistreicher Laune eine poetische Klage der Bilder, daß sie dem wahren Gott Platz machen sollten. Dieß Büchelgen erschien unter der Aufschrift:

„ Klag und Verjähung der armen, verfolg-
„ ten Gözen und Tempelbilder über so ungleiche
„ Urtheile und Strafen, die gegen sie gebraucht
„ werden, mit Uebersehung vieler lebendiger und
„ größrer Gözen und Abgöttereyen. „

Unter anderm werden die Bilder also redend eingeführt:

Daß wir in solcher Not gestellt
Ob uns wird Ritter alle Welt
Und müssen stehn in solcher Fahr
Bekennen uns hie offenbar

Daß wir im Tempel gstanden sind
Glych wie des Himmels Hausgesind
Und haben gführt so guten Schyn
Als wären wir Gott selber gsyn.
Das habet Ihr selbst gfangen an,
Mit uns, die wir kein Leben hond
Und dennoch izund tragen son (sollen)
Die Schuld und Straf für ander Leut

— — — — —

— — — — —

O wär der Falsch damit gewendt!
Das wöllte Gott vom Himmelrych,
Wie güllt es uns so ganz gelych
Daß wir jzt also brennen müssen,
Möchten wir auch nun anders büssen
Für so viel Götzen tausend hundert,
Das ists, was uns jzt also wundert:
Ob man dieselben auch werd myden
Und mit so grossem Ernst befryden,
Sie strafen nach ir Sünd so hart
Wie uns dann izund wiederfart.
Vil grösser Götzen, die noch lang
Nit werden leiden solchen Drang
Wie wir; das lassen wir doch sin
Wiewol wir nit so bös sind gsin.
O daß die Welt all ires Leiden
So willig trug und Rach könnt meiden

Wie

Wie wir still gschwygen hond bishär
Das wärind köstlich neue Mär.

— — — — —

— — — — —.

Daß man so wild mit uns umgaht
Und zücht uns hin und her im Rath:
Und sind doch tausend Götzen mehr
Zu denen man sagt: Gnad Herr, Gnad Herr!

— — — — — .

So wie Manuel über die Wegräumung der Bilder gescherzt hatte, so scherzte er auch über die Abschaffung der Messe; diese stellt er auf dem Sterbebeth vor und schildert hiebey die Bestürzung des Papstes und seiner Priester. „Doktor Rundeck besah die Patientin, d. i. „die Messe, griff ihr den Puls, fand sie sehr „schwach, muthmaßte, sie sey irgendwo un„ter die Weissgerwer gefallen, die ihr die „Rippen zerstossen haben. Doktor Heyoho „brachte bey: Es sey ein alter Schaden, „und sie habe das Gebrechen mit sich an die „Welt gebracht; sie sey von Geburt an nie„mals inwendig ganz gesund gewesen, wie „schön rothe Backen sie immer von aussen ge„habt habe. Wenn wir, sagte er, nur noch „einige Zeit ihr Leben aufhalten können, so

„ würden wir fett und sie würde uns die
„ Mühe reichlich bezahlen. Darum, Herr
„ Doktor, so laßt uns schnell eilen mit unsrer
„ Kunst! Hier habe ich allerley Confect, römi=
„ sche Stücke, Gewürz und Kräuter aus den
„ aristotelischen Garten. Mir sind Schmär und
„ Salben von Rom geschickt worden. — *

So wie unser Manuel als Schriftsteller, so beförderte er auch als Staatsmann die Glaubensverbesserung.

Den 24. Aprill 1528. gieng er mit dem Schatzmeister Bernhard Tillmann als obrigkeitlicher Gesandter nach Basel. Daselbst beförderte er mit den zürcherschen Gesandten das Reformationswerk. In dem folgenden Monate war er zur Begünstigung der Protestanten im Toggenburg nach Zürich gegangen.

Mittlerweile hatten sich die Bernerschen Landleute in Hasle, besonders zu Interlappen, von neuem auf die alte Lehre geneiget; schon hatten sie sich des Klosters bemächtigt; mit Mühe konnte der dasige Kastvogt nebst dem Berner=

* Es versteht sich, daß wir nur als Geschichtschreiber erzählen, ohne Antheil an dem beleidigenden Tone unsers Helden zu nehmen.

nerschen Gesandten entfliehen; um so viel kühner wurde das Landvolk, da es auf mancherley Weise und unter allerley Vorwande sich von den benachbarten, katholischen Kantons unterstützt sah. Schon war der Abt von Engelberg persönlich nach Brienz gekommen, um daselbst die Messe zu halten. Unterm 24. Jul. 1528. erhielt er von Bern aus ein obrigkeitliches Schreiben, worinn ihm freundlich so wol als ernstlich das Lesen der Messe auf Bernerschem Boden untersagt wurde. Der Abt aber ließ sich nicht abschrecken, bis das Kriegespanner von Bern heranrückte; durch das unwegsame Gebürg flüchtete er sich in sein Kloster nach Engelberg. Inzwischen waren sechs bis acht hundert Unterwaldner über den Brünigberg in das Bernergebiet eingedrungen, theils um den Abten zu rächen, theils um sich des Collaturrechts zu Brienz zu bemeistern.

Inzwischen hatte sich Bern der Treu seiner übrigen Unterthanen so wol als auch des Beystandes andrer Eydgenossen, besonders der Zürcher, versichert. Zu wiederholten Malen wurden an die unruhigen Bauern ansehnliche Gesandtschaften abgeordnet; bey diesen Gesandtschaften befand sich auch unser Niclaus Manuel, der

 um

um diese Zeit zum Mitgliede des innern Raths erwählt worden. — So lang die Gesandten zugegen waren, hinderten sie durch ihr Ansehn und durch ihre Beredsamkeit jeden Ausbruch der Zusammenverschwörung: kaum aber waren sie nach Bern zurückgekehrt, so brachen schon wieder unter der Asche die Funken des Aufruhrs hervor. — Wegen der Religionsunruhen, welche zu gleicher Zeit so wol in den gemeinschaftlichen Herrschaften als auch im Kanton Glarus entstanden waren, befand sich nunmehr unser Manuel auf der eydgenößischen Tagleistung zu Einsiedeln. Indeß konnte man ohne äusserste Gefahr eines einheimischen Krieges die Beylegung der Streitigkeiten in dem Schosse des Bernerschen Kantons selber unmöglich länger aufschieben.

Gegen Ende des Heumonats wurden also von Bern aus ausgeschossene Boten von Stadt und Land, d. i. von IV. Städten, von IV. Landschaften, von IV. Landgerichten verordnet; sie sollten sich zu Thun versammeln und von da sich weiter zu der Landesgemeinde zu Hasli verfügen; fruchtlos blieben auch diese Bemühungen. Nach wiederholtem, langem Umtreiben wurden jetzo von Bern aus Gesandte auf die Landesgemeinde

meinde nach Unterwalden geschickt: umsonst blieb jede angebotne Vermittlung: Endlich sah Bern sich zu strengern Maßregeln genöthigt. Den 29. Weinm. zogen die Schützen mit ihrer Fahne voraus; das Volk ward zum Zuzuge aufgemahnet; die Einwohner zu Frutigen und Aesche leisteten den Eid der Treu; der Kanton Zürich verpflichtete sich zu wachsamer Aufsicht über das Argäu. Ungemein thätig bezeigte sich hiebey Manuel. Er erhielt von der Obrigkeit in Bern schriftlichen Auftrag, mit 200 Mann von Thun aus nach Unterseen zu ziehn. Schon von Ferne machte der kriegerische Anzug die Unwilligen so muthlos, daß sie nunmehr versprachen, den 28. Horn. in Thun vor Recht zu erscheinen; auch die Unterwaldner entwichen vor dem heranrückenden, Bernerschen Heere. — Auf den 4. Winterm. wurden den muthlosen Oberländern XII. Artikel vorgeschrieben, die sie sogleich unterzeichneten; auf Gnade und Ungnade hin mußten sie vor dem Kloster Interlacken auf ofnem Felde erscheinen; hier wurden sie von dem ganzen Kriegesheere umzäunet; die Gehorsamen zur Rechten, — die Aufrührer, bey fünfhundert, zur Linken; — nachdem hierauf das grobe Geschütz losgebrennt war, so hielt Schultheiß von Erlach eine männliche Rede; lobte die Treu und den

Ge-

Gehorsam der einen; bescholte den Meineyd der andern, forderte ihre Paner und Urkunden heraus, ließ die Zeichen von den Stangen reissen, die Stangen zerbrechen und mit Füssen tretten; — im Triumphe zogen die Berner, nebst den gewöhnlichen Stadt- und Landfahnen, auch mit dem Adler von Hasle und mit dem Steinbocken von Interlacken nach der Hauptstadt zurück. Auf Befehl der Obrigkeit wurde die ganze Geschichte von unserm Niclaus Manuel und von dem Stadtschreiber in Schrift verfaßt.

Da die Bernerschen Landleute hauptsächlich von den Unterwaldnern waren aufgehetzt worden, so setzte nunmehr, von Zürich unterstützt, Bern eine Klagschrift auf gegen den Unterwaldner-Kanton. Mit dieser Klagschrift wurde Manuel nebst andern Abgeordneten auf die Tagleistung nach Baden gesendet. Die Tagleistung gieng fruchtlos vorüber; eben so zwo andre Tagleistungen, welche im Jenner 1529. wiederholt wurden. Endlich erkennten die eydgenößischen Schiedrichter: Unterwalden solle den Bernern 3000 Kronen an die Kriegeskosten bezahlen; hernach wurde diese Summe auf 1500 hinuntergesetzt. Die Berner begnügten sich mit diesem Ersatze, ungeachtet ihnen dieses allzugelinde Nach-

geben

geben bey den Zürchern zum Vorwurfe gereichte.

Im Märzen 1529. begab sich unser Manuel auf die evangelisch-eydgenößische Tagleistung nach Solothurn; daselbst berathschlagten sich die protestantischen Kantons, was sie bey der Verbindung der V. katholischen Stände mit dem Hause Oesterreich zu thun hätten; Ends dieses Jahres hatte er sich abermal nach Solothurn begeben, um (wo möglich) auch diesen Kanton von der Rückkehr zum Katholicismus abzuhalten. Eben so eifrig arbeitete er hernach auf der Tagleistung in Baden an der Reformation so wol dieser Stadt als des benachbarten Klosters zu Wettingen. Weniger glücklich waren an diesen Orten seine Bemühungen als hernach zu Schaffhausen, woselbst er zur Einführung der Glaubensverbesserung nicht wenig beytrug.

Im Winterm. 1529. befand er sich abermal auf der Tagsatzung zu Baden; daselbst sorgte er eifrig für die Gewissensfreyheit in den gemeinen Herrschaften. Das Ende dieses Jahres brachte er in Basel und Straßburg zu, um mit diesen Städten in Bernerschem Namen ein Burgrecht aufzurichten. — Im J. 1530. begab er sich zu Beylegung der innerlichen Kirchenunruhen nach Solo-

Solothurn; von Solothurn zu Beylegung des Zwistes zwischen dem Abt zu St. Gallen und den IV. Cantons nach Baden. Seine letzte Gesandschaft gieng nach Zürich. Daselbst wurde abermal über den Vertrag der V. kathol. Kantons mit Oesterreich gerathschlagt.

Er starb den 30. Aprill 1530. im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters.

Aegi-

Aegidius Tschudi. *

Schon im J. 906. wurde der Stammvater des Tschudischen Geschlechtes, Johann, von dem fränkischen König Ludwig III. in freyen, edeln Stand gesetzt und hierauf sogleich von der Aebtißin zu Seckingen zum Meyer über das Land Glarus ernennt; bis zum J. 1256. wurde dieses Amt ununterbrochen von seinen Nachkommen bekleidet. Dominicus Tschudi, Abt zu Muri, ist bekannt wegen seiner Abhandlung de origine & genealogia Comitum de Habſpurg; Valentin Tschudi, Pfarrer zu Glarus, wegen einer helvetischen und besonders glarnerschen Chronick in Handschrift vom J. 1523. bis zum J. 1533. Die Vertragsamkeit dieses Valentins gieng so weit, daß er zur Zeit der Religionsgährung anfangs des sechszehnten Jahrhunderts, zur Besänftigung beyder Partheyen, freywillig sich anerbot, an dem einen Sonntag die reformirte Lehre zu predigen und an dem andern Sonntage Messe zu lesen.

Unser Aegidius Tschudi wurde im J. 1505. geboren. Sein Vater war Ludwig Tschudi, ein

* S. Joh. Rudolf Iselins Vorrede zu seiner Herausgabe von Tschudis Chronikon.

ein Held und ein Staatsmann; seine Mutter Margaretha in der Kirchmatt. Zur Ausbildung der glücklichen Anlagen wurde der Jüngling zu seinem Landsmann, Heinrich Loritus Glareanus, nach Basel geschickt. Mit diesem begab er sich hierauf nach Paris. Nachdem er einen reichen Schatz schöner und nützlicher Kenntnisse erworben hatte, kehrte er wieder nach Hause. Wegen überhäufter Geschäften genoß er seither nur in seltenen Erholungsstunden des Umgangs der Musen. Im J. 1528. gieng er als Gesandter auf die Tagleistung nach Einsiedeln, welche daselbst wegen des Reformationsgeschäftes angesetzt worden. In diesem schwirrigen Geschäfte bewieß er nicht weniger Eifer in Verthäidigung der hergebrachten Meynungen des Catholicismus als Vertragsamkeit und Klugheit gegen die Glaubensverbesserer. Dadurch hatte er sich bey beeden Partheyen ein solches Zutraun erworben, daß er auf der Landesgemeine im J. 1529. mit einhelliger Stimme so wol der Reformirten als der Catholischen zum Landvogt über die Grafschaft Sargans erwählt wurde. Während seiner Regierung waren im J. 1530. zu Walenstatt gefährliche Unruhen entstanden; der Muth und die Weisheit, womit er diese Unruhen besiegte, hatten auch unter den benachbarten Staaten

ten, sein Ansehn vermehret. Sogleich nach geendigter Verwaltung der Landvogtey zu Sargans ward ihm im J. 1532. von dem Abt zu St. Gallen, Diethelm Blarer von Wartensee, die Obervogtey zu Rorschach, Steinach, Goldach und Mörschweil anvertraut. Dieselbe behielt er aber nicht länger als neun Monate. Auf den Ruf des Vaterlandes begab er sich im J. 1533. als Landvogt nach Baden. Ungemein vortheilhaft war ihm der Aufenthalt an diesem letztern Orte zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der helvetischen Geschichte; mit ausserordentlichem Fleisse sammelte er so wohl die Alterthümer aus dem Eingeweyde des Bodens als die Urkunden aus den Archiven. Für einige Zeit wurden seine litterarische Arbeiten unterbrochen; er trat nämlich in französische Kriegesdienste; indeß auch unter dem Geräusche des Hofes und der Waffen vergaß er nicht ganz weder der Musen noch der vaterländischen Gebürge; er arbeitete an seiner Beschreibung der rhätischen Alpen.

Acht Jahre hatte er in Frankreich gedient; hierauf ward er im J. 1549. zum zweyten mal als Landvogt nach Baden berufen. Während seiner Regierung hatte er das erste mal im J. 1534. seine erste Gemahlin, Anna Stuckin —

das andre mal im J. 1550. seine zweyte Gemahlin, Barbara Schornin, verloren.

Je mehr das Schiff des Staates von gefährlichen Gewitterwolken bedroht war, desto mehr Klugheit und Standhaftigkeit wurde von dem Steuermanne erfordert. Seit langem hatte Tschudi allgemeines Zutraun verdient. Im J. 1556. ward er in dem Kanton Glarus zum Statthalter — und im J. 1558. znm Landammanne erwählet. Im J. 1559. war er einer von den eydgenößischen Gesandten, welche nach dem Reichstag zu Augspurg abgeschickt wurden und daselbst von Ferdinand I. die Bestätigung der eydgenößischen Rechte und Freyheiten erhielten. Von dem Kayser wurde Tschudi mit einer güldenen Kette und mit den ehrenvollsten Diplomen beschenkt.

Durch unermüdete Arbeit und bey sitzendem Leben zog sich unser Gelehrte die schmerzhafte Krankheit des Steins zu. Bey jedem Anfall des Schmerzens, um ihn desto eher betäuben zu können, eilte er sogleich zum Pulte und vergaß unter heftiger Geistesanstrengung der Zerrüttung des Körpers. Er starb den 28. Hornung 1572. in dem 66sten Jahr seines Alters.

Von

Von Jugend auf vertraut mit den alten, griechischen und römischen Scribenten, war bisher Tschudi mehr in Rom und Athen als in seinem eigenen Vaterlande zu Hause. Natürlich stieg in seiner Seele der Wunsch auf, auch dieses genauer kennen zu lernen. Zu seiner Zeit aber waren noch sehr wenig helvetische Geschichtschreiber in öfentlichem Drucke erschienen. Unsers Wissens war Petermann Etterlins Chronick eines der ersten helvetischen Geschichtbücher, welches zu Basel im J. 1507. herauskam. Wol mochte Tschudi sich dieses Werkes bedient haben; noch mehr und besser aber einer Handschrift des Werner Schodelers, woraus auch Etterlin das Meiste geborgt hat. Schodeler lebte zu Bremgarten in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts; aus verschiedenen, zerstreuten Nachrichten hatte er eine Schweizer-Chronick zusammen getragen; grossentheils ist sie in Tschudis Werk eingerückt worden; diese und hundert andre Handschriften nutzte Tschudi mit Geschmack und mit critischer Auswahl; sorgfältig wußte er das Gold der Wahrheit von den Schlacken der Legenden zu scheiden; zu diesem Ende hin blieb er bey den Denkschriften allein nicht stehn; er schöpfte aus der Quelle in den öfentlichen Archiven der Kantons so wol als der verschiedenen Klöster zu

St. Gallen, Einsideln, Pfeffers, Dissentis, Muri, Rheinau, Wettingen, Schennis u. s. f. Zugleich unterhielt er Briefwechsel mit den gelehrtesten Männern, Vadian, Rhenan, Glarean, Nic. Brieffern u. a. Wie groß sein Reichthum an Büchern und Handschriften gewesen, beweißt sein litterarischer Nachlaß auf dem Schlosse zu Greplang, wovon seither wichtige Stücke theils in die Abtey St. Gallen, theils nach Zürich und anderstwo verkauft worden.

Schon im J. 1538. kam Tschudis Beschreibung des alten Rhätierlandes zu Basel heraus; Münsters lateinische Uebersetzung ward hernach in Schardii Script. rer. germ. eingerückt. Ungeachtet aller günstigen Aufnahme, wollte der Verfasser diese Schrift niemals für seine ausgemachte Arbeit erkennen; schon in seinem drey und zwanzigsten Jahre hatte er sie, auf Glareans Ansuchen, verfertigt; dieser ließ ihm zur Ausfeilung und Vollendung keine Zeit mehr, sondern nahm die Handschrift mit sich nach Freyburg. Daselbst konnte er Münsters dringendem Anhalten nicht widerstehn; indeß bloß für fünf Tage anvertraute er diesem die Handschrift; gegen alle Zusage ließ sie während dieser Zeit Münster copiren, übersetzte sie und gab sie nebst den geographischen Tabellen in deutscher und in lateini-

teinischer Sprache heraus. Ungemein war hierüber Tschudi betroffen; er beklagte sich und that, was er konnte, zur Unterdrückung des unvollendeten Werkes; es war aber zu späte. — Seither arbeitete er immer an der Verbesserung und Ergänzung desselben; erst in dem fünf und sechzigsten Jahre brachte er diese Arbeit völlig zu Stande.

Auch hatte er einen eignen Band von Wappen und Siegeln der alten, adelichen Schweizergeschlechter, mit historischen Anmerkungen gesammelt.

Wie eifrig er in Behauptung des katholischen Glaubens gewesen, beweisen unter anderm seine zwo theologische Abhandlungen, die eine vom Fegfeuer, die andre von Anrufung der Heiligen. Keineswegs indeß war er blind gegen die Mißbräuche des Papstums; mit vieler Unpartheylichkeit schreibt er in seinen Annalen von den ausschweifenden Sitten des Klerus und von der Habsucht der Klöster.

Sein ganzes Leben durch hatte er an der Chronick gearbeitet. Erst nach seinem Hinscheid wurden die drey Tomi zu Greplang, die einen Zeitraum vom J. 1200. bis 1470. in sich be-

greiffen, genauer zusamengeheftet; das übrige alles blieb zerstreut und ohne zusamenhängende Verbindung. Ein einziger Band, der sich an sicherm Orte befindt, wurde noch kurz vor seinem Tode ins Reine geschrieben; er enthält die Geschichten vom J. 1000. bis 1370. Ganz oder zum Theil sind die Kopeyen dieser Schriften in die Klöster Pfeffers, Einsideln, Muri, Engelberg u. a. gebracht worden. Ihrer erwähnt Bullinger in der Hist. Helv. Msc. unter dem Namen Tschudii Collectarium; Stumphius gesteht, daß er sich der Tschudischen Schriften häufig bedient habe. Eine Copey davon, welche der Graf von Trautmannsdorf in der Abtey Muri besorgen ließ, wurde in die kayserliche Bibliothek nach Wien gebracht. — Das Werk geht vom J. 1001. bis zum J. 1470. — Eine Fortsetzung, welche bis zum Jahr 1549. fortgeht, hab ich bey dem geschickten und unermüdeten Archivar ab Yberg in dem Hauptflecken zu Schweitz gesehn.

Unter Tschudis gedruckten Schriften können wir nur folgender erwähnen:

1. Das helvetische Chronicon, nach Joh. Rudolf Iselins Ausgabe, in zween Folio-Bänden, Basel

Basel 1734. 1736. — Dasselbe fängt an mit dem J. 1001. und endet mit dem J. 1470.

2. De vera & prisca alpina Rhætia, cum cætero alpinarum gentium tractu. 4. Basel 1538. Ebend. 1560. und in den Script. rer. germ. Giessen 1673.

3. Beschreibung des Alpengebürges. Basel 1738.

4. Epist. ad Beat. Rhenanum super varia Germanos concernentia. Giessen 1673.

5. Diss. de nomine Germaniæ. Basel 1538.

6. Delineatio veteris Rauracæ. in 8vo. Basel 1752.

Cölius Secundus Curio. *

Das Licht der Welt erblickte er den 1. May 1503. in Piemont. Schon im neunten Jahre verlor er die Eltern; von diesen hatte er ausser dem adelichen Geschlechte grossen Reichthum geerbt; als jüngstes Kind erhielt er vor den übrigen das väterliche Haus in der Stadt und einige Landgüter, nebst einer kostbaren Bibel auf Pergament, bey der Erbtheilung zum voraus. Nachdem er bey einem besondern Informator den Grund zu den Wissenschaften gelegt hatte, begab er sich nach Turin; daselbst genoß er den Unterricht des Georg Carara, des Dominicus Machaneus und Joh. Bremius. Unter Anleitung des nachherigen Kardinalen, Sfondrata, wiedmete er sich dem Studium des bürgerlichen Rechtes. Schon hatten durch ganz Italien Luthers, und Zwinglis Schriften grosses Aufsehn erregt. Noch war der junge Cölius nicht völlig zwanzig Jahre alt, als er, beseelt von heisser Wissensbegierde, alle diese Schriften anschafte, um sie näher zu prüfen. Luthers Bücher über den Ablaßkram und

* S. Stupani Orat. de Curionis vita in Schellhorn. Amœnit. litt. T. XIV.

und die babylonische Gefangenschaft, Zwinglis Schrift über die wahre und falsche Religion, nebst einigen Werken des Melanchtons, hatten den Jüngling so sehr eingenommen, daß er ohne ohne Anstand auf eine Reise nach Deutschland bedacht war. Kaum hatte er mit zween andern, jungen Freunden den Weg angetretten, so wurden sie alle drey, wegen allzufreyer Reden über die Religion, von den Trabanten des Kardinal-Bischofs gefangen genommen; ungefähr zween Monate lang blieb Cölius in dem Caprianischen Schlosse bewachet und endlich auf die Fürbitte einiger vornehmen Freunde wurde er wieder befreyet. Der Kardinal machte ihm Vorwürfe, zugleich versprach er ihm beträchtliche Geldsummen zur Unterstützung in seinem Studieren, und so schickte er ihn mit Empfehlungsschreiben nach dem Kloster des h. Benignus. Daselbst ärgerte sich der Jüngling über den ungeheuren Zulauf der Pilgrims zu den Gebeinen der Martyrer so sehr, daß er denselben nicht nur selbst allen Dienst und alle Anbetung verweigerte, sondern auch in Geheim durch seinen Unterricht mehrere davon abhielt. Unter diesen befand sich auch ein junger Reisender, Namens Martin Salier; eben trug er Melanchtons Locos communes in der Hand, als er auf einem Spaziergang am Ufer des

Flusses von einem fremden Thiere so sehr in Schrecken gesetzt wurde, daß er sich in größter Eile in das benachbarte Franziscaner-Kloster rettete; die Erscheinung des vermeinten Ungeheuers schrieben die Mönchen einzig und allein Melanchtons Buch zu; voll abergläubischer Furchten übergab er also dieses Buch dem Feuer und für immer schwur er die Lehre ab, die ihm Cölius beygebracht hatte. Nunmehr dachte der verwegene Cölius darauf, wie er die heiligen Gebeine wegschaffen möchte. In Geheim öfnet er den Schrank, in welchem sie aufbewahrt wurden, legt hierauf den Schlüssel wieder an seinen Ort, und an einem bequemen Tage, da jedermann anderstwo beschäftigt war, entwendet er alle diese Reliquien; an ihre Stelle setzt er die Bibel, mit folgender Aufschrift; „Dieß ist die Bundeslade; hieraus schöpft man die ächten Orakel; hierinne sind die eigentliche Reliquien der Heiligen enthalten.„ — Als bald darauf ein Festtag heranrückte, wo man diese Gebeine öffentlich herumzutragen gewohnt war, so flüchtete er sich vorher nach Mayland; von da gieng er nach Rom; auch besuchte er mehrere, andre italienische Städte. Hierauf kehrte er nach Mayland zurück, woselbst er einige Jahre mit Lernen und Lehren zubrachte. — Während der

Hun-

Hungersnoth und Pestseuche unterstützte er nicht nur manche Familie mit seinem eigenen Gelde, sondern auch ausser der Stadt, wo er sich aufhielt, beredete er die Priester, daß sie selbst der Kirchengüter und des Tempelschmuckes nicht schonten, um den Armen Hilfe zu leisten; sehr fleißig besuchte er die Kranken, und nebst einem Cameraden trug er in eigner Person die Verstorbnen zu Grabe. Wegen dieser seltenen Tugenden gewann er ganz das Herz der Margaretha Blanca, aus dem vornehmen, Isacischen Geschlechte; er heurathete sie und begab sich mit ihr nach Casalen, woselbst sie einige Jahre in der wünschenswürdigsten Sorglosigkeit mit einander verlebten. Auf die wiederholten und dringenden Vorstellungen seiner Freunde begab er sich hernach in sein Vaterland zurück, woselbst er eine reiche Erbschaft erwartete; alle seine Brüder und Schwestern waren gestorben; niemand lebte mehr als die einzige Schwester Maria; diese glaubte, daß er bloß gekommen sey, einen freundschaftlichen Besuch abzustatten, und so war er ihr und ihrem Gatten ungemein willkommen; allein gar bald verwandelte sich die Liebe in tödtlichen Haß, als er von Erbtheilung zu sprechen anfieng. Fälschlicher Weise nämlich beredete die treulose Schwester den Bruder, daß er der Religion

ligion wegen in Gefahr sey, um ihn dadurch, mit Hintansetzung des väterlichen Erbgutes, zur Flucht zu bewegen. Würklich begab er sich, mehrerer Sicherheit wegen, in eine benachbarte savoische Landstadt. Zufälliger Weise hörte er daselbst einen Mönch von Türin, der sehr heftig gegen Luthern loszog und ihm unter anderm Schuld gab: daß er unter dem scheinbaren Vorwande der christlichen Freyheit jede Ausschweifung erlaube und Christum weder für einen Sohn Gottes, noch Marien für eine Jungfrau erkenne. Nach geendigter Predigt erhielt Cölius von dem Obersten des Ortes die Erlaubniß zu öffentlichem Vortrag. Durchgängig herrschte feyerliches Stillschweigen, und er fieng so an: „Wichtige Vorwürfe hast du den Lutheranern „gemacht, ehrwürdiger Pater, allein wenn „und wo hat Luther so was gelehret? zeig mir „das Buch und die Stelle, die so was enthält?„ Der Mönch erwiederte, daß ihm sogleich aus dem Stegreife eine solche Anzeige nicht möglich sey; in Türin aber woll' er ihm dieß und noch mehreres unüberwindlich beweisen. Cölius versetzte: Ich hingegen werde ohne Anstand aus Luthers eigenen Schriften das Gegentheil zeigen. Hierauf zog er Luthers Auslegung über das Sendschreiben an die Galater

her=

hervor und las eine weitläuftige Stelle, gerade= zu den Aussagen des Mönchen entgegen. Der Adel so wol als der Pöbel entrüsteten sich so sehr über den mönchischen Verläumder, daß sie auf ihn losstürmten, ihn schlugen und nicht ohne unmittelbare Zwischenkunft des Stadtobersten losliessen. Nach seiner Zurückkunft in Türin be= klagt sich der Mönch bey dem Inquisitor so wol als bey dem Bischof. Durch seine Trabanten läßt dieser den Cölius gefänglich nach Türin füh= ren. Beym Verhör muß er wegen seiner ehmals vorgehabten Reise nach Deutschland Rechenschaft geben; man befragt ihn über die entwendeten Reliquien und macht ihn der Kätzerey wegen verdächtig. Voll Muth unterzieht er sich den Qualen des Kerkers und verachtet jede Marter des bevorstehenden Todes. Mittlerweile war der Bischof, um dem Hasse so vieler angesehenen Freunde des Cölius zu entgehen, nach Rom ver= reiset; auf solche Weise sollte es den Anschein ge= winnen, als wäre alles, was gegen den Ge= fangenen verübt worden, auf unmittelbaren Be= fehl des Papstes geschehen. Die Verwahrung des Cölius wurde inzwischen einem gewissen Da= vid, einem Bruder des Cardinal Cibo, anver= traut; dieser wirft ihn in ein engeres Gefängniß, schlägt seine Beine in schweere, hölzerne Fuß=

bande

bande und läßt ihn von zween Wächtern bewachen. Tags darauf bemerkte Cölius, daß er ehmals in der Kindheit auch in diesem Hause gewohnt habe; er erinnerte sich der Lage und jeder Gegend desselben; hierauf fieng er an, auf seine Rettung zu sinnen; in den Fußbanden waren seine beeden Füsse aufgeschwollen; er erhielt also von den Wächtern, daß sie ihm den einen Fuß frey liessen, damit er nach Heilung desselben auch den andern frey bekommen und heilen lassen könnte. Unbemerkt zieht er nunmehr das losgebundene Bein aus dem Stiefel; diesen stopft er aus mit leinen Tüchern und macht ihn unter dem Kleide an einer Schnure fest, so daß er ihn bewegen konnte, als wär das Bein in demselben. Nachdem dieses geschehn war, so bat er, daß man ihm jetzo das andre Bein frey lassen möchte; dafür wurde das falsche oder vermeinte Bein in Fesseln geschlagen; nunmehr waren beede Beine befreyt; um Mitternacht, als die Wächter in tiefem Schlaf lagen, öfnet er die Thüre des Gefängnisses, geht die Treppe hinunter, kömmt in den Hof, klimmt über die Mauer, wirft auf der andern Seite sein Gewand auf den Boden und senkt sich darauf hernieder. Am Morgen glaubten die Wächter nichts anders, als daß er sich durch Zauberey aus dem

fest

fest verschloßnen Fußbanden befreyt habe. Bald hernach aber schrieb Cölius ein launigtes Gespräch, unter der Aufschrift: Probus, worinn er alles, wie es geschehn war, erzählet. Inzwischen blieben seine Güter und sein Erbtheil verloren; auch war alle Hofnung zur Rückkehr ins Vaterland völlig verschwunden; er flüchtete sich also in einen Winkel Italiens; durch Vorschub einiger vornehmen Mayländer erhielt er bald hernach ein öfentliches Professorat; um ihn gegen seine zahlreichen Feinde in Sicherheit zu setzen, ward er immer von einer Menge Studenten begleitet; da die Verfolgungen des Papstes immer gefährlicher wurden, so flüchtete er sich jetzt nach Venedig; auch da war er nicht sicher und begab sich nach Ferrara; daselbst fand er Schutz bey der Gemahlin des Herzogs, einer Tochter des französ. Königes Ludwigs XII. diese verschafte ihm einen öfentlichen Lehrstuhl; kaum ein Jahr lang genoß er der Ruhe und nunmehr ward er von dem Papste nach Rom gefordert. Anstatt dieser Einladung zu folgen, flüchtete er sich jetzo nach Teutschland. Die Herzogin Renata von Ferrara gab ihm Empfehlungsschreiben nach Bern und Zürich; die Berner anvertrauten ihm das Schulrectorat in Lausanne; vier Jahre lang hatte er der Academie daselbst mit grossem Nuzen

zen gedienet; jetzt kehrte er nach Italien zurück, um seine Gattin und sieben Kinder zu holen; indeß durfte er nicht persönlich zu ihnen nach Lucca gehn; er wartete ihrer in der benachbarten Stadt Pessa; unvermuthet ward er beym Mittagessen von dem Haupte der Inquisitoren und seiner bewafneten Wache umringet; während daß diese letztre unten vor der Thüre harrete, trat der oberste Inquisitor allein in sein Zimmer und kündigte ihm im Namen des Papsts den Verhaft an. Noch hatte Cölius das Messer in der Hande, womit er die Speisen zerschnidte; vor dem Messer und vor dem Trotze des stattlichen Mannes erschrack der Inquisitor so sehr, daß er plötzlich zu Boden fiel. Sogleich eilte Cölius die Treppe hinunter, gieng mitten durch die Lictoren, grüßte sie, ward von ihnen nicht erkannt, begiebt sich in den Stall, setzt sich zu Pferde und rettet sich durch die Flucht. Glücklich kömmt er nach Lausanne zurück. Von da begab er sich im J. 1546. auf die hohe Schule nach Basel. Auf dringendes Anhalten des Martin Borrhaus, des Hieron. Frobenius, Niklaus Episcopius und Mich. Isengrin, denen seine Gelehrsamkeit bekannt war, blieb er daselbst und übernahm den rhetorischen Lehrstuhl; aus den entlegensten Gegenden drangen sich die Studierenden

den herbey, um seine Vorlesungen zu hören. Von allen Seiten her suchten ihn die größten Fürsten, unter den schmeichelhaftesten Versprechungen zu sich zu locken; auch der Papst selbst wollte ihn durch den Kardinal Caraffa zur Rückkehr nach Italien bewegen; mit Vortheil hofte er sich seiner Feder zu bedienen; er that ihm die schönsten Versprechungen, wofern er nur aufhören würde, über die Religion zu schreiben: fruchtlos blieben alle diese Einladungen. Er blieb in Basel, woselbst ihm und seinen Nachkommen das Bürgerrecht geschenkt wurde. Sein Sohn Augustinus, der ihm auf dem rhetorischen Lehrstuhl nachfolgete, starb den 24. Oct. 1566. Mit Thränen sagte der Vater zum sterbenden Sohne: Itzt schliesse ich die Augen dir zu; nur wenige Zeit hättest du noch leben müssen, und alsdenn hättest du mir meine Augen zuschliessen können. Würklich starb er selbst bald hernach im J. 1569. Seine Gattin folgte ihm im Tode im J. 1587. im acht und siebzigsten Jahre des Alters.

Sein Sohn, Horatius, gebohren zu Casal im J. 1534. war Doctor der Arzneykunst und kayserlicher Rath bey Maximilian II. Er starb auf der Reise an den türkischen Hof im J. 1564. Leo geb. im J. 1536. ein Handelsmann, der beynahe alle Gegenden von Europa durchreist

 hatte;

er starb zu Basel im J. 1601. — Vom Augustin haben wir oben geredet. Noch hatte er eine gelehrte Tochter, Angela, die ihm in allen Sprachen vorlas und seine Handschriften besorgte; sie starb im J. 1584.

Die Bibliotheck des Cölius kam in die Hand des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. — Von seinen herausgegebenen Schriften bemerken wir folgende:

Schola I. de perfecto grammatico.

De liberis honeste & pie educandis.

De grammatica latina.

Sulpitii carmen de moribus & civilitate puerorum. Bas. 1555. 8.

De litteris doctrinaque puerili & ratione docendi grammaticam. ib. 1546. 8.

Forum romanum. Bas, 1544. fol. ib. 1561. T. III. fol. ib. 1576. fol. Argent. 1604. fol. vermehrt.

Nizolius s. Thesaurus Ciceron. von C. S. Curio vermehrt, Bas. 1548. fol. ib. 1563. f. eine Aldiner-Ausgabe vom J. 1570. f. Bas. 1576. vermehrt durch Marcell. Squarcialupum ib. 1583. f. abermal vermehrt durch Jakob Cellarius Lugd. 1582. f. ib. 1584. f. und 1588. f. Basil. 1595. und 1613. f. franc. 1613. f. Venet. 1617. f.

Logices Elementorum L. IV. Bas. 1567. 8.

Com-

Commentarius in Perionii dialecticam. Baſ. 1549. 8. Ejusd. Epitom. ib. eod. 8.

De omni artificio diſſerendi atque tractandi Summa. Baſ. 1547. 8.

Orationes ib. 1544. 8.

Selectæ Epiſtolæ & orationes. ib. 1553. 8.

Die Ausgabe von den Epiſtol. Olympiæ Fulviæ Moratæ, Baſel, 1552. 1558. 1562. 1570. 1572. 1580 8.

Encomium nucis.

Dialogus *Probus*, welcher auch in Schelhorns Amænit. T. I. eingerückt worden.

De hiſtoria legenda ad Amerbach.

De bello Melitenſi. Baſ. 1567. 8. Franc. 1568. 8. ib. 1596. f. deutſch, Baſel 1567. 8. Dieſe Schrift befindt ſich auch in des Grævius theſ. antiq. italiæ.

Zum Livius ſchrieb er notas & præfat. de menſuris, ponderibus reque nummaria Romanorum & Græcorum. Baſ. 1549. f. Franc. 1588. und 1628. Lutet. 1552. f. Baſ. 1554. 8. und 1555. f.

Zum Appianus Alex. eine Vorrede de vita Sigismundi Gelenii. Baſ. 1544. f. ib. 1544. f. Lugd. 1576. 1588. 12.

Zum Sabellicus edirte er Supplementa. Baſ. 1560. f.

Franc. Guicciardini Hist. sui temporis übersetzte er aus dem Italienischen in das Lateinische. Bas. 1566. f. 1567. 8.

Ebenfalls aus dem Ital. ins Lat. übersetzte er die Geschichte des Apostaten Franc. Spieræ. Bas. 1549. 1550. 8. Amberg. 1608. 12. Fisch. 1729. 12.

Comment. in Cic. Brutum. Bas. 1564. 8.

——— in Cic. oratorias partitiones. Bas. 1562. 8.

Orat. Cic. Philippicæ cum notis Bas. 1551. f. nebst vier Reden aus dem Dio, ins lat. übersetzt. Bas. 1564. f.

Varia ex ore C. S. Curionis in Ciceronem commentantis excepta in dem ersten Bande Enarrat. in Orat. Cic. Bas.

Scholia in Juvenal. Paris. 1602. 1603. 1613. 4. Lugd. Batav. 1695. 4.

Castigationes in Senecæ Opera. Bas. 1557. f. und Paris. f.

Hermogenis Rhetorica, e græco in lat. convers.

Christianæ religionis institutio brevis & dilucida, wie auch epistola de pueris sancte & christiane educandis. Bas. 1549. 8.

Araneus, s. de providentia Dei, de animarum immortalitate, de liberis pie educandis: paraphrasis in principium Evangelii S. Johannis:

para-

paradoxa christiana: adhortatio ad veram relig. Bas. 1540. 8. ib. 1544. 8. ib. 1571. 8. de amplitudine regni cælestis. Bas. 1554. 8. Goudæ 1614. 8. Franc. 1617. 12.

Oratio pro vera & antiqua ecclesiæ christi auctoritate adv. Ant. Florebellum. Bas. 1546. 8.

De corrupto ecclesiæ Statu. Pasquillorum T. 2. Eleutheropoli 1544. 8. nebst des Cölius Einleitung.

Pasquilli Extatici, s. nuper é cælo reversi de rebus partim superis &c. cum Marphorio colloquium. Bas. 8. Genevæ 1544. 8. Placent. 1545. 8. it. cum quæstionibus Pasquilli in futuro Concilio à Paulo III. Pontifice indicto disputandis. sehr selten, in 8vo. Genev. 1667. 12. nebst einem Anhang, Pasquillus Theologaster. Diese und andre satyrische Schriften findt man auch verdeutscht, unter der Aufschrift: der verzückte Pasquinus, 1545. gedruckt zu Rom auf Anhalten Meister Pasquini. Auch hat man eine italienische und eine französ. Uebersetzung.

C. S. Curionis Opuscula, Basil. 1544. 8.

Bernh. Ochini Sermones aliquot hat Curio aus dem Ital. ins Lateinische übersetzt.

Ueber den Plautus findt man seine Anmerkungen in einem Werke, unter folgender Aufschrift:

Eruditorum aliquot virorum de Comædia & comicis versib. commentat. Bas. 1568. 8.

Emendat. in Aristot. & Isidor.

De republ. christian.

Italiæ querimonia.

Encomium Scribarum.

Encomium ejus, qui pro patria occubuit.

Joh. Cheki, Angli, de pronuntiatione græcæ potissimum linguæ disputat. cum Stephano Wintonensi Episcopo, septem contrariis epistolis comprehensæ. Bas. 1555. 8.

Guil. Budæi opera omnia, cum ampla Curionis præfat. Basil. 1557. fol.

Einige von seinen Handschriften werden auf der academischen Bibliotheck in Basel verwahret. Man sehe Mus. helvetic. Vol. VII. Partic. XXVIII. No. II. III.

Caspar Bauhin.*

Die Bauhinische Familie ist nicht nur der Stadt Basel, wohin sie die Bande des Bürgerrechts und der Geburt am meisten heftete, sondern auch der ganzen Schweiz im dankbarsten Andenken; auch die gelehrte Welt, besonders die Arzneykunst und noch mehr die Geschichte haben ihr vieles zu danken. Ich glaube daher meinen Lesern Freude zu machen, wenn ich ihnen diese vortrefliche Deszendenz mit einem Blick zu überschauen vorlege: obgleich diese Sammlung für einmal nur das Bild des Caspar Bauhins liefert. Auch sey mir erlaubt, den Wunsch zu äussern, daß einer der gelehrten Landesleute dieser wackeren Männer sie uns näher und ganz bekannt machen könnte.

Johannes Bauhin, der Vater unsers Caspar Bauhins, wurde in Amiens in der Pikardie im Jahr 1511. gebohren. Er wiedmete sich in Paris mit dem besten Erfolg der Arzney- und Wundarzneykunst, so daß er schon in seinem 17ten Jahr als ausübender Arzt so bekannt war, daß er von König Franz dem ersten und seiner kö-

* Von Herrn Dr. Hirzel, dem jüngern, gütig mitgetheilt.

niglichen Schwester Catharina unter die Zahl der Leibärzte aufgenommen wurde, und als solcher sich grosses Ansehen erwarb.

Der redliche Trieb, dasjenige was er für wahr hielt, auch mit seinem Nachtheil öffentlich zu bekennen, nöthigte ihn bey der Verfolgung der Protestanten seine sonst so glückliche Lage zu verlassen und nach England zu flüchten, woher er aber bald wieder nach Paris zurückkehrte: Allein eine neue Verfolgungshitze brachte ihn ins Gefängniß, und schon sollte sein End-Urtheil vollzogen werden, als ihn die Gunst und Dankbarkeit der Königin dem Scheiterhaufen entriß, und auf ganz freyen Fuß stellte.

Die beständige Gährung der Feindseligkeiten gegen die Gegner der Römischen Kirche trieb ihn immer hin und her, bis er endlich in Basel im J. 1543. mit Weib und Kinderen Sicherheit fand, und sowohl von der Stadt als der Academie zum Mitbürger angenohmen wurde. Wie schön lohnte sich diese Grosmuth durch die Nachkommen dieses treflichen Manns! Er selbst beschäftigte und ernährte sich anfangs mit litterarischen Arbeiten, bis seine Verdienste als Arzt erkannt, benutzt und belohnt wurden. Er starb in seinem 71sten Lebensjahr im J. 1582. und segnete sein neues Vatterland mit zween Söhnen

Jo-

Johannes und Caspar. Jener war als Jüngling, da er sich der Arzneykunst und Philosophie und besonders der Botanick wiedmete, schon würdig der Freund Conrad Geßners zu seyn, mit welchem er kleine Reisen nach den bergichten Gegenden der Schweiz machte, und in einem so freundschaftlichen als gelehrten Briefwechsel stand. Er war einige Jahre lang in Basel Lehrer der Rhetorick, nahm nachher den Ruf als Leibarzt bey dem damaligen Herzog zu Wirtemberg an, und starb im J. 1613.

Caspar, sein jüngerer Bruder, dessen Bild wir vor uns haben, wurde im J. 1560. gebohren. Obgleich er von seiner Gerburt an sehr schwächlich war, und erst im 5ten Jahr seines Lebens ordentlich zu reden anfieng, so machte er doch nachher schnelle Fortschritte in den Wissenschaften. Er vollendete das Studium der Philosophie, und erst nachher wiedmete er sich der Arzneykunst und besonders der Anatomie und Botanick, worin er seinen Bruder bald übertraf. Seine Reisen durch Italien, Frankreich und Deutschland waren das beste Mittel, ihn zu dem grossen Botanicker zu bilden, der unsern Zeiten noch schätzbar ist.

Er sammlete mit äusserstem Fleiß die Beschreibungen der ältern Botanicker, berichtigte

dieselbigen durch genaue Untersuchung der Pflanzen, reihte sie in Ordnungen und Familien, gab ihnen neue Namen oder weihte die alten durch sein Ansehen von neuem ein, setzte die Synonima der älteren Botanicker bey, machte viele neue Pflanzen durch genaue Beschreibungen und Zeichnungen bekannt, und sammlete zum Behuf dieser Arbeit theils auf seinen Reisen, theils nachher durch seinen in ganz Europa ausgebreiteten Briefwechsel ein sehr schönes und vollständiges Herbarium, welches dermahl in der Bibliotheck des vortreflichen Baslerischen Professors de Lachenal aufbehalten wird. Diese botanische Schriften verdienen unstreitig vor allen seinen übrigen Arbeiten aus den Vorzug.

Einige Jahre lang diente er seiner Vaterstadt als Lehrer der griechischen Sprach, bis ihm im Jahr 1589. nachdem er vorher durch sehr geschickte anatomische Arbeiten seine Stärke auch in dieser Wissenschaft gezeigt hatte, der neu errichtete Lehrstuhl der Anatomie und Botanick, aufgetragen wurde. Ein Ruf, der ihn in den Stand setzte, durch seine grossen Talente und ausgebreiteten Ruhm seiner vatterländischen hohen Schule viele studierende Jünglinge zuzuziehen, die Epoche des grösten Credits der Baslerischen Universität!

Eine

Eine eigne (nicht sehr vortheilhafte) Einrichtung dieser hohen Schule rufte unseren Bauhin durch eine Beförderung, welche zugleich seinen Gehalt vermehrte, von seinen Lieblingsstudien auf den Lehrstuhl der ausübenden Arzneykunst. Der Senat seiner Vaterstadt übergab ihm das Archiatrat und der damalige Herzog von Wirtemberg erhob ihn nebst einem Gehalt zur Würde eines seiner ersten Leibärzte. Wieder eine schöne Bahn für den älterenden Mann, welche er dessen ungeachtet mit gleichem Eifer und gleicher Ehre bis an sein Lebensende gieng; dieses beraubte die hohe Schule zu Basel des grossen Manns, im J. 1624. und erst eine dritte Verehlichung gab ihr durch ihn einen Sohn der den Ruhm seines Namens fortsetzte.

Johann Caspar Bauhin.

Welcher im J. 1606. gebohren worden. Um den Sohn des würdigen Vaters würdig zu erziehen, mußte er durch das Studium der alten Sprachen und der Philosophie den Grund legen, ein Arzt zu werden bis in dasjenige Alter, welches ihn in fremde Länder führte, noch mehrere Kenntnisse einzuholen, leitete ihn sein Vater treulich und glücklich. Als hofnungsvoller, selbst schon gelehrter Jüngling, durchreiste er Frankreich,

Engel-

Engeland, Holland und Deutschland, und kam in seine Vaterstadt zurück, die Bahn seines Vaters zu betretten. Er lehrte ebenfalls zuerst die Anatomie und Botanick; wurde aber durch viele pracktische Geschäfte zu sehr von diesen theoretischen Wissenschaften weggerissen. Der Ruhm seiner Geschicklichkeit in der ausübenden Arzneykunst brachte ihm das Diplom als Leibarzt König Ludwig XIV.

Bey der hohen Schule schritt er zum Lehramt der praktischen Arzneykunst, worin seine wahre Grösse bestand, fort. Diesen beyden Geschäften, welche ihn ganz von eignen litterarischen Ausarbeitungen abhielten, gewiedmet, lebte er bis 1685. und starb als Greis noch seinem Vaterland zu früh; gab aber demselben einen Sohn

Hieronymus Bauhin.

Des Vaters sorgfältige Hand zog auch ihn in gleichem Beruf zur Ehre und zum Nutzen seines Vaterlands, welches ihn auch als Lehrer der Anatomie und Botanick und nachher des theoretischen Theils der Arzneykunst, und ausübenden Arzt, zwar nur wenige Zeit, genoß, indem er schon im J. 1667. starb, und zwey minderjährige Söhne hinterließ, deren einer

Jo-

Johann Caspar als Arzt dem Wirtenbenbergischen Hause dienete, und im J. 1705. gestorben ist.

Das Verzeichniß der Schriften, welche diese grosse Männer der gelehrten Welt schenkten, befindt sich in den Athenis Rauricis sehr vollständig S. 295. 185. 186. 192. 220. und im Anhang. S. 9.

Johann

Johann Diodati.

Aus einem adelichen Geschlechte von Lucca. Der Religion wegen hatte sich sein Vater nach Genf geflüchtet. Daselbst erblickte unser Johann Diodati das Weltlicht den 6. Jun. 1576. Auf Theodor Bezens Antrieb übernahm er schon im neunzehnten Jahre seines Alters das Professorat der ebräischen Sprache, hernach ward er Professor der Gottesgelehrtheit, ingleichem Prediger der italienischen Kirche zu Genf. Im J. 1619. schickten ihn die Genfer nebst Theod. Tronchin auf die Synode nach Dordrecht. Bey dieser Unterhandlung gab er glänzende Beweise von seiner theologischen Einsicht. Das Zutraun gegen ihn war so groß, daß man ihm zugleich mit noch fünf andern Gottesgelehrten die Verfertigung der Canons auftrug.

Durch allzu anhaltende Anstrengung des Geistes hatte er seine Gesundheit geschwächt. Er starb den 3. Octob. 1649. im vier und siebzigsten Jahre.

Er übersetzte die Bibel in die italienische Sprache und gab sie im J. 1641. mit Anmerkungen heraus; im J. 1644. lieferte er auch

eine

eine französische Uebersetzung der Bibel. Ueberdieß hat man von ihm einige Psalmen Davids, in französischen Versen, wie auch die erste, französische Uebersetzung von Fra Paolo Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung.

Man sehe Ph. Mestrezats Programm. fun. Spons Hist. de Geneve L. III. D. Paul. Freheri Theatr. Virorum eruditor.

Johann

Johann Barbeirack.*

Er stammt aus einem alten, adelichen Geschlechte in Frankreich. Sein Vater, Anton von Barbeirack, war Prediger bey verschiedenen reformirten Kirchen in Languedock. Er selbst erblickte das Licht der Welt den 15. März 1674. zu Beziers. Nach Aufhebung des Edickts von Nantes im J 1686. sah sich sein Vater aus Frankreich vertrieben. Nur sein Weib und sein kleinstes Kind konnte er retten. Unser Johann Barbeyrack hingegen, ein Knab von zwölf Jahren, blieb zurück bey seinem Bruder Karl, einem Arzte. Unter dem Vorwand einer Reise zu seinen Verwandten nach der Provence, begab sich der junge Johann im J. 1686. unter vielen Gefahren nach Lion. Von da kam er nach Genf, und endlich zu seinen Aeltern nach Lausanne. In dieser Stadt genoß er des academischen Unterrichts und wiedmete sich der Gottesgelehrtheit. Indeß waren daselbst seine Aeltern gestorben. Im J. 1693. kam er nach Genf und studirte unter Anleitung des Ludwig Tronchins, Bened. Calandrins und Bened. Pictets. Ge-

* S. Rathlefs Gesch. jeztlebender Gelehrten, Thl. I.

Gegen Ende dieses Jahres kehrte er nach Lausanne zurück und wanderte alsdenn mit seinen Geschwistern nach Berlin. Er ließ sie daselbst und begab sich nach Frankfurt an der Oder. Ungeachtet er sich dem geistlichen Stande gewiedmet hatte, blieben doch immer die schönen Wissenschaften seine liebste Beschäftigung. Im J. 1697. erhielt er eine Stelle bey dem französ. Gymnasium in Berlin. Nach und nach entfernte er sich von den theologischen Studien und zählte sich nicht länger unter die Geistlichen. Vornemlich befließ er sich der Rechtsgelehrtheit. Er übersetzte den Pufendorf ins französische und erläuterte sein Werk mit Anmerkungen. Im J. 1710. errichtete die Obrigkeit zu Bern auf der Academie zu Lausanne einen neuen Lehrstuhl der Rechte und der Geschichte. Diesen Lehrstuhl bestimmte sie für Barbeyrack. Willig übernahm er dies Amt und freute sich an einen Ort zurück zu kehren, den er für sein zweytes Vaterland ansah. Seine Installation verzog sich bis zum J. 1711. weil der Stifter dieses neuen Lehramts, Joh. Jakob Sinner, abwesend war. In seiner Antrittsrede handelte der neue Professor von der genauen Verwandtschaft der Rechte mit der Geschichte. Im J. 1713. ernennte ihn die königl. Gesellschaft in Berlin zu ihrem Mitglied. Im

J. 1714. ward er zu Lausanne Rector der Academie. Als solcher, hielt er in der Unterschule einige französische Reden, die man zuvor in lateinischer Sprache hielt. Als Haupt der Academie, sah er sich in die Streitigkeiten wegen der Formula Consensus verflochten. Ungeachtet des Feuereifers der Orthodoxen, gestattete er, daß man diese symbolische Schrift nur Bedingungsweise unterschreiben durfte. Diese Toleranz zog ihm Haß zu. Er vertheydigte sich gegen seine Verfolger. Man sehe hierüber die Memoires pour servir á l'histoire des troubles arrivées en Suisse, á l'occasion du Consensus, die zu Amsterdam im J. 1726. herauskamen, und die man unserm Barbeyrack zuschreibt. Im J. 1717. erhielt er einen Beruf als Lehrer der Rechte nach der hohen Schule zu Gröningen. Um so viel lieber folgte er diesem Beruf, da ihm seine toleranten Grundsätze in Lausanne Verdruß zugezogen hatten. Er reisete über Genf und Paris. In Gröningen handelte er in seiner Antrittsrede von der besten Methode bey dem Studium der Rechte. Einst zeigte er, daß die Väter der ersten Kirche schlechte Sittenlehrer gewesen. Remigius Ceillier, ein Benediktiner, vertheydigte gegen ihn die Väter der Kirche. Barbeyrack setzte ihm eine besondere Schrift entgegen. Ohne

Na-

Namen erschien auch im J. 1739. im Hag eine Schrift: Relation de ce qui s'est passé dans une assemblée tenüe au bas du parnasse, pour la reforme des belles lettres; in Form eines Gespräches zwischen Barbeyrack und le Clerc werden die Schwächen der Kirchenväter gerüget.

Unter Barbeyracks Schriften erwähnen wir folgender:

In den nouvelles de la republique des lettres, vom J. 1702. liest man von ihm einige kritische Anmerkungen über Aristophanes Wolken. In dem gleichen Tagebuch und in eben dem Jahre lieferte er Observations critiques sur quelques passages d'*Elien*, de *Lucien*, & de *Thomas*, le Maitre.

Von seinem Droit de la nature & des Gens erschienen fünf verschiedene Ausgaben. Auch ward dieses Werk ins Englische und Deutsche übersetzt. Eben so erschienen auch mehrere Ausgaben von seiner Uebersetzung von Pufendorfs Homine & Cive, welches Buch er gleichfalls mit Erläuterungen begleitete. Ferner lieferte er eine französ. Uebersetzung von Noodts Abhandlung über die politische Macht und über die Gewissensfreyheit, nebst eigenen Zusätzen.

Von ihm hat man auch eine französische Uebersetzung von Tillotsons Predigten.

Im J. 1709. rückte er in die Bibliotheque choisie sein Project d'une nouvelle edition de Lucrece ein.

In gleichem Jahre erschien sein Traitté du Jeu, où l'on examine les principales quéstions de droit naturel & de morale, qui ont du rapport à cette matiére. Eine vermehrte Ausgabe erfolgte hernach im J. 1737. zu Amsterdam.

Im J. 1714. erschien seine Abhandlung sur l'utilité des lettres & des sciences par rapport au bien de l'état. Sie befindt sich auch in dem recueil des Discours, die er im J. 1731. heraus gab.

Im J. 1715. lieferte er die Abhandlung sur la permission des loix, où l'on fait voir, que ce qui est permis par les loix, n'est pas toûjours juste & honnête. Auch diese Abhandlung wurde zu wiederholten Malen aufgelegt. Eben so seine Abhandlung sur le benefice des loix, welche das erste mal im J. 1716. zu Genf herauskam.

Im J. 1720. lieferte Barbeyrack die vortrefliche Ausgabe von des Grotius Werk de jure belli & pacis. Eine zwote Auflage erschien im J. 1735.

Im J. 1725. erschien von ihm Défense du droit de la compagnie holandaise des Indes

orien-

orientales contre les nouvelles prétensions des habitans des païs-bas autrichiens. Im J. 1728. rückte man zu Rotterdam diese Schrift in eine grössere Sammlung ein, die unter der Aufschrift Recueïl des piéces en faveur des compagnies holandaises herauskam.

Im J. 1721. hielt er bey Abtrettung des academischen Rectorats eine Rede de magistratu, forte peccante, e pulpitis sacris non traducendo. Diese Rede befindt sich auch in J. A. Kromaiers Instruct. de elencho morali homiletico. Kromaier grief unsern Barbeyrack auf eine Weise an, daß dieser ihn keiner weitern Antwort würdigte.

Im J. 1723. lieferte unser Gelehrte eine französische Uebersetzung von des Präsidenten von Bynkershoeck Traité du juge competent des Ambassadeurs, tant pour le civil, que pour le criminel. Man findt sie dem Wikkefortischen Werk einverleibt.

Im J. 1724. erschien seine franz. Uebersetzung von des Grotius Buch de jure pacis & belli, mit Anmerkungen.

Im J. 1728. Traité de la morale des peres de l'église. Die Veranlasung zu diesem Werk gab Ceillier durch seine Apologie des péres de l'église contre les injustes accusations du sieur

 Jean

Jean Barbeyrac, welche im J. 1718. zu Paris herauskam. Mit was für einem Geiste Ceillier die Feder geführt habe, erhellet bereits aus seiner Zueignungsschrift an den päpstlichen Nuntius in der Schweiz, den er geradezu zur Verfolgung des Barbeyracks, als eines Lehrers der Bosheit, auffordert.

Im J. 1731. Recueïl de discours sur diverses matiéres importantes, Amsterdam in zween Duodezbänden.

Zu Dümonts Corps universel diplomatique du droit des Gens schrieb Barbeyrack ein Supplement, contenant l'histoire des anciens traités, dépuis les tems les plus reculès jugues á l'empire de Charlemagne.

Verschiedene andere Schriften übergehn wir.

Barbeyrack hatte sich im J. 1702. zu Berlin mit Helena Chauvin, einer Tochter des Prof. Chauvins verheyrathet. Sie starb im J. 1730. Mit ihr hatte er sechs Kinder gezeugt, von welchen in seinem anrückenden Alter nur eine einzige Tochter überig blieb, die sich mit einem Hauptmann des Prinzen von Oranien-Nassau vermählete.

Barbeyrack starb zu Gröningen den 3. März 1744.

Hans

Hans Heinrich Füßli.

Er erblickte das Licht den 3. Christmonat 1745. Seiner Aeltern einziger Sohn, zärtlich erzogen, schon als Knabe Freund seines Vaters, eben darum unabhängig in seinem Thun und Lassen, mißbrauchte er diese Freyheit nicht zu den gewöhnlichen Ausschweifungen der Jugend, vielleicht weil er wenig mit seinen Altersgenossen umgieng und keine öffentlichen Schulen besuchte, welche damals noch nicht reformirt waren. Sein Geist erhob sich zu einer im Verfolg unbezähmbarn Energie. Er genoß den Unterricht verschiedener Lehrer, hauptsächlich aber Steinbrüchels. Dieser und Bodmers Umgang machten bey ihm Epoche. Ueber die Gefielde der Belles Lettres, vornemlich der alten Litteratur, führten ihn diese Männer zur Wahrheit. Abstrackte Wissenschaften, als solche betrachtet, und wiefern sie nicht unmittelbar brauchbar im Leben sind, waren nie seine Sache. Von allen seinen Führern lernte er weniger Scienz als Geschmack, Eifer und Enthusiasmus für alles Wissenswürdige auch selbst für dasjenige, welches er niemals treiben wollte. Noch fiel er in die letzten Jahre der

Dichterzeit und machte schweerfällige Verse, nicht ohne gedankenreichen Innhalt und grosse Lebhaftigkeit des Ausdrucks. In einer Gesellschaft, welche, so wie noch manche gute Anstalt Bodmern zum Urheber, und die vaterländische Geschichte zum Gegenstand hatte, war er inter pares facile princeps. Als Rentier, wiedmete er sich, nach gewohntem Schlendrian, bis in sein sechszehntes Jahr gar keinem ordentlichen Berufe. Im siebzehnten Jahre trat er eine italienische Reise mit der bestimmten Absicht an, seinen Geschmack für die schönen Künste auszubilden, welche sein Vater, der Verfasser des fürtreflichen, allgemeinen Künstlerlexikons, und der andere Füßli in ihm genährt hatten. Ein Freund, welcher kurz vorher aus Welschland zurückkam, bracht' ihn in Bekanntschaft mit Winkelmann, der sich damals in Rom, nicht um Brod zu gewinnen, sondern aus Neigung und Eifer zum Lehrer auserlesener Jünglinge aufwarf, und in einem Tag ihnen mehr ächte Schätze der Kunst öfnete, als andere Cicerone in einem Jahre nicht thun können. Man höre, wie er unsern Füßli zu sich einlud:

„ Mein Herr, Sie werden nicht begieriger „ seyn, zu lernen, als ich zu lehren. Rom sey „ auf ihrer ganzen Reise das Ziel, und andere

„ Orte

„ Orte Nebenaussichten, die uns oft auf dem „ grossen Wege verzögern. Ihre Zuschrift hat „ den ersten Schritt zu der Freundschaft ge„ legt, die sich unser Usteri verspricht, mit wel„ cher ich bin u. s. w. „

Er empfieng diesen Brief zu Genf, wo er sich eilf Monate aufgehalten und zu seiner grössern Reise vorbereitet hatte. Eben damals entstuhnden in diesem Freystaate seine letztern Unruhen. Wo man stuhnd und gieng, wurde die grosse Sache der Freyheit in Rousseaus Geiste oder doch in seinem Tone verfochten. Die heißhungerige Lectür seiner Werke und verschiedene Reisen nach dem Vauclüse dieses neuen Petrarcca jagten unsern Jüngling in enthusiastisches Feuer. Daher sein **Brief an mein Vaterland**, * mit antikem Jugendeifer geschrieben. Dieser Brief erwarb ihm bey der Jugend seines Vaterlands den Ruf einer misanthropischen Eüle, die man je früher je besser todt schiessen könnte; bey den Alten dagegen den Ehrennamen eines jungen Patrioten, welcher damals kein Schimpfwort war.

Von Genf gieng Füßli über Türin auf Rom, wo er fünf Monate blieb. Hier knüpfte er mit Winkelmann eine Freundschaft, die sich nur mit

 dem

* Im J. 1762.

dem Tode dieses letztern endete. An Winkelmanns Hande sah er täglich das alte und neue Rom, die Monumente, welche der Abt in seinen verschiedenen Werken erklärt, und kurz, die Muster, aus denen derselbe seine Theorie der Schönheit und Kunst abzog. Er begleitete so gar den Jüngling und seinen Reisegefehrten, Volkmann von Hamburg, nach Neapel. Dieser Reise danken wir das zweyte Sendschreiben über die Herculanischen Entdeckungen, welches der Verfasser unserm Füßli zueignete. Eine Frucht von seinen eigenen erworbenen Kenntnissen in der Kunst ist sein Sendschreiben an den Uebersetzer vou Webbs Versuch von der Mahlerey, an der Spitze dieses Werkes. In wenig Bogen giebt er Anweisung, nicht alles, aber das sehenswürdigste in Rom, mit Verstand und Empfindung zu betrachten. Schon in diesem seinem ersten, eigentlich schriftstellerischen Produkte findt man gründliche Urtheilskraft mit begeisterndem Ausdrucke verbunden.

Nach seiner Heimkunft genoß er sofort den allgemeinen Ruf eines jungen Mannes, der wenige seines gleichen hätte. Seine unerhörte Freymüthigkeit im Reden und Schreiben beleidigte anfangs nicht; augenscheinlich quoll sie aus gutem Herzen, auch stand sie im täglichen

Um-

Umgange mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit in dem vortheilhaftesten Contraste. Seine Rede **von den Pflichten eines Bürgers**, bey Erneuerung seines Zunftrechtes im J. 1765. erregte durch die ganze Stadt die größte Aufmerksamkeit. Wenn wir ein Paar überspannte Ausdrücke, theils für den damaligen Zeitgenius, theils für den jugendlichen Enthusiasmus abrechnen, so war es unstreitig das beste, politische Rednerstück, welches seit vielen Jahren gehört worden. Unser junge Mann versprach darinn viel, aber nicht mehr, als er zu leisten bereit war.

Theils um sich vor den gewöhnlichen Verirrungen einer lebhaften Empfindsamkeit und Imagination zu verwahren, theils weil er das häusliche Leben für einen Wirkungskräis ansah, dem sich ohne dringende Ursache kein guter Bürger entziehn soll, vermählte er sich bald, ungefähr in seinem neunzehnten Jahre, mit einer verdienstvollen Tochter aus einem der ansehnlichsten Handelshäuser in seiner Vaterstadt. Die gute, aber ungewohnte physische Erziehung, welche er sogleich seinem ersten Kinde, nach Tissots, Ballexerds und Rousseaus Methode gab, brachten ihn, nach seinem Ausdrucke, „bey den Weibern „beyderley Geschlechtes„ in den Ruf, als wenn

er

er den Kindermord in ein System bringen wollte. Anstatt der unfehlbarn Wirkung seines Beyspiels gelassen abzuwarten, predigte er es im Umgang und Drucke, hauptsächlich in dem Erinnerer. Doch bisher gieng noch alles gut: Bald aber erweckte diese Wochenschrift, von deren zweytem Jahrgang er ein Hauptverfasser ist, vollends ein allgemeines Geschrey über ihn. Eines seiner Stücke trug mit zur Unterdrückung des Werks bey; alle tragen sein Gepräg von brittischer, schädeltreffender Satyre. Obgleich er darinn die Schranken der Wahrheit nie überschritt, so überschritt er doch (nach den herrschenden Begriffen) die Schranken der Mäßigung. Nicht etwann bloß lehrte er demokratische Grundsätze, er übte sie aus. Gar bald erklärte man ihn zum Haupte einer sogenannten Patriotenzunft. In seinem Enthusiasmus that er das eine mal einen leeren Luftstreich, andere male rannte er über die Leichen gekrönter Laster und tödtlich gepeitschter Mißbräuche einem an sich untadelhaften Ziele zu. Beym Anfange seiner Laufbahn — und wie konnte es anders seyn? — lief er Gefahr zu straucheln, und er erwachte — nicht um Ausschweifungen zu bereuen, welche im Grunde wenig schaden konnten, und nicht selten zufällig nützten; sondern vielmehr um eben so herz-

lich

lich über seine eignen Träumereyen, als über den panischen Schrecken gewisser anderer Leute sich lustig zu machen.

Während dieser Gährung trat Füßli in die Buchhändlergesellschaft, die, nach verschiedenen Revolutionen, unter der Raggion **Orell, Geßner, Füßli und Comp.** eine der ansehnlichsten in Deutschland geworden, von welcher Geßner, der Dichter, ein Mitglied, und alle übrige Theilhaber Männer von Geschmack und Einsichten sind. Durch die sträfliche Bekanntmachung der Schrift: sur l'orrigine des principes religieux hatten Füßli und seine damalige Societät sich die gerechte Ungnade der Obrigkeit, er aber besonders den unverdienten Ruf eines Irrgläubigen zugezogen. Dadurch gab er Leuten, deren Unwillen er vorher ungestraft verachten durfte, Waffen gegen sich an die Hand. Von dieser Zeit an aber trachtete er nur desto mehr die Unbesonnenheit eines Augenblickes durch unausgesetzte, würdige Anwendung seiner Talente wieder gut zu machen.

Von ihm, als Buchhändler, nur dieses: — Im Vertraun auf seinen Diensteifer so wol als auf seinen sichern Geschmack, unterwarfen manche Verfasser, die ihm ihre Werke in Verlag anboten, ihre Arbeit seiner Kritik, oder auch

ohne

ohne ihr Vermuthen legte er die letzte Feile daran. Nicht selten berichtigte er dieses oder jenes jungen Schriftstellers schwankende Begriffe; aus Mitleiden gegen mittelmäßige Uebersetzer, und um ihnen Kränkungen zu ersparen, bezahlte er ihnen die Arbeit, während daß er sie selbst im Schweisse seines Angesichts umgoß. Da er einer richtigen Interpunktation besonders Meister ist, und mit zu denjenigen gehört, welche in Zürich das beste Deutsch schreiben, so besorgte er, einzig aus gewissenhafter Achtung gegen das Publikum, die Correktur wichtiger Schriften, zum Theil noch bis auf diesen Tag, insgemein selbst. Diese seine stillen Verdienste um die litterarische Republik wird man wahrscheinlich niemals nach ihren wahren Umständen erfahren, da er sie selbst mit Sorgfalt zu verbergen sucht. Ungeachtet er sich täglich in verschiedenen Aufsätzen übt, die bisher theils für das Pult, theils für den Kräis seiner Freunde bestimmt waren, eilet er gar nicht damit öffentlich aufzutretten. Seit dem Sendschreiben über Rom, erschien er zuerst wieder als Autor im May 1770, da nämlich der **Brief eines zürcherschen Frauenzimmers an ihre Freundin**, nebst den Beylagen mehrere Wochen lang das müßige Publikum beschäftigte. Etliche wohlmeynende Zeloten

ten hielten einen ungewöhnlichen Kopfputz für die Summe alles ungöttlichen Wesens, die entgegengesetzte Parten der Leichtsinnigen aber trotzte allem Anstand: Beyde Theile brachte Füßli durch das Sendschreiben C. L. Thuricensis plötzlich zum Schweigen. Die erhitzten Parthenen mußten gestehn, daß Thuricensis in dem Punkte, worüber er sie zu vereinigen suchte, unwiederleglich sey. Man bewunderte die Fruchtbarkeit der wichtigen Wahrheiten, welche in diesen wenigen Bogen nachläßig hingestreut lagen, und unter dem Vehikel klarer und hinreissender Diktion aus dem Herzen des überzeugten Verfassers in das Herz des Lesers übergiengen.

Mittlerweile hatten eigener Hang und Bodmers Aufmunterung das Studium unserer einheimischen Rechte und Geschichten zu seinem liebsten, oder vielmehr beynahe einzigen Geschäfte gemacht. Wie weit er es darin in sehr kurzer Zeit gebracht habe, beweisen seine zwölf Vorlesungen: **Ueber die Quellen und den Lauf der eydgenößischen Kriege mit Herzog Carl von Burgund, und die nächsten Folgen dieser grossen Fehde bis nach dem Schwabenkrieg.** Diese Vorlesungen hielt er in den Sommerferien des J. 1773. und zwar unter dem von Woche zu Woche anwachsenden Zulauf einer sol-

chen

chen Menge von Zuhörern aus allen Ständen, daß der Hörsal der französischen Kirche sie kaum fassen mochte. Ein Hauptabschnitt dieser Vorlesungen war das nachwärts im J. 1780. im Druck erschienene **Leben Johann Waldmanns, Ritters, Bürgermeisters der Stadt Zürich. Ein Versuch, die Sitten der Alten aus den Quellen zu erforschen.** Einen Theil des Uebrigen findt man zerstreut in seinem **Schweizermuseum und in den helvetischen Almanachs.** Mitten im Lauf der Erzählung läßt der Verfasser von Zeit zu Zeit die Urkunden in ihrer eigenen Sprache gleichsam mitreden. Wir lassen es ununtersucht, ob dieses mit dem Ideal des ächten, historischen Styls verträglich sey? Immer aber zeichnet sich Füßli theils durch die deutlichste Auseinandersetzung der Thatsachen, theils durch die anschaulichste Darstellung unter den besten, deutschen Geschichtschreibern aus; an gewissenhafter Unpartheylichkeit hat ihn noch schwerlich einer der einheimischen erreicht.

Nachdem im Sommer 1775. Bodmer, eigentlich diesem seinem Zögling zulieb, die Stelle eines öffentlichen Lehrers der vaterländischen Geschichte und Politik, nach fünfzigjähriger Bekleidung derselben, niedergelegt hatte, trug sie der tägliche Rath unserm Füßli mit so viel als

ein-

einhelligem Mehr auf. Seine Eintritsrede ist reichhaltig an den kühnsten Wahrheiten, voll Wärme, Nachdruck und Würde. Man findt sie an der Spitze seines **Schärfgens auf dem Altar des Vaterlands gelegt**, welches im J. 1778. herauskam. Diese Schrift enthält Bruchstücke seiner politischen Vorlesungen: **Jaques und Lise**, ein kleiner Volksroman, und das: **Etwas für die gute Sache des Ehestands.** Zu diesen Vorlesungen gehört auch: **die Berathschlagung beym Heyrathen, und die kluge Auswahl eines Ehegatten**, die er seither in sein schweizersches Museum einrücken lassen. Es ist zu wünschen, daß diese letztere Schrift besonders möchte abgedruckt werden; sie ist fruchtbar an den lebhaftesten Schilderungen ganzer Familienscenen so wol als einzelner, bald zum Küssen, bald zum Anspeyn getrofener Caracktere, die oft mit einem einzigen Wort oder Beyworte vollständig dargestellt sind, dort in Greüze, hier in Hogarths, oder vielmehr in ganz neuer Manier. Unter anderm ist es dieser Manier eigen, daß der Verfasser jeden Augenblick, und wo man am wenigsten Arges besorgen sollte, betäubende Geisselhiebe, Rechts und Links, auf Feinde und Freunde thut, aber, ehe man sichs versieht, wieder in bestem Vernehmen mit dem Gezüchtigten

fortgeht. Bey solcher Gelegenheit kommen dann freylich häufige, ausser der Schweitz vielleicht unverständliche Provinzialausdrücke so wol als Anspielungen auf Nationalgebräuche und Sitten vor; auch stößt man hie und da auf einen derben Ausdruck, der mit dem feinen Ton des Uebrigen und mit einer ausgefeilten Ründung jeder Periode in dem merkwürdigsten Contraste steht, und der ohne Zweifel für den verzärtelten Geschmack des Zeitalters auffallend seyn muß. Vielleicht unter anderm daher kam es, daß man einige Stellen in dem oben erwähnten Schärfgen so seltsam mißverstand. Eine derselben betrift unsere Geistlichkeit. Zum öftern hatte mir seither Füßli bezeugt, er habe sie mit der mitleidsvollsten Rührung niedergeschrieben: nichts desto weniger mißdeuteten sie einige Leser für die bitterste Aushöhnung des verehrungswürdigen Standes. Ein Mitglied desselben, Herr Pfarrer Stolz, rügte diese Stelle in einem so heftigen Pamphlet, daß der damalige Präsident der Bücher-Censur den Druck erst erlaubte, nachdem die Handschrift unserm Füßli mitgetheilt ward, der alsdenn dringend selbst um das Imprimatur ersuchte: „damit (so lauteten seine eigenen Worte,) „ja der unbillige „Vorwurf von Diktatur in geistlichen Dingen

(die

(die das Pamphlet dem Verfasser des Schärfgens vorwarf,) „nur mich geringes Laylein allein treffen möge, der dazu allerdings keine „Befugsame weder haben noch wünschen kann.„ Uebrigens aber vermuthete Füßli wol nicht ohne Grund, daß nicht so fast die gerügten, als vielmehr andere Stellen so viel Aerger erzeugt hätten, einige Ausfälle nämlich gegen gewisse, religiose Empfindeleyen und Schwärmereyen in unserer Mitte. Weiter verlor er, so gar unter seinen Vertrautesten, über diesen Vorfall kaum eine Sylbe, so wie er überhaupt an keinerley theologischen oder litterarischen Fehden in seiner Vaterstadt nie den geringsten Antheil nahm; wohl aber sich zum östern erklärte, daß er die Gegenstände der erstern als unnützes Hirngespinnst verachte.

Immer nur auf das Brauchbare im menschlichen und bürgerlichen Leben zielten seine Bemühungen. Eine bey uns gewöhnliche Vorbereitung zu öffentlichen Geschäften, ist der Beysitz bey dem Schuldengerichte. Er wohnte also diesem Tribunal Ao. 1771. u. f. f. auch bey. Vornemlich aber giengen seine Privatstudien unermüdet auf nähere und ausgebreitetere Kenntniß unsers besondern und gemeinschaftlichen Vaterlands. Ungeachtet er (so wie er sich selbst in der

oben angeführten Antrittsrede ausdrückt,) niemals irgend einem öffentlichen Beruf, auch nur nicht mit unruhigen Wünschen auf die Spur gieng, so suchte ihn jetzt ein allgemeines Zutraun bald überall selbst auf. Im Jenner 1777. ernennten ihn die Vorsteher seiner Zunft einhellig zum Mitgliede des grossen Raths der Zweyhundert. In der ersten, grossen Rathsversammlung, welcher er beywohnete, sollte eben über das französische Bundesgeschäft entschieden werden. Er gab gegen diese Verbindung sein ganz eigenes Votum, mit kühner Beredsamkeit. Seine bis in die kleinsten Zweige sich erstreckende, historische und politische Kenntniß dieses Staatsgeschäftes kannte man schon aus einer darüber verfaßten Denkschrift. Am Ende des ganzen Handels half er mit etlichen andern zur Widerherstellung des erschütterten Gleichgewichts. Bey dem aus eben dieser Unterhandlung entsprungenem Versuche einiger Kantone zur Entwerfung einer neuen Rechtsform bey eydgenößischen Staatsprozessen trug er nicht wenig zu dem standhaften Entschlusse bey, bey dem alten bundesmäßigen Herkommen zu bleiben. Lebhaft erkannte er in demselben die Weisheit der Vorwelt. Seine nüchternen Grundsätze hierüber liegen in seiner **Anrede an die helvetische Gesellschaft in Olten vom J. 1782.**

Diese

Diese Anrede kann man als das politische Testament eines Schweizers von altem Schrot und Korn ansehn, und er selbst zieht sie allen seinen Schriften weit vor.

In dem Gensergeschäft hielt er laut und bis ans Ende die Parthey der untenliegenden Demokraten, und einen gemäßigten Sieg derselben hätte er, so zu reden, mit Gut und Blut erkauft.

Von dieser Zeit an zog man ihn bald in allen innern und äussern Staatsangelegenheiten zu den engern Vorberathschlagungen des geheimen und des Kriegesraths, und zu andern ausserordentlichen Komittéen. Bey mehrern heilsamen Anordnungen gab er, ohne daß jedesmal mehr als die nöthigen Personen darum wußten, den ersten, nachdrücklichen Stoß, und die bestimmte, logische Abfassung verschiedener öffentlicher Staatsschriften kömmt von ihm her. Gewisser anderer Auftritte, die er veranlasete, wollen wir hier nicht erwähnen, da er selbst nach jedem derley mehr und minder Aufsehn machenden Schritte sich vorbedächtlich wieder für eine Weile in bescheidenes Dunkel zurückzuziehn gewohnt scheint. Bey den neuerlichen Unruhen der Municipalstadt Stein war er eines der vier Mit-

glieder der dahin dreymal abgesandten landesherrlichen Commißion.

Ao. 1778. war er Mitglied der sogenannten Reformationskammer; von eben diesem Jahr an Assessor Synodi, und Curator der hiesigen Kunstschule. Ao. 1778. und 79. Beysitzer am Ehegericht. Von letztgenanntem Jahr an Examinator der Kirchen und Schulen, und seit Ao. 1783. Pfleger der Stift zum grossen Münster.

Unter den politischen Grundsätzen, die man von ihm bey allen schicklichen Gelegenheiten vornemlich zu hören gewohnt ist, zeichnen sich folgende aus:

Daß alles Alte in Verfassungen, Anstalten, Gesetzen und Uebungen in so fern ein günstiges Vorurtheil für sich haben müsse, daß man es niemals zu verändern suche, bis man nach genauer Prüfung sicher ist, daß die Ursachen nicht mehr vorhanden sind, denen es seinen Ursprung zu danken hat.

Daß man die Localrechte grösserer und kleinerer Kommunen, um des sogenannten allgemeinen Besten und um der beliebten Ernförmigkeit willen, nicht willkührlich beeinträchtigen dürfe.

Daß man keine Gesetze mache, wo die herrschende Denkart den vorhabenden Endzweck auch ohne Gesetze zu erreichen noch mächtig genug ist.

Daß

Daß die strenge Gerechtigkeit niemals, die so genannte Billigkeit hingegen zum öftersten klares Unrecht thut.

Daß politische Freyheit noch mehr werth sey als die bürgerliche, weil die erstere diese allein hinlänglich verbürgen kann.

Daß man der gemeinen Ehre auch des geringsten Bürgers und Landmanns aufs zärtlichste schonen müsse.

Daß ächter militärischer Geist den Geist der Freyheit vielmehr aufrecht erhalte, als mit demselben unverträglich sey.

Daß Aufwands- und andere Sittengesetze darum nicht unnütz seyn, weil sie niemals ihren ganzen Endzweck erreichen können.

Daß in Absicht auf Staatswirthschaft einer kleinen Republik, ein ersparter Schilling ein gewonnener Schilling sey.

Daß Staatsluxus in einem Freystaate nicht zur Staatsehre gehöre.

Mitten unter seinen, bald täglich zunehmenden, theils öffentlichen, theils häuslichen Geschäften, (da er Vater von zehn lebenden Kindern ist, welche im Sommer 1782. ihre würdige Mutter an der Geburt des dreyzehnten eingebüßt haben,) mitten unter mancherley Zerstreuungen, welche ihm nicht bloß zur Erholung, sondern

auch zu ausgebreitetern Einwirkung dienen, im Umgange mit edlern Menschen von jedem Alter und Stande, bey häufigen Besuchen von Fremden, bey wiederholten, kleinen Reisen, meist in die schweizerschen Berg- und Hirtenländer, -- ligt er nichts desto weniger den Wissenschaften, freylich immer vorzüglich den vaterländischen, noch beständig mit dem Eifer eines lernensbegierigen Jünglings ob. Seit dem Junius 1783. besorgt er die Herausgabe der Monatschrift des Schweizerschen Museums, in welcher, nebst den schon oben erwähnten, noch verschiedene von seiner Hand und mehr andere von ihm verbessert sind; und eben so seit dem J. 1782. eine **allgemeine Blumenlese der Deutschen**, wovon bisher fünf Theile erschienen. Der gemeinnützige Zweck dieser beyden letztgenannten, litterarischen Unternehmungen ist aus den Vorreden zu denselben sichtbar. Aus denen zu den verschiedenen Abschnitten der poetischen Blumenlese sieht man nebenbey, mit wie viel nüchterner Einsicht er sein von allem Ansehn unabhängiges Urtheil auch über solche litterarische Gegenstände zu geben weiß, welche mit den gewohnten Gegenständen seines Nachdenkens und Fleisses sonst in keinem Verhältnisse stehn. In den schweizerschen Almanachs sind neben den bereits

an-

angeführten Aufsätzen von ihm: **Rudolf von Erlach** und die **Briefe des Grafen von St. Alessandrino**, und im schweizerschen Sammler, neben andern, das XVIIIte Stück **von der Befügniß eines Republikaners, Ehren und Aemter auszuschlagen**, welches in Mignatüre abermals gleichsam ein Abdruck seiner Seele ist.

Noch zum Beschlusse. Erst von seinem dreyßigsten Jahr an, da unser F. empfand — wie sehr Abhärtung und Leibesübungen den Menschen in hundert Rücksichten erst recht zum Menschen machen, fieng er noch an, seinen von Natur zwar gesunden, aber nicht sehr starken Körper zur Beraubung und Abhärtung jeder Art, wie z. B. zum Flußbade, Lauffen, Bergsteigen u. s. w. in solchem Grad zu gewöhnen, daß er jetzt in seinem vierzigsten Jahre ordentlich mehr zu vertragen scheint, als ehmahls in seinem zwanzigsten.

Zu Abauzits Leben s. 307.

Aus einem Schreiben des Prof. Vernets.

Ends des Jahres 1767. verlor ich meinen Abauzit. Ihm hatte ich vieles zu danken. Er war eben so verehrungswürdig durch seinen moralischen Charackter, als durch seine unbegränzte Gelehrsamkeit. In gleich hohem Grade besaß er Gedächtniß und Urtheilskraft.

Sein stilles, einförmiges Leben beschrieb einer seiner Freunde, der Advokat de Végobre, an der Stirne einiger von seinen Abhandlungen über die Religion, die im J. 1770. zu Genf gedruckt sind. Unter diesen Abhandlungen befindt sich auch ein Versuch über die Apokalypse, den ich von seiner eignen Hand hatte. Man sieht daraus, daß, wenn Abauzit in jüngern Jahren an der Canonicität dieses Buchs gezweifelt hatte, er seither hierüber seine Meynung änderte, und zwar nicht allein wegen der Einwendungen, die ihm im J. 1732. von einem gelehrten Britten, Leonard Tevels, gemacht worden, sondern auch, weil er mit Ligtfoot, Vitringa und andern (nach der syrischen Uebersetzung und nach dem Epiphanius) den Schluß machte, daß das Datum dieses Buches keineswegs, wie man gewöhnlich glaubt,

glaubt, aus Domitians Zeiten sey, sondern vielmehr aus den Zeiten des Nero, wo der Tempel zu Jerusalem noch nicht zerstört war. Aus grammatischen Anzeigen bewieß er, daß jene Stelle des Irenäus, welche die Verbannung des Johannes nach Pathmos in Domitians Zeitalter setzt, mißverstanden worden. Dieses brachte ihn auf die Gedanken, daß eines der merkwürdigsten Stücke der Apokalypse (Kap. XI. flg.) nichts anders sey, als die Erweiterung der Weissagung Christi bey Matth. XXIV. von den Schicksalen der Juden, in der Schreibart Ezechiels und Daniels, die bey solchen Fällen pflegte nachgeahmt zu werden. Auf solche Weise macht er die vier Reuter, von welchen geredt wird, zu den vier letzten römischen Rittern, Felix, Festus, Albin, Florus, welche in Judäa regierten. Das Thier mit seiner Herrschaft von 1260 Tagen macht er zum Sanhedrim. Alles dieses klärt er durch historische Umstände mit gleicher Gelehrsamkeit auf, die er auch bey Auslegung des XIten und XIIten Kap. des Daniels an den Tag gelegt hatte. Hieraus begreift man, daß Johannes bey Ankündigung so naher Begebenheiten, aus Klugheit sich eben so, wie Ezechiel, in alegorischen Schleyer habe einhüllen müssen. Auch begreift man, daß diese räthselhafte Schrift anfangs nur wenig

 Hän=

Händen anvertraut und nicht so bald, wie die andern Bücher des N. Testaments bekannt gemacht worden.

Abauzits Lobrede findt man auch bey Servan, dem General-Advokat des Parlements von Grenoble, in seinen Reflexions sur les Confessions & les Promenades de J. J. Rousseau. 1783. In dem schönsten Kontraste zeigt Servan die friedliche Weisheit Abauzits mit Rousseaus wildem, romantischen Genie. Nichts desto weniger bemerkt er s. 166. zwischen beyden die auffallendesten Aehnlichkeiten.

Conrad Pellican.

Derselbe ward den 8. Jänner 1478. zu Rufach im Elsaß geboren. Im J. 1491. begab er sich auf die Schule nach Heidelberg. Im J. 1496. trat er in seinem Vaterland, wider den Willen seiner Verwandten, in den Orden der Franziscaner. Mit Eifer lernte er die damals beynahe vergessene, ebräische Sprache; hiezu ward er durch den Vorwurf eines Juden ermuntert, welcher behauptete, daß die heiligen Bücher in den Uebersezungen der Christen verfälscht seyn. Zur Fortsezung

zung

zung der Studien gieng er im J. 1496. auf die Schule nach Tübingen; daselbst genoß er Kapnio oder Reüchlins vertraulichen Umgang; auch gelangs ihm, eine in Italien gedruckte, ebräische Bibel zu kaufen; aus dieser schrieb er ein Wörterverzeichniß; zugleich erhielt er in Handschrift einige Hefte von einer ebräischen Sprachkunst; bloß durch diese Hülfsmittel allein bracht' ers so weit, daß er mit Reüchlin kann als Wiederhersteller der ebräischen Litteratur angesehn werden. Fleissig las auch Pellican die Schriften der Kirchenväter. — Im J. 1501. ward er zu Pforzheim zum Priester geweyht; seine erste Meß las er zu Basel; daselbst ward er im J. 1502. in dem Kloster seines Ordens zum Lector der Theologie ernennt. Im J. 1504. erklärte ihn der Kardinal Raymund Gallus zum Licentiaten, mit Beyfügen, daß er sogleich nach Erreichung seines dreissigsten Jahres den Doctortitel annehmen möge. Dieser Kardinal hätte ihn gern mit sich nach Rom genommen; die italienische Luft schien ihm nicht zuträglich; von Locarno gieng er nach Basel zurück; daselbst setzte er die theologischen Vorlesungen bis zum J. 1508. fort. Bey dem baslerschen Bischof Christoph war er sehr wol gelidten; auf dessen Befehl schrieb er einen kurzen Begriff der christlichen Lehre; in demselben erklärte er die

Lehre

Lehre vom Ablaß, von der Beichte, vom Fegfeur als verdächtig; ungeachtet des bischöflichen Beyfalls, ward das Werkgen von den Priestern verworfen. —

— Von Basel kam Pellican nach Rufach; in dasigem Kloster erklärte er seinen Ordensbrüdern die Margaritam philosophicam und andre Autoren. Im J. 1511. ward er zum Guardian des Klosters zu Pforzheim ernennet. Auf einer Durchreise nach Speyer nahm er zu Bruchsal seine Einkehr bey Wolfgang Capito; gegenseitig eröfneten sie einander ihre Bedenklichkeiten wegen der Lehre von der Brodverwandlung. —

— Im J. 1515. nahm Pellicanen der Ordensprovinzial mit sich auf die Visitation der Ordensklöster in Ober-Deutschland; dadurch gerieth er in Bekanntschaft mit vielen Gelehrten. Im J. 1516. hatte er einem Kapitel von 700. Ordensbrüdern zu Rouen in Frankreich, und im J. 1517. dem allgemeinen Ordens-Kapitel zu Rom beygewohnt. Bey der Zurückkunft nahm er zu Rufach die Stelle eines Guardians an. Bey einem Commenthur zu Müllhausen billigte er Luthers Lehrsätze gegen das Fegfeuer; auch las er den jungen Mönchen zu Rufach des Erasmus Umschreibung des neuen Testamentes. Im J. 1519. ward er einer der vier Ordensfinitoren und Guar-

dian

dian des Klosters zu Basel. Hier fand er viele Ordensleute, die sich aus Luthers Schriften erbauten. Hierinn bestärkte er sie, er beförderte Luthers Schriften zum Drucke und begleitete selbige mit Anmerkungen. Im J. 1523. baten die Dohmherren und Professoren in Basel beym Ordensprovinzial um seine Entfernung. Dieser aber setzte sich die Obrigkeit in Basel entgegen. Von derselben ward ihm nebst Oecolampaden im J. 1524. der theologische Lehrstul aufgetragen. Um so viel grösser und verdienstvoller erschienen Pellicans Bemühungen um die ebräische Litteratur, je mehr noch bisher dieses Studium vernachläßigt worden. — Als im J. 1523. Luther die fünf Bücher Moses in deutscher Sprache herausgab, schrieb hierüber Pellican an Thomas Blaurer: er habe diese Uebersetzung mit dem ebräischen Grundtexte verglichen, & vehementissime placet, ut minor post hac necessitas sit, investigandi hebraïcam veritatem, nisi tantum Præceptoribus. So weit war er also von dem Hochmuth der Pedanten entfernt, daß, ungeachtet seiner Vorliebe für das morgenländische Sprachstudium, er gleichwol dasselbe nicht weiter, als nur für die eigentlichen Sprachlehrer für nothwendig erklärte, so bald nämlich richtige Uebersetzungen erschienen seyn würden. — Die vornehmsten Bürger

zu

zu Basel begehrten von den Mönchen, sie sollten die vielen Singstunden und Messen in Predigten und Auslegungen des neuen Testamentes verwandeln. Pellican unterstützte dieses Begehren der Bürger; die Mönchen aber schrien: das Predigen an den Werktagen rieche nach der lutherschen Sekte: von solchen trägen Mönchen zogen die Bürger ihre Hand ab und liessen sie darben. Pellican behielt die Nutzniessung von seinem Professorat; um sein eigen Geld ward er aus Adam Petri Küche bewirthet. Dies that er, weil er von dem Keller- und Küchenmeister, seinen ärgsten Feinden im Kloster, eine Vergiftung besorgte.

Im J. 1525. wurde zu Basel öffentlich die Reformation eingeführt. Nach Abschaffung der Klöster kam Pellican im J. 1526. als Lehrer der ebräischen Sprache nach Zürich. Jahrs drauf erhielt er zugleich das theologische Lehramt. Nunmehr warf er das Ordenskleid von sich. Ungeachtet seiner Neigung zum ehlosen Leben, ließ er sich izo von seinen Freunden zu einer Heyrath mit Anna Frieß, der Schwester des Ludimoderator Johann Friessen, bereden. In dieser Ehe hatte er einen Sohn, Namens Samuel, gezeugt, der ihm nebst dessen Kindern zum Trost im Alter gedient hat.

Im J. 1528. hatte unser Pellican dem Religionsgespräch in Bern beygewohnt. Seither schlug er manchen auswärtigen Beruf aus; im J. 1540. erhielt er das Bürgerrecht und ein Canonicat beym grossen Münster in Zürich; auch ward ihm die Aufsicht über die Stifsbibliothek anvertraut. Den 6. April 1556. ist er in einem glücklichen und ruhmvollen Alter gestorben.

S. 253. von unten L. 5. anstatt Großmeister les. Kommenthur.



